

UNIVERSITÄT BREMEN
Studiengang Psychologie
Diplomarbeit gem. DPO 1982

Titel:

„ZUM SCHICKSAL DES TODESTRIEBES IN DER PSYCHOANALYSE“

**- Positionen und Lesarten zu
Sigmund Freuds umstrittener
Konstruktion -**

Eine auch zum Ausdrucken freigeschaltete Version der Arbeit erhält, wer mir sein Interesse daran zuvor per
Email bekundet: jehlers@uni-bremen.de

Gutachter:

Prof. Dr. Gerhard Vinnai
Dipl. Psych. Erhard Tietel

vorgelegt von:

Jochen Ehlers

Bremen, im Frühling 1995

© Copyright verbleibt ausschließlich beim Autor.
Rückmeldung willkommen, Veröffentlichung, auch teilweise,
nur nach Absprache.
Email: jehlers@uni-bremen.de

„Ach, das Ende ist so trübe!
Nach der holden Liebesnot
Kommen Nöten ohne Liebe,
Nach dem Leben kommt der Tod.“
(Heinrich Heine)

Ob er nicht schon viel früher kommt, wird zu untersuchen sein...

I: Einleitung	4
1. Der Weg zum Thema, die zugrundegelegte Idee	4
2. Die Durchführung der zugrundegelegten Idee.....	6
3. Begründung der Literatúrauswahl, der Vorgehensweise, der Formalien.....	8
II: Vorstellung des Todestriebes durch Sigmund Freud	14
1. Freud und das Jenseits (...des Lustprinzips)	14
2. Der Todestrieb im Diesseits – am Beispiel des ‘Unbehagens in der Kultur’	40
III: Die Rezeption der Freudschen Todestriebhypothese	57
1. Der ausgezählte Todestrieb – Die ‘Untersuchung’ von Rudolf Brun.....	57
2. Der Todestrieb beim Menschenfreund – Erich Fromm.....	69
2.1. Exkurs: Was geschah mit Erich Fromm?	86
3. Die fatal-letale Dreierbeziehung von ‘Ambivalenz, Todestrieb und Narzißmus’ – K. R. Eissler.....	89
4. Das (Bio)Logische an Freuds Todestriebhypothese – Frank S. Sulloway	106
5. Sprache als Jenseits des Biologismus der Todestriebhypothese – Lacan durch Peter Widmer	122
6. Das sprachlose ‘Warum’ des Todestriebes und ‘Seine Stellung in der Theorie des Sexualtriebes’ – Jean Laplanche.....	133
7. Der vorgetragene Todestrieb – Elfriede Löchel.....	151
7.1. Exkurs: Der Todestrieb am IPS am 5.7.1994	160
IV: Versuch zu einem begründeten Urteil	163
Literaturverzeichnis.....	182

I: Einleitung

1. Der Weg zum Thema, die zugrundegelegte Idee

Lange hat es gedauert, mich von dem, wenn auch nicht ausgesprochenen, so doch ahnungsvoll vorhandenen und das Anpacken der Arbeit verhindernden Anspruch zu befreien, mit einem (meinem letzten universitären) Streich mal eben alle Rätsel und Fragen rund um die Freudsche Todestriebhypothese zu lösen und die seit Jahrzehnten die Psychoanalyse verwirrenden Probleme als durch mich erledigt zu hinterlassen. Als gäbe es da etwas, daß nach eingehender, fleißiger und inspirierter Betrachtung und Bearbeitung durch mich plötzlich bar jeder Widersprüche und Ungereimtheiten als runde Sache aufgehen könnte.

Solches wird nun nicht mehr zu erwarten sein.

Nach zähem Durchringen zum Backen kleinerer Brötchen habe ich mich in überlebbarer narzißtischer Selbstkränkung mit der Aufgabe¹ abgefunden, meinen Weg zu einem begründeten Urteil über ein endlos-endgültiges Thema aufzuzeigen, ohne (Letzt)Gültiges hinterlassen zu können.

Das ausgewählte, mal methodisch, mal einst 'stöbernd' aufgefundene Material wird anhand einer vorangestellten Fragestellung mit gezügelmtem Temperament, so wie es der Wissenschaftlichkeit frommt, aufzubereiten sein. Die verlässliche oder schwankende 'psychische Energie'² dazu (auch so ein Freudscher Begriff, der sich der handlichen Zubereitung entzieht), aus dem mein Vorhaben sich speist, mag genauso wie mein langatmiges Einpendeln auf mein vielleicht moribund-nekrophiles Thema auch zu tun haben mit der biographischen Abschiedssituation in der es angegangen wird. Nach der Diplomarbeit ist Schluß mit dem Gewohnten. Neues droht und lockt. Trennung von Menschen, Institutionen, täglichen und jährlichen Rhythmen muß vorwegnehmend bearbeitet sein und schlägt sich untergründig, aber durchaus auch wahrgenommen und pragmatisch ins Fruchtbare gewendet, nieder in einer Themenwahl über Werden und Vergehen, Verwandeln und Rückkehr, Wiederholen und Wieder-Holen, dann und wann auch Fortschritt. Ich hoffe, am Schluß der Arbeit mehr darüber zu wissen, warum ich gerade so worüber eigentlich geschrieben habe. Doch das wäre ein anderes Thema.

Warum ich mich nun gerade mit diesem Thema befasse, nachdem mir etliche andere genauso aus dem Kopf entschwanden wie sie mir einst in diesen gekommen waren, weiß ich nicht viel

¹Der diesem Wort innewohnende Doppelcharakter von etwas 'zu Leistendem' wie von etwas 'Aufzugebenden' wird meine Arbeit durchziehen, speziell wo es um die 'Lebensaufgabe' geht.

²Vergl. Freud 1900 „Die Traumdeutung“

genauer als damit zu begründen, als daß am Ende eines Studiums ein *end – gültiges* Thema sich gut machen würde als Verbindung von Form und Inhalt.

Eine Überdosis Sterben habe ich mir vielleicht eingefangen, als ich mich als eigentlich unsterblicher Jüngling plötzlich von einem Sommertag auf den anderen für ein Jahr auf der Sickenstation eines Alterskrankenhauses zum Wehersatzdienst wiederfand. Solch ein Ort macht besinnlich.

Gerade auch das sinnierende Verweilen vor manch tropisch-quirligem Abfall- und Aashaufen, das Zeugwerden von manch öffentlicher – mitunter unvollkommener – Leichenverbrennung ließ mir die scharfe Trennung zwischen Leben und Tod nicht mehr zu.³ Leben und Tod als Entweder-Oder, als scheinbares Nacheinander im Lebenslauf des Einzelnen zu betrachten, taugte nicht als Sichtweise; irgendwie schienen die scheinbaren Pole doch miteinander verwobener als bisher von mir gedacht und auseinanderverdrängt. Wenn Tod schon ein Phänomen in, nach, vor oder neben dem Leben ist, was mochte dann wohl davon zu halten sein, daß es da in der Psychoanalyse gar einen ‘Todestrieb’ geben sollte, einen Trieb zum Tode, des Todes oder wie auch immer zu diesem in theoretische Beziehung gedacht, aber schon angesiedelt in der Psyche des Einzelnen?⁴

Die Frage, wann und womit das Sterben eigentlich anfängt, und wo es schon in der Psyche des Lebenden vielleicht seinen Platz hat, ließ mich nie mehr ganz los. Da kommt es mir zu- paß, zur Lebensmitte (weiß man’s?) diese Frage einmal akademisch aufzuziehen in der Formulierung:

„Was sagt die Psychoanalyse zur Frage eines möglichen Todestriebes als psychisches Regulativ? Wie, warum und wann formuliert Freud eine Todestriebhypothese, wie wurde sie von wem aufgenommen oder warum gerade nicht, und ‘was kann man – egal wie man zu ihrer Herleitung steht – damit anfangen’?“

Das soll die zu verfolgende Idee, die Fragestellung meiner Arbeit sein. Gibt es vielleicht unterschiedliche Sichtweisen auf diesen Freudschen Gedanken, wenn ja, worauf berufen sie

³Schleich schien einst – im Labor – von ähnlichen Assoziationen ereilt worden zu sein: „Ist es doch trübste Dunkelmännertaktik, dem Laien immer wieder das Gruseln einzuflüstern von der Schrecklichkeit und Häßlichkeit des in der dunklen Erde Zerfressenwerdens, von allerhand eklem Gewürm und Geschmeiß. Wer mikroskopisch jemals Einblick gewonnen hat in die hier sich vollziehenden Zellhochzeiten und Befruchtungen der Kleinlebewesen durch die Chromosombröckel des erschlossenen Keimmaterials der Begrabenen, der kann in diesem Vorgang nichts Fürchterliches, Schauriges und Ekelhaftes je mehr erspüren, seine Phantasie steht staunend, jauchzend vor dem allergrößten Wunder voller Schönheit, Sinn und Herrlichkeit. Er müßte sonst auch Ekel empfinden vor dem Anblick eines befruchteten Eichens, aus dem eine Blüte, ein Kindchen oder ein Vöglein wird. Denn nichts anderes ist die Zeugung neuer Individuen als dies Sterben und Werden, ohne die man nur ein trüber Gast in oder auf der dunklen Erde ist.“ (Schleich 1921, S. 41f)

sich? Lassen sich repräsentative Pole anhand repräsentativ auszuwählender Autoren finden? Was trennt, was verbindet, was motiviert die verschiedenen Positionen und Lesarten?

In der Erwartung, am Ende zwar wohl kaum Abschließendes über mein Thema, aber doch hier und da mehr über diesen und jenen Aspekt zu wissen, vielleicht fähiger zu klügeren Fragen zu meinem Gegenstand geworden zu sein, vertrete ich im Folgenden meine Art der Durchführung und Gliederung meines Vorhabens, so wie es im Inhaltsverzeichnis sich niederschlägt.

2. Die Durchführung der zugrundegelegten Idee

Die Arbeit wird nicht erschöpfend sein, schlimmstenfalls den Autor vor der letzten Zeile verschleißten. Sie will nichts anderes, als visitenhaft in die Geschichte der Diskussion um die Freudsche Todestriebhypothese hineinleuchten und das Spektrum der Rezeption seiner diesbezüglichen Gedanken (Spekulationen?) ausschnitthaft aufzeigen und vielleicht ordnen. Es soll aber auch gar nicht verhehlt werden, daß schlichte Neugier und Mehr-Wissenwollen hinter ihr steht; d.h. ich selber mußte und wollte mich erstmal/einmal über all das klug machen, was ich dann auch noch sogleich kritisieren sollte; daher die vielen Zitate und Zusammenfassungen als Grundlage einer erst später mir vielleicht möglichen Einordnung. Bei der versuchten Annäherung an eine Beantwortung der Eingangsfrage, die – kürzer gefaßt – dem „*Schicksal des Todestriebes in der Psychoanalyse*“ nachspüren will, kommt natürlich ‘der Meister’ selber reichlich zu Wort, und es ist nicht Seitenschinderei, wenn seine zentralen Konstruktionen zu diesem Aspekt des psychoanalytischen Gedankengebäudes z.T. akribisch und manchmal sogar wiederholt referiert werden, aber dann jeweils von anderen Autoren in ihrem je eigenen Argumentationszusammenhang oder -interesse aufgefaßt.

Wer nun von mir eine laienhafte, tiefsttheoretische Einmischung in die allgemeine Triebbegriffsdiskussion der Psychoanalyse erwartet oder befürchtet, mag enttäuscht oder beruhigt sein, solches habe ich nicht vor, und solches wäre auch nicht der zentrale Punkt meiner Auseinandersetzung. Ich wäre schon froh, wenn ich aufzeigen könnte, wie *ein* einmal in die Welt gesetzter Terminus sich vielfältig entfaltet, und vielleicht manchmal auch, warum gerade *so*.

Was denn das enger gefaßte Triebchicksal⁵ des Todestriebes in der *Psychoanalyse als Theorie* nach Freudscher und anderer Autoren Meinung sein soll, sein kann, will ich erörtern, ge-

⁴Die Frage, was denn für ein Tod und was denn für ein Trieb im Todestrieb auf *einen* Begriff gezwungen werden (sollen), durchzieht meine ganze Arbeit, ohne das *eine* (alleinige) Antwort am Ende herauskommt.

⁵Vergl. z.B. Freud (1915): „Triebe und Triebchicksale“

nauso wie ich dem 'Rezeptionsschicksal' des von Freud in die Welt der *Psychoanalyse als Institution* hineingeworfenen, provozierenden Begriffs nachforsche. Mehr als ein Beitrag zu einem endlosen, doch das Ende betreffenden Thema kann das alles nicht werden, deshalb das selbstbescheidende „Zum“ in meiner Titelzeile.

Weil ein Text, besonders ein Freudscher nicht als Aussage einfach und eindeutig dasteht (da steht's doch!...), sondern die '*Lesart*' einer gedanklichen Konstruktion, hier die der Freudschen Todestriebhypothese, eng mit der '*Position*', die man dazu entwickelt oder mitbringt, zusammenhängt, mithin schwer auszumachen ist, was zuerst da war, soll auch die mögliche Verquickung dieser beiden Begriffe behandelt werden.

Auch wird die Freudsche Theorieentwicklung seinen durch verschiedene Biographen belegten körperlichen, sozialen und institutionellen Lebensumständen und Bedrängungen gegenübergestellt, und es werden die auch darauf durchaus unterschiedlichen Sichtweisen der Chronisten referiert.

Zwar kein bunter Reigen, aber doch eine von ihren Standpunkten im und zum Leben, in der Theorie, von ihrer Bekanntheit und Bedeutung in der psychoanalytischen Literatur und Institution her heterogene Reihe von (z.Z.) Klassikern und (z.Z.) Außenseitern der Psychoanalyse wird mit ihrer je eigenen Aufnahme, Auffassung, Anwendung, Verarbeitung oder Verwerfung der Todestriebhypothese zur kurzen oder längeren Erwähnung kommen.

Am Schluß versuche ich mir einen Reim auf das Vorgeführte zu machen, versuche es zu ordnen, zu gewichten, in seiner Bedeutung für meine formulierte Eingangsfrage abzuschätzen und dann in ein begründetes Urteil zu überführen. Dem mit dem Thema schon Vertrauten wird klar sein, daß es sich bei dem von mir vorgeführten Material in wohl höherem Maße als sonst in der psychoanalytischen Fachdiskussion üblich und hingenommen, um vorgeschlagene Welterklärungsmodelle, Spekulationen, Anschauungen, vage Vorgriffe auf später mal – wenn überhaupt – noch fundierter zu Belegendes handelt, wenn nicht gar um als 'überflüssig', 'störend', 'abseitig' berechtigterweise längst Abgetanes.

Ich weiß, daß es mir nicht immer leicht fallen oder gar gelingen wird, solchen 'Nebel' korrekt so wiederzugeben, daß das, was in ihm dennoch enthalten sein mag als noch Unausgesprochenes, Un-Gewußtes, oder von mir bloß Nicht-Begriffenes bei meiner naiven Komprimierung nicht verloren geht. Die Ungereimtheiten mancher Zeilen meiner Vorlagen mögen die belanglosere Hülle sein und bleiben für den Gedanken, der zwischen ihnen erst aufkeimt oder mir schlicht entging. Die Arbeit wird Brüche aufweisen. Vieles eigentlich Notwendige bleibt

ausgespart, manch fundiertes Originalzitat steht als aus dem Zusammenhang gerissener Behauptungsbrösel in falschem Licht, und manch ausgetretener Argumentationspfad wird auch von mir ein weiteres Mal bloß holprig und uninspiriert nachgestolpert.

Die Lust, abseits des Vorgefundenen, der üblichen Rezeptionsroutinen, aber aufbauend auf ihrer fundierteren Kenntnis, Eigenes zu versuchen, bleibt aufgespart für's Resümee am Schluß dieser Arbeit, oder für das Leben danach. So hoffe ich denn, daß genügend Wut über die 'Zumutung, diese Arbeit noch schreiben zu sollen', mich sie beizeiten *fertigmachen* läßt und vielleicht sogar einst von der Freude über am Wegesrand des Bemühens erhaschte Erkenntniskrümel abgelöst wird. Wäre das dann schon etwas von der Dialektik von Eros und Todestrieb...?

3. Begründung der Literatúrauswahl, der Vorgehensweise, der Formalien

Begründung der Literatúrauswahl:

Ich hatte schon eine Menge von Freud gelesen, und hatte mich – insbesondere durch seinem Text „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) – auf die Todestriebproblematik aufmerksam und neugierig auf Weiteres in dieser Richtung machen lassen. Da Freud selber und auch seine diversen Biographen (z.B. Jones 1962) immer wieder auf das „Jenseits des Lustprinzips“ (Freud 1920) als den zentralen Einführungstext des Todestriebes hinwiesen, erscheint es unerläßlich, dieses schwierige, auf so viele Arten – wenn denn überhaupt – zu verstehende Werk vorzustellen, um danach anhand des „Unbehagens in der Kultur“ zu schauen, 'was man (zumindest und zuerst Freud) mit der Todestriebhypothese anfangen kann', wie sie zur Erklärung vieler Phänomene in der Psyche des Einzelnen, der gesellschaftlichen Kollektive, der menschlichen Kulturentwicklung beiträgt.

Mir war beim Durchstöbern der Psychologiebibliothek und diverser Nachschlagewerke nach Todestriebverweisen nicht entgangen, wie umstritten die Freudsche Todestriebhypothese von Anfang an war. Viele Autoren hatten sich dazu auf gänzlich verschiedenen Niveaus – wie mir jedenfalls schien –, mit durchaus durchschimmernden Intentionen und von unterschiedlichen Standpunkten aus zu Wort gemeldet.

Da galt es auszuwählen. Aber wie?

Um nicht gänzlich die Literatúrauswahl meiner eigenen ahnungsarmen Willkür zu überlassen und um auch nicht unter den zeitweise über 100 zusammengestellten Literaturhinweisen

zu ersticken, schloß ich mich zur ersten Orientierung Brun (1953) an, der eine Durchsicht der Todestribliteratur bis zum Jahre 1953 geleistet haben wollte. Diese werde ich referieren. Welche spezielle Problematik es mit diesem Autor auf sich hat, bleibt in dem ihm gewidmeten Kapitel nicht verschwiegen. Brun bringt zwar viele Stimmen (über 50) zu Wort, läßt aber, und das nicht nur notgedrungen, dabei Tiefe und Genauigkeit vermissen, taugt aber immer noch für einen Überblick und gibt auch ein gutes Beispiel dafür ab, mit welcher manchmal gar nicht so auf- oder abgeklärten Gemütsverfassung die psychoanalytische Diskussion um den Todestrieb (herum?) geführt wird.

Ich wollte aber auch Texte, in denen es etwas fundierter zugeht. Aber welche nehmen? Beim Durchsehen der Todestribliteratur bildete sich mir nach und nach eine Art Raster, nach dem sich die Stimmen zum Todestrieb ordnen ließen, und ich vermeinte typische Sichtweisen zu erkennen.

Desweiteren mag es darüber hinaus am emotionseinladenden Begriff 'Todestrieb' gelegen haben, daß manche Autoren ziemlich unverhohlen am Freudschen Todestriebbegriff mit ihren eigenen Kategorien zu ihren eigenen Zielen herumargumentierten, so daß bei allgemeiner (stellenlesender?) Bezugnahme auf den 'Meister' z.T. gänzlich Unterschiedliches dabei herauskam. Auch das wollte ich vorführen. Anhand einer solchen Gegenüberstellung wollte ich die Todestrieverarbeitung eines Kultur – 'Optimisten' (Erich Fromm), der Freuds Thesen auf mancherlei Art zu relativieren und 'unschädlich' zu machen versteht (jedenfalls in meinem Verständnis) kontrastieren mit dem Kultur – 'Pessimismus' Kurt R. Eisslers, dem im Gegenteil die Freudschen Thesen noch nicht an ihr schlimmstes Ende gedacht schienen.

Über den 'frühen' Fromm, als er noch am „Frankfurter Institut für Sozialforschung“ wohlge-
litten und noch nicht wegen mangelndem, „vom Haß geschärften Blick auf das Bestehende“ (Wiggershaus 1988, S. 298) von Max Horkheimer entlassen war, hatte ich manches mich klü-
ger machende Referat gefertigt, hatte aber mit seiner späteren Wendung zu einer Art messia-
nischer Humaneuphorie meine Schwierigkeiten. Wie so ein später 'Künstler der Liebe'⁶ mit
einer so lebens- und liebesunfreundlichen Freudschen Provokation wie dem Todestrieb um-
gehen würde, schien interessant zu werden, und in seinem späten Werk „Anatomie der
menschlichen Destruktivität“ (Fromm 1974) wurde ich diesbezüglich fündig. Außerdem ent-
hält dieses Werk eine gute Einführung in die Schwierigkeiten und Geschichte der Freudschen
Begriffsbildungen. Daß Fromm dann genau an diesen Stellen seinen freudkritischen Hebel
ansetzt, schmälert nicht den Gebrauchswert seines Bemühens für das Verständnis des Kriti-
sierten.

⁶ Vergl. Fromm (1971): „Die Kunst des Liebens“

Die kulturpessimistische Ausrichtung K. R. Eisslers war mir bekannt; wie Eissler nun – sich auf denselben Freud berufend wie Fromm – seine Welt- und Seelensicht in seinem Buch „Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus“ (1980) darstellte, seinem ‘Meister’ kaum widersprechend, da der im hoffnungsarmen Ergebnis voll auf seiner – wenn auch anders fundierten Linie lag –, schien mir einen guten Gegenpart zur vorher genossenen beharrlichen, beharrenden frommen Menschenfreundlichkeit zu versprechen.

Allmählich und doch erschreckt sensibilisiert für die abgründigen triebtheoretischen Schwierigkeiten, die es mit der Freudschen Todestriebhypothese auf sich hat, meine leichtfertige Themenwahl fast schon bereuend, und unzufrieden mit dem Geleisteten, wagte ich mich an den eher unanschaulicheren, aber doch wohl notwendigen, weil angemessenen theoretischeren Teil meiner Arbeit. Der Todestrieb ließ sich, soviel war mir leider klargeworden, mindestens psychologisch, biologisch, physiologisch, philosophisch, soziologisch, sprachorientiert, struktural, poststruktural, modern, postmodern, etc. auffassen. Nicht alles, aber doch Einiges davon galt es abzuhandeln anhand repräsentativ auszuwählender Autoren.

Für die Richtung, die Freud und die Psychoanalyse (und damit auch den Todestrieb) ganz der Biologie zuschlagen will, steht Frank S. Sulloway (1982) mit seinem Buch „Freud. Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende“. Er bezeichnet Freud geradezu als „Krypto – Biologen“ (Sulloway 1982, S. 29), d.h. als Biologen, der sich – aus aufzuzeigenden Gründen – zumindest nach außen nicht als solcher zu erkennen geben wollte.

Meiner Vorliebe für prompte, holzschnittartige Gegenüberstellungen entsprechend, folgt dann, Sulloways so wasserdicht zusammenargumentiertes Freuderklärungsmodell beiseiteschiebend und jede etwaige biologische Fundierung des Todestriebes als unnötig zurückweisend, sogleich die Lacansche, sprachorientierte Auffassung zum Thema, vorgestellt und ins Verständliche ‘übersetzt’ (Lacan *ist* schwierig) durch Peter Widmer (1984) und dessen Beitrag „Zum Problem des Todestriebes“.

Ebenfalls auf der strukturalen Schiene liegt Jean Laplanche, dessen Gedanken mich deshalb faszinieren, weil sie den Todestrieb nahezu voraussetzungslos aus Freuds Denkgebäude begründen, fernab von den zu Beginn meiner Arbeit noch herumschwelenden metaphysischen, transkosmischen, spekulativ-raunenden, naturphilosophischen (Voraus)Setzungen und faustischen Großdichterworten⁷. Daß ich jemals bei Laplanche und dessen angemessenen Unanschaulichkeiten in „Warum Todestrieb?“ (1985) und „Der Todestrieb in der Theorie des Se-

⁷Vergl. Goethes Faust, darin Mephisto: „Denn alles was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht [...]“

xualtriebes“ (1988) landen würde oder müßte, war zu Beginn meiner Arbeit nicht beabsichtigt, erwies sich aber als quälend unvermeidlich.

Ein mögliches Kriterium der Literaturauswahl zu einem Thema kann auch die Aktualität sein. Den noch (denke ich) unveröffentlichten Aufsatz von Elfriede Löchel (1994) „‘Jenseits des Lustprinzips’: Lesen und Wiederlesen“ habe ich vor ein paar Monaten bekommen. Zu Beginn meiner Arbeit war er mir eine Art ‘Lesehilfe’ als ich das Freudsche „Jenseits des Lustprinzips“ vorstellte, und als „Lesart“ (Löchel 1994, S. 2) habe ich ihn dann auch dort mit eingearbeitet.

Mit den Gedanken und Ergebnissen, auf die Löchel in ihrer „Lesart“ des „Jenseits des Lustprinzips“ und damit des Todestriebes gekommen ist, den mehr referierenden Teil meiner Arbeit abzuschließen, macht (mir) die Sache rund. Solch Vorgehen birgt darüber hinaus noch einen weiteren Sinn, denn manche Gedanken, die ich in meinem ‘Versuch zu einem begründeten Urteil’ gemacht habe oder von ihnen Kenntnis erlangte, entsprangen einer eigentümlichen Diskussion, die sich am 5.7.1994 im „Institut für Psychologie und Sozialforschung (IPS)“ an der Universität Bremen im Anschluß an Elfriede Löchels Vortrag ihrer „Lesart“ dort ergab.

Begründung der Vorgehensweise :

Die Arbeiten der von mir ausgewählten Autoren werde ich in den mein Thema betreffenden Zusammenhängen versuchen zu referieren; wohl wissend, daß wie schon in der Auswahl, so auch in der Art der Aufbereitung sich schon (m)eine unterschwellige, mir schon bewußte oder noch unerkannt entglittene, Kommentierung vollstrecken mag am wehrlosen, abwesenden Autor. Das, was ich aus meinen Vorlagen mache – aus Vorsatz, Erkenntnis oder Begriffsunwilligkeit-, soll aber dadurch wieder ins Lot kommen, daß ich eine Menge aus ihnen zitiere und der Leser mich ertappen kann bei mancher ungerechtfertigten Zurichtung.

Stehen am Schluß alle meine aufbereiteten Sicht- und Verständnisweisen der Freudschen Todestriebhypothese nebeneinander, versuche ich sie noch einmal miteinander in Beziehung zu bringen, zu vergleichen, zu gewichten; aber gänzlich frei von dem Zwang oder der Absicht, sie irgendwie miteinander in Einklang zu bringen. Was nicht aufgeht, will ich nicht künstlich runden. Es mag am auf mich abgefärbten Thema der Arbeit liegen, daß ich zumindest während des Erstellungsprozesses ein ziemlich distanziertes Verhältnis zur *Harmonie* entwickelt habe, die als sowieso schon exotischer Lebenstatbestand nun auch noch als eine zumindest todestriebtheoretisch nicht mehr zu rechtfertigende Wunschgröße davonmutierte. Die verblei-

bende Vielfalt der Sichtweisen am Schluß, wenn nicht gar Ratlosigkeit, gilt es eben auszuhalten.

Begründung der Formalien :

Ich lege für mich die „Gesammelten Werke“ Freuds, die ‘Londoner Ausgabe’ zugrunde. Manche Autoren, die in meiner Arbeit ihrerseits Freud zitieren, beziehen sich auf Ausgaben, die mir wiederum nicht zugänglich sind. Solche Literaturangaben habe ich dann genauso übernommen, wie sie von diesen Autoren angegeben waren. Manchmal unterscheiden sich bei meinen verwendeten Autoren die von diesen angegebenen *Erscheinungsjahre* der von ihnen erwähnten Werke Freuds, aber auch anderer Quellen. Ich kann solche bibliographischen Differenzen weder lösen noch aufklären, habe aber mein angefügtes Literaturverzeichnis so reichhaltig ausgestattet, daß zumindest ein Auffinden der entsprechenden Werke möglich bleibt.

Zugegebener- doch angemessenermaßen zitiere ich viel. Um den Text nicht durch immer wieder aufs Neue pflichtgemäß an jedes Zitat sofort angehängte Quellenangaben ungenießbar zu machen, hätte ich Fußnoten verwenden können, habe mich jedoch entschlossen, die nötigen Angaben doch in meinen fließenden Text aufzunehmen und sie nicht an den unteren Seitenrand auszulagern. Zumindest ich lese über die akribischen Literaturangaben im Text lieber geübt hinweg, als daß ich – aus Neugier, was denn da vielleicht noch kommen mag – den Blick aus der aktuellen Textzeile reiße, am Seitenende nach der Fußnote und in ihr nach Interessantem forsche und dann meinen Blick zur inzwischen aus dem Auge verlorenen Zeile zurückzwinge. Somit verbleibt *meinen* Fußnoten das wirklich nur Ergänzende, nicht das Substantielle.⁸

„Text und Blockzitate hebe ich voneinander ab, indem ich letztere in Anführungszeichen „“ setze, einzeilig bringe und links einrücke. Ein beidseitiges Einrücken brächte kaum mehr Deutlichkeit, aber noch mehr Volumen und Gewicht und verursachte noch häufigere Aufforderung zum Umblättern.“

Was *in meinem eigenen Text* in runden Klammern „ ()“ steht, dient je nach hoffentlich offensichtlichem Zusammenhang der Erklärung, Verdeutlichung, aber bisweilen genauso der assoziativen, tastenden, doch angemessenen Ergänzung, soll nahebringen, daß hinter dem Gesagten sein Gegenteil oder das scheinbar Abseitige fruchtbar oder furchtbar schon lauert und zu-

⁸Außerdem senkt Fußnotenvermeidung die Kompatibilitätsbeschränkungen meiner Arbeit zu anderen PC – Textverarbeitungsprogrammen. Der ‘Datenhighway’ hält sich mit Fußnoten noch nicht auf, die bleiben auf der Strecke beim Konvertierungsversuch. Das war mir zu riskant.

mindest nicht unterschlagen werden soll, wenn es (Es) sich schon störend oder bereichernd dazumischt. Eine meinem abgründigen Thema angemessene Vorgehensweise, finde ich.

II: Vorstellung des Todestriebes durch Sigmund Freud

1. Freud und das Jenseits (...des Lustprinzips)

Dieses Kapitel will in groben Zügen, aber doch so unvermeidlich ausführlich, wie es mir dem (meinem) Verständnis dienlich scheint, Freuds Lebens- und Gedankengang während der Zeit der Todestriebhypothesenentwicklung aufzeigen. Nun ist der zentrale Text hierzu, nämlich das „Jenseits des Lustprinzips“ (Freud 1920), worin der Todestrieb eingeführt wird, vorsichtig gesprochen ‘schwer lesbar’. Manchmal weiß man nicht, und das geht bezeugbar auch gestandenen Analytikern und der Psychoanalyse wissenschaftlich verbundenen Theoretikern so⁹, ob man an sich selber oder an dem Autor zweifeln soll, so unnachvollziehbar und widersinnig scheinen manche Argumentationsfiguren, so hinterrücks wird zuweilen das, was eben noch mühsam als gültig herausgearbeitet wurde, im nächsten Absatz wieder fallengelassen, und das nicht nur an den Stellen, wo Freud sich eingestandenermaßen der Spekulation überläßt.

Freud hat aber diesen Text trotz aller Kritik schon an der Form seiner Abfassung und sowieso an den enthaltenen Thesen über 19 Jahre, bis zu seinem Tode 1939, so beibehalten, wie er ihn 1920 zur Veröffentlichung gab, und ihn nur noch hier und da höchstens marginal überarbeitet. Er hat seitdem nicht nur den schwierigen Gedankengang darin so belassen, sondern stets auch die Art und Weise der auf den ersten und auf den wiederholten Blick so umständlichen Herleitung der Todestriebhypothese und die Art deren Präsentation im „Jenseits...“ nicht mehr verändert. Das gibt zu denken und läßt nach dem Sinn suchen, wenn auf diesen auch noch nicht schließen, der dahinter – oder sogar schon darin – liegen mag. Die Frage, wie der in Freuds Text zu transportierende Inhalt in einer anderen, gewohnteren und bekömmlicheren Form vielleicht unterginge hinter allzu schnellen ‘diesseitigen’ Begrifflichkeiten und Begriffsgewohnheiten, ob im Gegenteil die schwierige Form vielleicht sogar geradezu unerlässlich oder unvermeidbar angesichts des ‘jenseitigen’ und ‘todestriebhaltigen’ Themas ist, wirft sich auf und soll behandelt werden.

Weil ich die Texte, in denen es (Es) um den Todestrieb (herum?) geht, nicht einfach auf der Suche nach handlichen, addierbaren Sachaussagen darüber durchrastern will, als hätte ich – schlicht, aber fleißig – alle ‘Todestrieb – Stellen’ aus dem Register der Freudschen Gesamt-

ausgabe herausgesucht und nacheinander sinngemäß aufbereitet, wobei die textliche Umgebung, in der diese Textstellen einst standen und *in nur der* sie vielleicht zu verstehen sind, rausfällt, werde ich beim Vorstellen der Freudschen Argumentation nicht nur regelmäßig die nötigen Seitenblicke auf dessen biographische Situation werfen, sondern insbesondere was den 'Jenseits-Text' angeht, ausführlich auf die hierzu seit kurzem vorliegende „Lesart“ von Elfriede Löchel (1994) achten. Löchel versteht es, aus der Form, wie ein scheinbares Etwas gesagt wird, nicht gesagt wird, oder gerade so gesagt wird, erst die ganze Breite der gewollten oder nicht gewollten, aber möglicherweise vorhandenen Mitteilung aufzuschlüsseln, und sie hat diese Methode anzuwenden versucht auf Freuds „Jenseits des Lustprinzips“, den Text, in dem das, was meiner Arbeit den Titel gab – der Todestrieb – zum ersten Mal 'offiziell' ins Freudsche Theoriegebäude eingeführt wird.

Ich habe viele Autoren gefunden, die sich mit den explizit im „Jenseits...“ geäußerten Gedanken, Standpunkten und Behauptungen Freuds auseinandersetzen, die aber stets nur außerhalb des Textes hier und da Erklärungen für dessen seltsame Form der Abfassung und den ihnen fragwürdigen Inhalt in Freuds persönlichem Lebensschicksal suchten. So halte ich mich denn zugegebenermaßen an Löchels Text auch als '*Lesehilfe*', genauso wie ich ihn gleichzeitig als eine mögliche, interessante „Lesart“ des Freudschen Textes vorstelle. Was Löchel darüber hinaus dazu zum „Jenseits...“ an Position entwickelt, referiere ich in einem eigenständigen Kapitel gegen Schluß meiner Arbeit.

Zur Entstehungsgeschichte vom „Jenseits des Lustprinzips“:

Die „Editorische Vorbemerkung“ in der „Sigmund-Freud-Studienausgabe Bd. III“ (1982, Verfasser vermutlich J. Strachey) berichtet, Freud habe im März 1919 mit der Arbeit am „Jenseits des Lustprinzips“ begonnen und es im Mai desselben Jahres abgeschlossen, Anfang 1920 noch einmal darauf zurückgegriffen, die Schrift im Mai und Juni noch einmal revidiert und sie Mitte Juli 1920 fertiggestellt. Im Dezember 1920 wurde sie schließlich veröffentlicht. Diese genauen Zeitangaben sind deshalb wichtig, weil für manche Autoren die Entstehungsgeschichte biographisch-kausal zusammenfällt mit dem Tod von Freuds Tochter Sophie im Januar 1920 und dem nur fünf Tage später eingetretenen Tod von Freuds engem Vertrauten Anton von Freund. Die Versuchung schien (und scheint) groß, Freud zu unterstellen, die Abhandlung über den Todestrieb habe wohl eher der Bewältigung und Bearbeitung seiner aktuel-

⁹So z.B. am 5.7.1994 beim Vortrag von Elfriede Löchel über „'Jenseits des Lustprinzips': Lesen und Wiederlesen“ an der Uni Bremen mehrere dort anwesende Kapazitäten. Mehr dazu im Exkurs: „Der Todestrieb am IPS ...“ im Elfriede Löchel gewidmeten Kapitel meiner Arbeit.

len persönlichen Lebensumstände gedient, als daß sie wissenschaftlich-theoretisch besonders ernstzunehmen sei.

Löchel enthält sich ausdrücklich dieser wohlfeilen Zuordnung, weist aber darauf hin, daß eine erste Fassung – wie oben erwähnt – wohl tatsächlich schon 1919, also vor den aufgeführten traurigen Ereignissen in Freuds Leben, fertiggestellt war, daß aber das ganze 6. Kapitel des „Jenseits...“ erst 1920 *hinzugefügt* wurde. Und erst in diesem, relativ zu den übrigen sehr umfangreichen 6. Kapitel fällt zum ersten Mal der Begriff ‘Todestrieb’. Hierauf hätten insbesondere Grubrich-Simitis (1993) und Derrida (1987) aufmerksam gemacht.

Auch Löchel ist der Meinung, daß „Jenseits des Lustprinzips“ ein schwieriger aber gleichwohl wichtiger Text ist, ein „zur Auseinandersetzung herausfordernder, ein unumgänglicher Text“ (Löchel 1994, S. 1), nicht nur, weil in ihm sich der Übergang zur zweiten Freudschen Triebtheorie vollzieht, sondern auch durch die „Einführung des bis heute umstrittenen Konzepts des ‘Todestriebes’“ (ebd.).¹⁰ Freud irritiert hier nicht nur durch von ihm selber als solche so gekennzeichneten ‘Spekulationen’, meint sie,

„sondern weil die Argumente sich stellenweise selbst widerlegen und im Kreise drehen. Weil er uns mit einem Denken konfrontiert, das übergangslos die Ebenen, die Perspektiven, sein Material wechselt, ohne die dadurch entstehenden Brüche durch seine Logik einzubinden. [...] Ein Text, der nicht nur durch das, was er gedanklich bewältigt, sondern vornehmlich durch das Schreiben und Seinlassen dessen, was er nicht bewältigt, hervorragt. Ein Text, der den Widerstreit der Kräfte, von denen er handelt, nicht nur aussagt, sondern auch in Szene setzt.“ (ebd.)

Da vom Todestrieb erst im 6. Kapitel, außerdem wie von Löchel berichtet, erst ‘nachgeschoben’ die Rede ist, werde ich die ausführlichen Gedanken der Kapitel 1 bis 5 nur kurz darstellen, könnte aber andererseits nicht gänzlich darauf verzichten, weil zumindest in der Argumentations(auf)führung, einer Art Inszenierung, das, was später auf die Todestriebhypothese hinausläuft, sich schon ankündigend darstellt. Und zur Klärung der im Weiteren noch häufig auftretenden Begriffe wird ein gewisser theoretischer Vorlauf durchaus nützlich sein.

Das 1. Kapitel

¹⁰‘Unumgänglich’ mag bedeuten, so fällt mir auf, daß der *Umgang mit* dem Text schwierig ist, aber auch, daß ein *Umgehen des* Textes genauso unmöglich wäre. Ob Löchel beides sagen – oder vielleicht selber hinter dem Offensichtlichen Raum für das ‘Ganz Andere’ schaffen wollte?

Kapitel 1 des „Jenseits...“ dient, unbefangen gelesen, der Darstellung und Bekräftigung der allgemeinen, allumfassenden ‘Herrschaft des Lustprinzips’ als psychischem Regulativ schlechthin im Ablauf der seelischen Prozesse. Von diesem Ablauf glaubt Freud,

„daß er jedesmal durch eine unlustvolle Spannung angeregt wird und dann eine solche Richtung einschlägt, daß sein Endergebnis mit einer Herabsetzung dieser Spannung, also mit einer Vermeidung von Unlust oder Erzeugung von Lust zusammenfällt.“ (Freud 1920, S. 3)

Einen Gedanken des von ihm geschätzten Physikers Fechner (1873) aufgreifend und auf das Seelenleben anwendend, erklärt es Freud für das Bestreben des seelischen Apparates, die in diesem vorhandene Quantität von Erregung möglichst niedrig oder doch wenigstens konstant zu halten. Insbesondere beruft er sich auf diese Stelle bei Fechner:

„Insofern bewußte Antriebe immer mit Lust oder Unlust in Beziehung stehen, kann auch Lust oder Unlust mit Stabilitäts- und Instabilitätsverhältnissen in psychophysischer Beziehung gedacht werden, und es läßt sich hierauf die anderwärts von mir näher zu entwickelnde Hypothese begründen, daß jede die Schwelle des Bewußtseins übersteigende psychophysische Bewegung nach Maßgabe mit Lust behaftet sei, als sie sich der vollen Stabilität über eine gewisse Grenze hinaus nähert, mit Unlust nach Maßgabe, als sie über eine gewisse Grenze davon abweicht, indes zwischen beiden, als qualitative Schwelle der Lust und Unlust zu bezeichnenden Grenzen eine gewisse Breite ästhetischer Indifferenz besteht...“ (Fechner 1873, zit. nach Freud 1920, S. 4f)

Diese Auffassung von Lust und Unlust deckt sich für Freud im wesentlichen mit der, die jahrelange psychoanalytische Arbeit ihm selber sowieso schon aufgedrängt hatte: „Das Lustprinzip leitet sich aus dem Konstanzprinzip ab; in Wirklichkeit wurde das Konstanzprinzip aus den Tatsachen erschlossen, die uns die Annahme des Lustprinzips aufnötigten“ (Freud 1920, S. 4).¹¹

Den am Anfang des Kapitels gebrauchten Ausdruck „Herrschaft des Lustprinzips“ (Freud 1920, S. 5) nimmt Freud aber insofern wieder zurück in Richtung „Tendenz“ (ebd.), als er vorführt, daß eine reine, absolute ‘Herrschaft’ des Lustprinzips für das Individuum durchaus schädlich wäre. Es sei der Einfluß der „Selbsterhaltungstribe des Ichs“ (ebd., S. 6), wodurch das Lustprinzip vom „*Realitätsprinzip* abgelöst“ (ebd.) wird,

„welches, ohne die Absicht endlicher Lustgewinnung aufzugeben, doch den Aufschub der Befriedigung, den Verzicht auf mancherlei Möglichkeiten einer solchen und die zeitweilige Duldung der Unlust auf dem langen Umwege zur Lust fordert und durchsetzt.“ (ebd.)

¹¹ Insbesondere im Erich Fromm gewidmeten Kapitel meiner Arbeit findet sich eine Aufbereitung der Freudschen Begrifflichkeiten ‘Lustprinzip’, ‘Konstanzprinzip’, ‘psychische Energie’. Siehe dort den Abschnitt: „Das Prinzip der Spannungsreduktion: die Grundlage des Lustprinzips und des Todestriebes“. Auch Laplanche befaßt sich in dem ihm gewidmeten Kapitel ausgiebig mit diesen Größen.

Dieses geschehe zum Wohle und zur Dauer des Gesamtorganismus – aber unter Verzicht auf sofortige Lust.

Die Sexualtriebe seien in dieser Hinsicht „schwerer erziehbar“ (ebd.) und es komme immer wieder vor, daß das in ihnen noch uneingeschränkt wirkende Lustprinzip „das Realitätsprinzip zum Schaden des ganzen Organismus überwältigt“ (ebd.).

Eine weitere Einschränkung der ‘Herrschaft des Lustprinzips’ als uneingeschränktem psychischen Regulativ liege in den Konflikten des seelischen Apparates, die auftreten während das Ich seine Entwicklung zu immer höher zusammengesetzten Organisationen durchmacht. Auf diesem Reifungswege erwiesen sich einzelne Triebanteile hin und wieder als unverträglich in ihren Zielen oder Ansprüchen mit den übrigen, gefährdeten die Einheit des Ichs und verfielen deshalb der abspaltenden Verdrängung, würden auf niedrigeren Stufen der psychischen Entwicklung unbefriedigt zurückgehalten, meint Freud. Brächen diese Triebanteile dennoch – lustorientiert wie eh – hervor, würden sie vom in seiner Entwicklung inzwischen fortgeschrittenen Ich nun aber störend als Unlust empfunden.

Noch mehr Einschränkung der ‘Herrschaft des Lustprinzips’ über die hier gemachten Vorbehalte hinaus hält Freud für nicht gegeben, macht aber gleichwohl die dunkle Andeutung: „und doch kann gerade die Untersuchung der seelischen Reaktion auf die äußerliche Gefahr neuen Stoff und neue Fragestellungen zu den hier behandelten Problemen liefern“ (ebd., S. 8). Ein vorsichtiges, stilles ‘Ja.....aber’ zur ausschließlichen ‘Herrschaft des Lustprinzips’ deutet sich an, sein ‘Jenseits’ wird aber noch nicht ausgeführt.

Das 2. Kapitel

Stattdessen geht es im 2. Kapitel des „Jenseits des Lustprinzips“ eher wieder zurück. Freud schildert hier sein Unvermögen, hinter den Erscheinungen der traumatischen Neurosen, insbesondere der im und nach dem 1. Weltkrieg so häufigen ‘Kriegsneurosen’ noch eine wie auch immer geartete und wie verschlungene ‘Herrschaft des Lustprinzips’ wahrzunehmen. Von solchen Kriegsneurosen betroffene Menschen wiederholten in ihren Träumen immer wieder die traumatisierende Situation, berichtet er; als sei der Kranke an das Trauma psychisch fixiert. Mit der bisherigen, in der Freudschen Traumdeutung (1900) aufgestellten These, der Traum sei – mit welchen Umwegen auch immer – im Sinne einer ‘Herrschaft des Lustprinzips’ eben stets von wunscherfüllendem Charakter, ließen sich solche Beobachtungen nicht mehr in Einklang bringen.

Mit der etwas mageren Auskunft, dann seien bei Kriegsneurotikern eben wohl auch die Traumfunktionen erschüttert und von ihren Absichten abgelenkt, – oder wahlweise dazu von ihm angeboten –, man müsse eben der „rätselhaften masochistischen Tendenzen des Ich gedenken“ (ebd., S. 11) bei solch unabweisbar auch in ihrer letzten Konsequenz unlustvollen Träumen, versucht Freud diese Vorkommnisse als die ‘Herrschaft des Lustprinzips’ noch nicht relativierende zu entschärfen.

Den erwartungsfrohen Leser, der sich interessiert auf dieses Problem nun eingelassen hatte weiter frustrierend, bricht Freud hier aber einfach ab und wendet sich aus zunächst und weiterhin unnachvollziehbaren Gründen der Deutung eines Kinderspiels zu, dem in der Literatur so bezeichneten ‘Fort-Da-Spiel’. Ich gebe davon hier, dem Rahmen meiner Arbeit entsprechend, nur die Freudschen Schlußfolgerungen wieder.¹² Ein 1 1/2 jähriges Kind bewältigt die ihm aufgenötigte, unwillkommene Abwesenheit der Mutter durch ein Garnrollenspiel von Verschwinden und Wiederkommen, besser von Verschwinden*lassen* und Wiederkommen*lassen*, indem es eine Garnrolle zunächst aus seinem Sichtbereich hinauswirft und sie sodann unter Wohlgefallen am in der Hand behaltenen Faden wieder zu sich herzieht, dabei, so Freud, genießend, daß es das, was ihm einst passiv zugefügt worden war (Abgang der Mutter) zwar, wenn schon nicht auf der Stelle rückgängig machen, so sich doch der einstmals von ihm passiv erlittenen Situation durch nun aktive Wiederholung dieser rückwirkend aktiv bemächtigen konnte.

Löchel dazu:

„Indem es [das Kind] sich einer Unlust bereitenden Situation durch aktive Wiederholung bemächtigt, fängt es wie mit einer Schlinge die Unlust durch das Lustprinzip ein.“ (Löchel 1994, S. 3)

Diesen „Bemächtigungstrieb“¹³ (Freud 1920, S. 14) rechnet Freud *noch* dem Lustprinzip zu, genauso wie er das Problem der Wiederholungstendenzen bei den traumatischen (Kriegs-) Neurosen mit der ‘Herrschaft des Lustprinzips’ *bis jetzt* in Übereinstimmung sieht.

Mit der Bemerkung, diese von ihm aufgeführten Problemfälle für die psychoanalytische Theorie „zeugen nicht für die Wirksamkeit von Tendenzen jenseits des Lustprinzips, das heißt solcher, die ursprünglicher als dies und unabhängig von ihm wären“ (Freud 1920, S. 15), ist er am Ende des 2. Kapitels genauso weit wie zu Anfang des 1., und man fragt sich, wo diese vorgeblichen/vergeblichen Aufschwünge denn eigentlich hinführen soll(t)en.

¹²Vergl. zur Vertiefung: Löchel 1994, S. 15ff

¹³Später wird der als Synonym in die Reihe ‘Todestrieb, Destruktionstrieb’ aufgenommen.

Löchel dazu:

„Die Argumentation – sieht man einmal von dem offen gebliebenen, abgebrochenen, aber zur Wiederaufnahme noch ausstehenden Fall der traumatischen Neurose ab – scheint demonstrativ auf der Stelle zu treten. Was bedeutet das?“ (Löchel 1994, S. 3)

Das 3. Kapitel

Das 3. Kapitel bringt nun das zum Begriff, was die ersten beiden, ohne einen expliziten Hinweis auf das ihnen Folgende zu beinhalten, still vollzogen haben: Wiederholung (oder *Wieder* – Holung, doch zu dieser Spitzfindigkeit später) und *Wiederholungszwang*.

Löchel:

„Schon bevor dieser [der Wiederholungszwang] thematisiert wird, hat der Text – auf irritierende Weise – Wiederholung praktiziert und vorgeführt. [...] Wiederholung ist also nicht nur Inhalt und Gegenstand, sondern zugleich auch ein Verfahren des Textes. Man könnte sagen: In diesem Textverfahren – dort, wo sich etwas wiederholt, und nicht dort, wo es vom Autor gesucht wird – ist das Jenseits des Lustprinzips bereits am Wirken. Im folgenden wird sich in stereotyp-beschwörender Weise die bereits zitierte Formel ‘ursprünglicher und unabhängig vom Lustprinzip – ohne seiner Herrschaft zu widersprechen’¹⁴ noch häufig wiederholen. Jede Wiederkehr dieser Formel wird jedoch auch eine kleine Variation hinzufügen und durch den veränderten Kontext einen Bedeutungszuwachs erfahren.“ (Löchel 1994, S. 3)

Im 3. Kapitel des „Jenseits des Lustprinzips“ faßt Freud aus 25 Jahren psychoanalytisch-praktischer Arbeit seine Erkenntnis zusammen, daß das gesteckte Ziel der psychoanalytischen Behandlung, nämlich die Bewußtwerdung des Unbewußten für den Patienten, häufig zunächst daran scheitert, daß der Kranke von dem in ihm Verdrängten auch in der analytischen Kur nicht alles erinnern kann.

„Er ist vielmehr genötigt, das Verdrängte als gegenwärtiges Erlebnis zu *wiederholen*, anstatt es, wie der Arzt es lieber sähe, als ein Stück der Vergangenheit zu *erinnern*. Diese mit unerwünschter Treue auftretende Reproduktion hat immer ein Stück des infantilen Sexuallebens, also des Ödipuskomplexes und seiner Ausläufer zum Inhalt und spielt sich regelmäßig auf dem Gebiet der Übertragung, das heißt der Beziehung zum Arzt ab.“ (Freud 1920, S. 16f)

Der Arzt bemühe sich hingegen, „den Bereich dieser Übertragungsneurose möglichst einzuschränken, möglichst viel in die Erinnerung zu drängen und möglichst wenig zur Wiederholung zuzulassen“ (ebd., S. 17). „Diese mit unerwünschter Treue auftretende Reproduktion“

¹⁴In einer mündlichen Mitteilung wies Löchel darauf hin, daß es sich hierbei um *ihre* Formel handelt, also nicht etwa um ein Freudsches Zitat.

(ebd., S. 16), der „*Wiederholungszwang*“ (ebd., S. 17) „ist dem unbewußten Verdrängten zuzuschreiben. Er konnte sich wahrscheinlich nicht eher äußern, als bis die entgegenkommende Arbeit der Kur die Verdrängung gelockert hatte“ (ebd., S. 18).

Freud zeigt sich verwundert über die Tatsache,

„daß der Wiederholungszwang auch solche Erlebnisse der Vergangenheit wiederbringt, die keine Lustmöglichkeit enthalten, die auch damals nicht Befriedigungen, selbst nicht von seither verdrängten Triebregungen, gewesen sein können.“ (ebd.)

Um dies zu illustrieren, entwirft er das Drama eines durchgängig seine Verschmähung durch die Eltern erleidenden Kindes, das als Erwachsener zur psychoanalytischen Behandlung kommt:

„Alle diesen unerwünschten Anlässe und schmerzlichen Affektlagen werden nun vom Neurotiker in der Übertragung wiederholt und mit großem Geschick neu belebt. Sie streben den Abbruch der unvollendeten Kur an, sie wissen sich den Eindruck der Verschmähung wieder zu verschaffen, den Arzt zu harten Worten und kühlem Benehmen gegen sie zu nötigen, [...]. Nichts von alledem konnte damals lustbringend sein; man sollte meinen, es müßte heute die geringere Unlust bringen, wenn es als Erinnerung oder in Träumen auftauchte, als wenn es sich zu neuem Erlebnis gestaltete.“ (ebd., S. 19f)

Solches kann Freud sich nur mit einem dazu drängenden Zwang erklären. Auch im Leben von nicht auffällig neurotischen Personen ließe sich dieser „*Wiederholungszwang*“ (ebd., S. 18) feststellen, z.B.

„kennt man Personen, bei denen jede menschliche Beziehung den gleichen Ausgang nimmt: Wohltäter, die von jedem ihrer Schützlinge nach einiger Zeit im Groll verlassen werden, so verschieden diese sonst auch sein mögen, denen also bestimmt scheint, alle Bitterkeit des Undanks auszukosten, Männer, bei denen jede Freundschaft den Ausgang nimmt, daß der Freund sie verrät, [...].“ (ebd., S. 20)

Nach Aufzählung noch weiterer Beispiele aus dem unneurotischen Leben nennt Freud dieses Phänomen „*Schicksalszwang*“ (ebd., S. 22). Und plötzlich ‘macht er einen Schuh’ daraus, auch aus dem, was schon in den ersten beiden Kapiteln so scheinbar unmotiviert, unaufspürbar in seiner rätselhaften Absicht daherkam:

„Angesichts solcher Beobachtungen aus dem Verhalten in der Übertragung und aus dem Schicksal der Menschen werden wir den Mut zur Annahme finden, daß es im Seelenleben wirklich einen Wiederholungszwang gibt, der sich über das Lustprinzip hinaussetzt. Wir werden auch jetzt geneigt sein, die Träume der Unfallsneurotiker [hiermit meint er auch die Kriegsneurosen] und den Antrieb zum Spiel des Kindes [Fort-Da-Spiel] auf diesen Zwang zu beziehen.“ (ebd., S. 21)

Der Wiederholungszwang ließe sich zwar nirgendwo in Reinform beobachten, sei mit direkter lustvoller Triebbefriedigung „zu intimer Gemeinsamkeit“ (ebd., S. 22) immer „verschränkt“ (ebd.), sei aber unabweisbar, da der Sachverhalt der vorgeführten Tatsachen „durch die Leistung der uns bekannten Motive nicht gedeckt wird“ (ebd.). Für Freud „bleibt genug übrig, was die Annahme des Wiederholungszwangs rechtfertigt, und dieser erscheint uns ursprünglicher, elementarer, triebhafter als das von ihm zur Seite geschobene Lustprinzip“ (ebd., S. 22). Im Folgenden will er der Beziehung nachspüren, die dieser Wiederholungszwang zum Lustprinzip hat, „dem wir doch bisher die Herrschaft über den Ablauf der Erregungsvorgänge im Seelenleben zugetraut haben“ (ebd.).

Für Löchel tritt in diesem 3. Kapitel „immer deutlicher zutage, daß die stereotyp behauptete Herrschaft des Lustprinzips ein Vorausgesetztes hat. Die Herrschaft erweist sich als unterminierte, je häufiger sie wiederholt wird“ (Löchel 1994, S. 4).

Ich gebe zu, außer in Überschrift und Wegbeschreibung zu meinem Thema war noch nicht viel vom Todestrieb die Rede. Ihm einfachheitshalber dennoch schon hier ‘sein nur stummes Wirken’ als Erklärung dafür zuzugestehen, schiene ein bißchen willkürlich und unterbleibt. Soweit bin ich noch nicht. Nun liegt es in der Natur einer nachzeichnenden Begriffsherleitung (hier ‘Todestrieb’), daß das, was erst noch hergeleitet werden soll, eben nicht eher offiziell in sprachliche Erscheinung tritt, bis der mühsame, hoffentlich plausibel oder gar schlüssig, wenn auch nicht zwingend aufbereitete Gedankenweg Freuds hin zu seiner Todestriebhypothese dargestellt ist, damit wenigstens stellenweise der Eindruck beliebig aufgestellter Behauptungen meiner- und Freudscherseits vermieden und der anschließenden Diskussion ein solides Fundament bleibt. Über ‘aus dem Hut gezauberte Kaninchen’ läßt sich nicht streiten, nur meinen und staunen. Die Ungeduld ist durchaus auch auf meiner Seite und wird mich anspornen, die zur Herleitung der Todestriebhypothese nötigen, diese These aber auch noch nicht namentlich aussprechenden Kapitel 4 und 5 des „Jenseits des Lustprinzips“ zügig, doch verlustarm zu raffen.

Das 4. Kapitel

Kapitel 4 umkreist die Freudschen Begriffe ‘Reizschutz’, ‘Bindung’ und ‘Trieb’. Letzterer kommt meinem Thema wenigstens schon semantisch nah.

Wie durchaus anders zu erwarten gewesen wäre – Freud wollte doch eigentlich der Beziehung des Wiederholungszwangs zum Lustprinzip nachgehen – steht nun das „Bläschen“ (Freud

1920, S. 25) im Mittelpunkt des Reizgeschehens. Es wird darüber hinaus eher physiologisch als psychologisch argumentiert, so scheint es.

„Dieses Stückchen lebender Substanz schwebt inmitten einer mit den stärksten Energien geladenen Außenwelt und würde von den Reizwirkungen derselben erschlagen werden, wenn es nicht mit einem *Reizschutz* versehen wäre. Es bekommt ihn dadurch, daß seine äußere Oberfläche die dem Leben zukommende Struktur aufgibt, gewissermaßen anorganisch wird und nun als eine besondere Hülle oder Membran reizabhaltend wirkt, d.h., veranlaßt, daß die Energien der Außenwelt sich nun mit einem Bruchteil ihrer Intensität auf die nächsten lebend gebliebenen Schichten fortsetzen können.“ (Freud 1920, S. 26f)

An diesem Modell erläutert Freud die Notwendigkeit, die Funktion und den Preis des „Reizschutzes“ (ebd., S. 26):

„Die Außenschicht hat aber durch ihr Absterben alle tieferen vor dem gleichen Schicksal bewahrt, wenigstens so lange, bis nicht Reize von solcher Stärke herankommen, daß sie den Reizschutz durchbrechen. Für den lebenden Organismus ist der Reizschutz eine beinahe wichtigere Aufgabe als die Reizaufnahme.“ (ebd., S. 27)

Löchel vermerkt hierzu, daß wir hier „zum ersten Mal dem Gedanken an einen Zusammenhang zwischen einem partiellen Absterben und der Lebenserhaltung“ (Löchel 1994, S. 5) begegnen. „Es geht hier um einen Tod, der das Leben schützt“ (ebd.).

Dieses Modell des Reizschutzes überträgt Freud (in einem *Analogieschluß*, wie mir scheint) auf das psychische Geschehen, auf das Verhältnis zwischen dem von ihm so bezeichneten „System W“ (Freud 1920, S. 28) (Wahrnehmungssystem) und „System Bw“ (ebd.) (Bewußtsein), d.h. es sei vom psychischem Apparat wohl der Aufbau eines gewissen Reizschutzes *nach außen* leistbar, *nach innen*, dem Reservoir der ihn bedrängenden Triebhaftigkeit gegenüber jedoch nicht.

Für Löchel beginnt dabei die Freudsche Argumentationsform „so schnell und so häufig zwischen Bläschen und Bewußtsein hin und her zu laufen, bis der Unterschied zwischen Bild und dem, wofür es stehen sollte, zusammenbricht“ (Löchel 1994, S. 5).

Und sie sieht desweiteren Freud hier abermals von der Wiederholung eingeholt:

„Die Funktion des Reizschutzes, illustriert am Bläschenmodell, scheint wieder nur auf die Herrschaft des Lustprinzips zu verweisen. Doch halt! Genau diese zeigt sich jetzt gefährdet. Das Versagen des Reizschutzes, der Durchbruch der schützenden Membran, das Hereinbrechen unbewältigter Energiemengen, läßt die Grenzen des Lustprinzips, seine Überforderung – und damit sein Jenseits – manifest werden.“ (Löchel 1994, S. 5)

Ein Reizschutz gegen Erregungen ‘von innen’ ist aber – nach Freud – in diesem Modell nicht möglich; es sei denn, solche inneren Reize würden behandelt, als kämen sie wie von außen, was in der Psychopathologie dem Phänomen der Projektion entspräche.

Löchel weist an dieser Stelle auf die Ähnlichkeit mit dem Freudschen Triebbegriff z. B. aus dem Jahre 1915 hin, wo es in der Schrift „Die Verdrängung“ heißt: „Es gibt keine Fluchtmöglichkeit vor den ‘von innen’ stammenden Triebansprüchen.“ (Freud 1915, zit. nach Löchel 1994, S. 5).¹⁵

Den erträglichen Umgang des psychischen Systems mit – mangels innerem Reizschutz oder durch traumatischen Durchbruch von außen trotz desselben ins ‘Innere’ gelangten – überdosierten Erregungsmengen leistet die „Bindung“ (Freud 1920, S. 31). Die von außen oder innen herandrängende zunächst unbearbeitbare ‘frei bewegliche Energie’ wird durch sie umgewandelt in bewältigbare ‘gebundene’, d.h. sie wird verknüpft mit „psychischen Repräsentanzen“ (Löchel 1994, S. 6), z.B. Erinnerungsspuren. Erst dies ermöglicht ihre Erledigung durch das Lustprinzip durch Spannungsabfuhr, jedenfalls in Freuds Modell.

Löchel hält fest: „Dem Lustprinzip muß also durch Bindungsarbeit zuerst der Weg geebnet werden“ (ebd.). Dies leisten, nach Freud, die höheren Schichten des seelischen Apparates. Ein weiteres Mal ‘holt’ Freud nun in seiner Argumentation, die offenläßt, wo sie denn nun eigentlich hinführen soll, die Träume der Unfall- (Kriegs-) Neurotiker ‘wieder’:

„Wenn die Träume der Unfallsneurotiker die Kranken so regelmäßig in die Situation des Unfalls zurückführen, so dienen sie damit allerdings nicht der Wunscherfüllung, deren halluzinatorische Herbeiführung ihnen unter der Herrschaft des Lustprinzips zur Funktion geworden ist. Aber wir dürfen annehmen, daß sie sich dadurch einer anderen Aufgabe zur Verfügung stellen, deren Lösung vorangehen muß, ehe das Lustprinzip seine Herrschaft beginnen kann. Diese Träume suchen die Reizbewältigung unter [Inkaufnahme von] Angstentwicklung nachzuholen, deren Unterlassung die Ursache der traumatischen Neurose geworden ist. Sie geben uns so einen Ausblick auf eine Funktion des seelischen Apparats, welche, ohne dem Lustprinzip zu widersprechen, doch unabhängig von ihm ist und ursprünglicher scheint als die Absicht des Lustgewinns und der Unlustvermeidung.“ (Freud 1920, S. 32)

¹⁵Desweiteren weist sie auf eine Ähnlichkeit des sich hier anbahnenden Freudschen Triebbegriffs mit der von Laplanche gegebenen Definition, „der Trieb als inneren Fremdkörper“ (Laplanche 1985, zit. nach Löchel 1994, S. 6) hin. Laplanche meinte, nach Löchel, „daß in der menschlichen Ontogenese der Trieb vor jeglicher subjektiven Differenzierung von ‘innen’ und ‘außen’ vom Anderen her in das Subjekt gekommen ist und fortan als paradoxer ‘innerer Fremdkörper’ den ‘Innen-Außen’- Dualismus unseres Denkens in Frage stellt.“ (Löchel 1994, S. 6)

Mit dem ‘Wiederholungszwang’ und der ‘Bindung’ hat Freud nun zum zweiten Mal etwas in seine Theorie eingebracht, das das Lustprinzip nicht als das allumfassende Regulativ im Seelenleben stehen läßt, ein ‘Jenseits’, das noch genauer zu bestimmen bleibt.

Das 5. Kapitel

Im 5. Kapitel des „Jenseits des Lustprinzips“ versucht Freud eine Synthese des bisher aus solch „gegenläufigen Bewegungen [...] wie Vor und Zurück, weit Ausholen und dann wieder Innehalten, Bestimmen und Aufheben der Bestimmung“ (Löchel 1994, S. 7) bestehenden Bisherigen.

‘Wiederholungszwang’, ‘Bindung’ werden verknüpft mit dem Begriff des ‘Triebes’, letzterer macht jedoch dabei einen prinzipiellen Bedeutungswandel durch. Was früher von ihm galt, gilt ab jetzt nicht mehr so. Ob das, was aus ihm wird, nun eine Erweiterung, Veränderung, Aufhebung, Infragestellung des älteren Triebbegriffs, – der ja auch nie eindeutig und endgültig formuliert war –, bedeutet, darüber scheiden sich und streiten sich seitdem nicht nur die Geister. Durch Verknüpfung mit ‘Wiederholungszwang’ und ‘Bindung’ wird er im Laufe des ‘Jenseits des Lustprinzips’, innerhalb der dort anformulierten neuen Triebtheorie zu etwas, das letztlich nur ein Ziel haben kann, „nämlich die Spannung, die das Leben vom Tod unterscheidet, wieder aufzuheben“ (Löchel 1994, S. 7). Früher, z.B. 1915 hatte es über den Trieb in „Triebe und Tribschicksale“ noch geheißen:

„So erscheint uns der ‘Trieb’ als ein Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem, als psychischer Repräsentant der aus dem Körperinnern stammenden, in die Seele gelangten Reize, als ein Maß der Arbeitsanforderungen, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhanges mit dem Körperlichen auferlegt ist.“ (Freud 1915, zit. nach Löchel 1994, S. 7)

In anderen Freudschen Triebdefinitionsversionen „wird der Trieb dem somatischen Erregungsvorgang gleichgesetzt und dieser durch ‘Triebrepräsentanzen’ im Psychischen vertreten, die zwei Elemente enthalten: die Vorstellungsrepräsentanz und das Affektquantum“ (Löchel 1994, S. 8).¹⁶ Die Triebe, „als Repräsentanten aller aus dem Körperinnern stammenden, auf den seelischen Apparat übertragenen Kraftwirkungen, selbst das wichtigste wie das dunkelste Element der psychologischen Forschung“ (Freud 1920, S. 33) werden im „Jenseits des Lustprinzips“ nun als bedrohlich bedrängende Erregungssummen den von außen verursachten Traumatisierungen gleichgestellt. Wiederum nur nachträglich rechtfertigt sich jetzt erst die

¹⁶Vergl. auch Laplanche/Pontalis 1972, S. 442

frühere Erörterung des mutterverlustigen, stattdessen mit der Garnrolle spielenden Kindes und der alpträumenden Kriegsneurotiker in dieser zu betrachtenden Freudschen Abhandlung. Beide psychische Verhaltensweisen dienten dem Versuch, mit den überschwemmenden Reizdurchbrüchen fertigzuwerden, so wie es nach der neueren Freudschen Theorie auch mit den von den Trieben verursachten Erregungssummen zunächst zu geschehen hat. Freud rechnet dabei – per Vermutung – den Trieben die ‘freie’ und nicht die schon ‘gebundene’ Energie zu.

So hätte, im Falle des Kindes, dieses nicht deshalb immer wieder das Verschwinden (und Wiedererscheinen) der Mutter wiederholt, ‘weil das soviel Spaß macht’, (pures Lustprinzip), sondern Freud meint dazu,

„daß das Kind auch das unlustvolle Erlebnis darum wiederholt, weil es sich durch seine Aktivität eine weit gründlichere Bewältigung des starken Eindrucks erwirbt, als beim bloß passiven Erleben möglich war.“ (Freud 1920, S. 36)

Ein (zu) starker Einstrom von Erregungssummen, durch das traumatisch erlebte Verlassenwordensein durch die Mutter verursacht, hätte zunächst erst über das Phänomen des Wiederholungszwanges *gebunden* werden müssen. Dieses vorrangige seelische Tun stände, nach Freud, „zwar nicht im Gegensatz zum Lustprinzip, aber unabhängig von ihm und zum Teil ohne Rücksicht auf dieses“ (ebd., S. 36).

Beim Erwachsenen (Kriegsneurotiker), sofern dieser traumatische Erfahrungen wiederholt, erscheine die Wiederholung als „dämonischer Zwang, durch den Ungebundenes, Ungebändigtes wiederkehrt.“ (Löchel 1994, S. 8)

„Auf welche Art hängt aber das Triebhafte mit dem Zwang zur Wiederholung zusammen?“ (Freud 1920, S. 38), fragt Freud uns, während er für sich die Antwort schon weiß. Für ihn verkörpert gerade der Wiederholungszwang das Wesen der Triebe, die in dessen Konsequenz außerhalb – ‘jenseits’ – des Lustprinzips wirken. Im Wiederholungszwang sieht Freud zugleich deren „*konservativen*“ (ebd.) Charakter ausgedrückt, und er schlußfolgert (für sich):

„*Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes*, welchen dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art von organischer Elastizität, oder wenn man will, die Äußerung der Trägheit im organischen Leben.“ (ebd., S. 38)¹⁷

Das klingt ihm selbst „befremdlich“ (ebd.),

¹⁷ „Trägheit“ ist hier wohl in Anlehnung an den in der Physik gebräuchlichen Begriff gebraucht.

„denn wir haben uns daran gewöhnt, im Triebe das zur Veränderung und Entwicklung drängende Moment zu sehen, und sollen nun gerade das Gegenteil in ihm erkennen, den Ausdruck der *konservativen* Natur des Lebenden.“ (ebd., S. 38)

Mehr illustrierend als begründend *erzählt* er dann (analogisierend?) von den Laichwanderungen der Fische zurück zu Gewässern, die einst von ihrer Art bewohnt worden waren, den herbstlichen (Zurück)Zügen der Vögel in andere Landstriche, und den Embryos, in deren Entwicklungsgeschichte „die großartigsten Beweise für den organischen Wiederholungszwang“ (ebd., S. 38) vorlägen.

„Wir sehen, der Keim eines lebenden Tieres ist genötigt, in seiner Entwicklung die Strukturen all der Formen, von denen das Tier abstammt – wenn auch in flüchtiger Abkürzung – zu wiederholen, anstatt auf dem kürzesten Wege zu seiner definitiven Gestaltung zu eilen.“ (ebd., S. 38f)¹⁸

Nun „verlockt“ (ebd., S. 39) es ihn, seine Idee „bis in die letzten Konsequenzen zu verfolgen“ (ebd.). Doch dazu kommt es nicht sofort. Löchel:

„Was folgt, ist indessen eine Serie von Entschuldigungen und Rechtfertigungen. Freud wehrt sich gegen den Anschein des ‘Tiefsinnigen’ [Freud 1920] oder ‘Mystischen’ [ebd.], den zu erwecken er sich fürchtet, während er doch nur ‘nüchterne Resultate’ [ebd.] und ‘Sicherheit’ [ebd.] seiner Forschungen anstrebe [...]. Auch hier also tut Freud, was er beschreibt, und beschreibt er, was er tut. [...] Gerade da, wo er den rückwärtsgerichteten Charakter der Triebe behaupten will, muß er hart um das Vorankommen seiner Argumentation ringen.“ (Löchel 1994, S. 9)

Schließlich geht es doch weiter:

„Wenn also alle organischen Triebe konservativ, historisch erworben und auf Regression, Wiederherstellung von Früherem, gerichtet sind, so müssen wir die Erfolge der organischen Entwicklung auf die Rechnung äußerer, störender und ablenkender Einflüsse setzen. Das elementare Lebewesen würde sich von einem Anfang an nicht haben ändern wollen, hätte unter sich gleichbleibenden Verhältnissen stets nur den nämlichen Lebenslauf wiederholt. [...] Die konservativen organischen Triebe haben jede dieser aufgezwungenen Abänderungen des Lebenslaufs aufgenommen und zur Wiederholung aufbewahrt und müssen so den täuschenden Eindruck von Kräften machen, die nach Veränderung und Fortschritt streben, während sie bloß ein altes Ziel auf alten und neuen Wegen zu erreichen trachten.“ (Freud 1920, S. 39f)

Weil es aber der konservativen Natur der Triebe widerspräche, wenn das Leben auf einen noch nie dagewesenen Zustand abziele, müsse es ein „alter, ein Ausgangszustand [sein], den

das Lebende einmal verlassen hat und zu dem es über alle Umwege der Entwicklung zurückstrebt“ (ebd., S. 40). Was kann das sein?:

„Das Ziel alles Lebens ist der Tod, und zurückgreifend: Das Leblose war früher da als das Lebende.“ (Freud 1920, S. 40)

Aber warum war es nicht überhaupt beim Leblosen, Anorganischen geblieben? Schnell denkt sich Freud eine „unvorstellbare Krafteinwirkung“ (ebd.), die einst „in unbelebter Materie [...] die Eigenschaften des Lebenden erweckt“ (ebd.) und damit in eine Spannung zur anderen, nicht von solch einer Ruhestörung getroffenen, unbelebt gebliebenen Materie gebracht habe, an den Anfang.¹⁹ Es sei von Anfang an Ziel des Lebens gewesen, diese Spannung wieder abzubauen, um damit gleichzeitig zur Selbstaufhebung zu gelangen. „Die damals lebende Substanz hatte das Sterben noch leicht, es war wahrscheinlich nur ein kurzer Lebensweg zu durchlaufen, dessen Richtung durch die chemische Struktur des jungen Lebens bestimmt war“ (ebd.).

Bei komplizierteren Lebewesen, z.B. Menschen, seien die dem Selbstaufhebungsprozeß sich aufdrängenden Störungen aus der Ruhe des Anorganischen aber so komplex,

„daß sie die noch überlebende Substanz zu immer größeren Ablenkungen vom ursprünglichen Lebensweg und zu immer komplizierteren Umwegen bis zur Erreichung des Todeszieles nötigten. Diese Umwege zum Tode, von den konservativen Trieben getreulich festgehalten, böten uns heute das Bild der Lebenserscheinungen.“ (ebd., S. 40f)

Die Vermutung drängt sich Freud jetzt auf, daß wenn das gesamte Triebleben der Herbeiführung des Todes als wiederzuholendem, zu wiederholenden früheren Zustand dient, dann die bisher als eigenständige aufgestellten *Selbsterhaltungstriebe* (einschließlich Macht- und Geltungstriebe etc.) in ihrer theoretischen Bedeutung zu Partialtrieben des Todestriebes „einschrumpfen“ (ebd., S. 41), sie nun mit der Aufgabe betraut sind,

„den eigenen Todesweg des Organismus zu sichern und andere Möglichkeiten der Rückkehr zum Anorganischen als den immanenten fernzuhalten, aber das rätselhafte, in keinen Zusammenhang einfügbare Bestreben des Organismus, sich aller Welt zum Trotz zu behaupten, entfällt. Es erübrigt, daß der Organismus nur auf seine Weise

¹⁸Spitzfindig könnte man doch in diesem Beispiel sich in die Perspektive des Embryos hineindenken und sich so in einer rasend schnellen – aber nur in einer *Vorwärtsrichtung* ablaufenden – Folge von Entwicklungsphasen wähen. Jones (1962) argumentierte ähnlich (vergl. Bd. III, S. 322).

¹⁹Die Frage stellt sich ein, was Freud oder seine Kritiker wohl mit einem Ereignis wie den wuchtigen Kometeneinschlägen (Shoemaker-Levy) auf den Jupiter im August 1994 gemacht hätten, das fernsehgerecht aufbereitet, zu mancherlei durchaus ähnlich belebenden Spekulationen (ver-) führte, die sich aber wohl eher dem Wunsch verdankten, im Weltall nicht mehr so allein zu sein oder mehr konkretere außerirdische Projektionsobjekte zu haben, als daß sie dem vage für möglich gehaltenen neu entstehenden Jupiterleben auch gleich die Freudsche regressive Tendenz zur sofortigen Selbstaufhebung unterstellten.

sterben will; auch diese Lebenswächter sind ursprünglich Trabanten des Todes gewesen.“ (ebd., S. 41)

Die auch dem wohlwollendsten Leser sich schon längst aufdrängende Frage, warum denn der so unfreiwillig belebte Organismus sich trotz seiner ihm auferlegten Lebenslast dennoch weiterhin gegen äußere Gefahren *zur Wehr setzt*, die ihm doch dazu verhelfen könnten, sein Lebensziel (den Tod) auf aller kürzeste Weise – durch Kurzschluß – erreichen zu lassen, erklärt Freud sich damit, daß dieses Verhalten eben den Unterschied deutlich mache zwischen einem „rein triebhaften“ (ebd., S. 41) und einem „intelligenten“ (ebd.) Streben zum Sterben.²⁰

Aber auch die *Sexualtriebe*, so Freud, sind konservativ, streben zu einem früheren Zustand zurück, dem Tod; und er erklärt sich dies so: Die Keimzellen „arbeiten [*zwar*] dem Sterben der lebenden Substanz entgegen und wissen für sie zu erringen, was uns als potentielle Unsterblichkeit erscheinen muß, wenngleich [*aber*] es vielleicht nur eine Verlängerung des Todesweges bedeutet“ (ebd., S. 42). Die Keimzellen nämlich

„bewahren wahrscheinlich die ursprüngliche Struktur der lebenden Substanz und lösen sich mit allen ererbten und erworbenen Triebanlagen beladen, nach einer gewissen Zeit vom ganzen Organismus ab [...], beginnen [...] sich zu entwickeln, das heißt, das Spiel, dem sie ihre Entstehung verdanken, zu wiederholen, und dies endet damit, daß wieder ein Anteil ihrer Substanz die Entwicklung bis zum Ende fortführt, während ein anderer als neuer Keimrest von neuem auf den Anfang der Entwicklung zurückgreift.“ (ebd.)

„Durch die Absonderung der Keimzellen vom sterblichen Gesamtorganismus“ (Löchel 1994, S. 10), so faßt Löchel diesen Freudschen Gedanken auf, „werde dieser auf seine rudimentärste einzellige Form zurückgeführt und – nach Verschmelzung der Keimzellen – der Werdegang des Organismus wiederholt, so daß das Leben der Gattung bewahrt wird, die Individuen aber sterben dürfen“ (ebd.).

Die Triebe, die die „sichere Unterbringung“ (Freud 1920, S. 42) der Keimzellen und deren Verschmelzung mit anderen Keimzellen besorgen, sind die Sexualtriebe.

„Sie [die Sexualtriebe] sind in demselben Sinne konservativ wie die anderen [die bisher so genannten, ebenfalls zum Tode strebenden, Selbsterhaltungstriebe], indem sie frühere Zustände der lebenden Substanz wiederbringen, aber sie sind es in stärkerem Maße, indem sie sich als besonders resistent gegen äußere Einwirkungen erweisen, und dann noch in einem weiteren Sinne, da sie das Leben selbst für längere Zeiten erhalten. Sie sind die eigentlichen Lebenstriebe; [...]“ (ebd., S. 42f)

²⁰Eine geradezu tröstliche Charakterisierung des Todestriebes (obwohl der Ausdruck ‘Todestrieb’ hier noch nicht fällt). Zum Glück für die lange Weile unserer Existenz ist er ‘bloß’ triebhaft, nicht auch noch intelligent; sonst gäb’s uns schon lang nicht mehr (hätte uns nie gegeben?), und ich könnte nicht über ihn schreiben.

Mit diesem 'Zurück' der Sexualtriebe, dem „Wiederbringen früherer Zustände“ (ebd.), meint Freud die Phänomene der Embryogenese, d.h. das wiederholende Durchlaufen längst überschrittener stammesgeschichtlicher Entwicklungsstufen, bis hin zur Entwicklung neuer Keimzellen im Individuum der nächsten Generation, etc.

Löchel faßt die Freudsche Argumentationsfigur so zusammen:

„Vor und zurück, Leben und Tod, sind bisher nicht auf zwei Triebgruppen verteilt, sondern jede Triebgruppe enthält in sich, in ihrer Eigenbewegung eine paradoxe Figur, eine Infragestellung ihrer selbst. Für die Selbsterhaltungstribe gilt: Voranschreiten ist eigentlich ein Zurück (zum Anorganischen); das Zurückstreben aber ist es gerade, das den Umweg in die Vorwärtsrichtung einschlagen muß. Für die Sexualtriebe gilt entsprechendes: Indem sie auf mehrfache Weise zurückgehen und früher Dagewesenes wiederholen, bringen sie das Individuum seinem Ziel, dem Tode, näher und sorgen zugleich dafür, daß derselbe Prozeß sich im Gattungsleben wiederholen kann.“ (Löchel 1994, S. 10)

Weil es in meiner Erörterung aber vornehmlich um den 'Todestrieb' geht, blieb und bleibt die Darstellung der Sexualtriebe und im Folgenden des sie umgreifenden Begriffs 'Eros' unausgewogen verkürzt, doch sei das Zusammen- oder Gegenspiel beider „Triebgruppen“ (s.u.), noch einmal illustriert:

„Es ist wie ein Zauderrhythmus im Leben der Organismen; die eine Triebgruppe stürmt nach vorwärts, um das Endziel des Lebens möglichst bald zu erreichen, die andere schnellst an einer gewissen Stelle dieses Weges zurück, um ihn von einem bestimmten Punkt an nochmals zu gehen und so die Dauer des Weges zu verlängern.“ (Freud 1920, S. 43)

Das 6. Kapitel

Das 6. Kapitel des „Jenseits des Lustprinzips“ war – wie von Löchel schon dargelegt – in der Urfassung des Textes von 1919 noch nicht enthalten, bekommt in der Endfassung von 1920 geradezu den Stellenwert eines „Herzstückes der gesamten Abhandlung“ (Löchel 1994, S. 10). Nach den von Löchel aufgeführten, von Freud wohl ohne Zweifel als tragisch empfundenen Todesfällen in seiner nahen Umgebung (seiner Tochter Sophie erlag im Januar 1920 einer Krankheit, sein enger Vertrauter und Freund Anton von Freund war nur fünf Tage zuvor gestorben) markiert das 6. Kapitel „die Nahtlinie, an der die Biographen immer wieder angesetzt haben“ (ebd., S. 11). In eben diesem Kapitel taucht zum ersten Male die Bezeichnung 'Todestrieb' auf. Löchel sieht Freud mit den Ergebnissen aus den vorherigen Kapiteln unzufrieden:

„Da ist erstens das bereits erwähnte Paradox der zum Tode führenden Selbsterhaltungstriebe, das er so nicht stehen lassen will; zweitens hat er noch keine befriedigende Erklärung für den Ursprung des konservativ-regressiven Charakters der Sexualtriebe gefunden.“ (ebd.)

In der Auf – und Ausarbeitung dieser Fragen legt Freud, nach Löchel, deren Lösung schließlich in die Umschichtung seines Theoriegebäudes, hin zu dem Dualismus von Eros und Todestrieb. Doch das geschieht auf eine merkwürdige Art und Weise. Löchel erscheint das 6. Kapitel „als Paradefall von Immunisierung durch Scheinprüfung von Gegenargumenten“ (ebd.).

„Dann aber wieder läßt Freud dahingestellt, wie weit er selbst von seinen Ausführungen überzeugt sei. In geradezu beunruhigender Weise gipfelt in diesem Kapitel die Inszenierung eines Wechselspiels zwischen Suspendierung und Offenhalten von Bedeutung einerseits und rigoroser Behauptung von Gewißheit und universeller Geltung andererseits. Setzen und Auflösen, Behaupten und In-Frage-Stellen von Positionen und Bedeutungen, der Zauderrhythmus, von dem wohl alle Texte leben, weist in diesem Fall wohl eine besonders enge mimetische [= nachahmende] Bindung an den behandelten Gegenstand auf: die Verschränkung von Lebens- und Todestrieben, von Bindung und Auflösung, im Leben der sprechenden Wesen, die wir sind.“ (ebd., S. 11f)²¹

Für Freud rühren die Ichtriebe (von ihm auch Selbsterhaltungstriebe genannt) von der Belebung der unbelebten Materie her und streben zur Unbelebtheit zurück. Wohin die Sexualtriebe, die die Verschmelzung zweier in bestimmter Weise differenzierter Keimzellen anstreben und bewerkstelligen – andernfalls gingen sie zugrunde wie das restliche Individuum – zurückstreben, weiß er (noch) nicht. Er empfände es als Erleichterung, posiert er,

„wenn unser ganzer Gedankenaufbau sich als irrtümlich erkennen ließe. Der Gegensatz von Ich(Todes-)trieben²² und Sexual(Lebens-)trieben würde dann entfallen, damit auch der Wiederholungszwang die ihm zugeschriebene Bedeutung einbüßen.“ (Freud 1920, S. 46f)

Er tut nun so, als wolle er redlich und skeptisch seine Gedankenannahme „in der Erwartung, sie werde sich exakt widerlegen lassen“ (ebd., S. 47) noch einmal überprüfen, die da lautet, „daß alles Lebende aus inneren Ursachen sterben müsse“ (ebd.), „daß also der Trieb zum Tode gleichursprünglich mit dem Leben sei“ (Löchel 1994, S. 12). Löchel weiter dazu:

„Mit dieser Annahme ist es Freud sehr ernst. Er will, das gibt er zu, auf ein eisernes Naturgesetz hinaus. Ausgeschlossen werden soll die Annahme, der Tod sei in der

²¹Der Hinweis auf „die sprechenden Wesen, die wir sind“ belegt wohl die (auch) Lacansche Ausrichtung der Löchelschen Betrachtung. Mehr zu solcher Denkungsart im Kapitel über Peter Widmers Sicht auf den Todestrieb, worin auch das Lacansche Denken behandelt wird, was mir nötig scheint.

²²Hier taucht, wenn auch verklammert, die wörtliche Verbindung von Tod und Trieb zum ersten Mal im „Jenseits...“ auf.

Geschichte des Lebens ein erst spät oder zufällig erworbenes evolutionäres Phänomen bzw. in der Individualgeschichte ein Unfall, eine Abnutzungserscheinung.“ (Löchel 1994, S. 12)²³

Freud hält es nicht für ausgeschlossen, daß auch ihm hier der Wunsch, besser der Wunsch nach Trost der ‘Vater des Gedankens’ war (hatte er doch als Vater gerade vorher den Verlust seiner Tochter zu verkraften):

„Wenn man schon selbst sterben und vorher seine Liebsten durch den Tod verlieren soll, so will man lieber einem unerbittlichen Naturgesetz, der hehren Ananke [= Notwendigkeit], erlegen sein, als einem Zufall, der sich etwa noch hätte vermeiden lassen.“ (Freud 1920, S. 47)

In einer langen, ermüdenden Schleife durchforstet er die Biologie seiner Zeit, während der er aber seine Grundannahme aber „an keiner Stelle ernsthaft aufs Spiel setzt“ (Löchel 1994, S. 12):

„Nach vielen Seiten detaillierter Diskussion, die trotz allem Drehen und Wenden Freuds Annahme eines ursprünglichen Todestriebes für die von der Biologie untersuchten Lebewesen *nicht* bestätigt, beginnt Freud – statt (wie angekündigt) erleichtert sein Gedankengebäude einstürzen zu lassen – ganz im Gegenteil die Relevanz von [von ihm vorher seitenlang hin und her bewogenen] Protozoen-Experimenten für seine eigene Fragestellung in Zweifel zu ziehen...“ (ebd., S. 13)

Geradezu taschenspielerhaft erklärt er, nachdem er mit der Biologie in dieser Angelegenheit nicht glücklich geworden scheint, sie aber zuvor zur ‘Prüfinstanz’ erhoben hatte: „Unsere Erwartung, die Biologie werde die Anerkennung der Todestribe glatt beseitigen, hat sich nicht erfüllt. Wir können uns mit ihrer Möglichkeit weiter beschäftigen, wenn wir sonst Gründe dafür haben“ (Freud 1920, S. 53). (Und die hat er.)

Löchel meint, daß damals wie heute die Auffassung vertreten wurde bzw. wird, „daß der Tod erst bei sich fortpflanzenden Vielzellern, d.h. nach der Scheidung von Soma und Keimplasma, ‘möglich’ und ‘zweckmäßig’ werde“ (Löchel 1994, S. 12), Tod somit kein eisernes Naturgesetz sondern eine evolutionäre Entwicklung darstellt. Und im übrigen habe Freud mit seinem Ausflug in die Biologie nur eine Scheinprüfung vorgenommen, da er, so Löchel, nicht von dem tröstenden Charakter seiner Hypothese, der Tod sei eine Naturnotwendigkeit, hätte lassen wollen. Von der Biologie wollte Freud sich seinen Todestrieb von vornherein nicht nehmen lassen, scheint es Löchel (und mir). Es verbleibt die Frage, warum er, nachdem in dieser Art von Biologie ‘argumentationstechnisch’ nichts zu holen war, er diesen fruchtlosen Irrweg

²³Den auch Freud bekannten Untersuchungen von Weis(s)mann (1882) über die (angebliche damit bewiesene) Unsterblichkeit der Einzeller, stimmt der in Fußnoten hier ab und zu erwähnte Schleich (1921) ausdrücklich zu;

nicht dem Leser erspart hat, der ein bißchen frustriert darüber sein mag, daß am Ende sein mühevoll-gutwilliger Nachvollzug des Ausgebreiteten doch in einer Sackgasse endete. Hiermit sei jedoch, so Löchel, „die Darstellung einer Bindung an die Biologie, die er [Freud] gleichwohl zum Spielball seines Diskurses werden läßt“ (ebd., S. 13), gewonnen, so daß der weitere „kühne“ (Freud 1920, S. 53) Schritt, die Übertragung der Libidotheorie auf die Zellbiologie nicht mehr gar so kühn erscheint.

Nach im 6. Kapitel des „Jenseits des Lustprinzips“ weiter ausgebreiteter Freudscher Logik erhöht der Zusammenschluß mehrerer Zellen die Lebensdauer des Zellverbundes, „weil dabei die Lebenstriebe einer Zelle die Todestribe der anderen neutralisierten“ (Löchel 1994, S. 13)²⁴. Damit ist ein Hinweis auf Freuds späteres Konzept der ‘Triebmischung’ gegeben.

Diese ganze, mir etwas forsch oder durchschimmernd zielgerichtet vorkommende, Argumentationsfigur Freuds hat ihn, so Löchel, die Libido über den Umweg der Biologie mit der allvereinenden Kraft des Eros gleichsetzen lassen können. „So würde also die Libido unserer Sexualtriebe mit dem Eros der Dichter und Philosophen zusammenfallen, der alles Lebende zusammenhält“ (Freud 1920, S. 54).

Freud ist, nach Löchel, am Ziel an- und an einem Dilemma vorbeigekommen. Am Beginn der Neurosenlehre, so berichtet sie, hätte der Dualismus zwischen Sexual- und Ichtrieben gestanden, doch bald hätte darin, diesen Dualismus bedrohend, der libidinöse Charakter des Ichs darin integriert werden müssen.

„Dies sei jetzt umso dringlicher geworden, da sowohl die Selbsterhaltung als auch die Sexualtriebe offensichtlich Ausdrucksformen des ‘alles erhaltenden Eros’ seien. Aber die Libido kann nicht alles sein. Daran gibt es für das Freudsche Denken keinen Zweifel²⁵. Als Gegenspieler bleibt allein der Todestrieb.“ (Löchel 1994, S. 13)

Den Unterschied zwischen Eros (= Lebens-) und Todestrieb bringt Löchel noch einmal auf den Punkt und sieht damit den Übergang zur neuen Triebtheorie vollzogen:

„Während die Lebenstriebe unserer inneren Wahrnehmung und unserem Erleben zugänglich sind, da sie als ‘Störenfriede’ auftreten, Spannungen mit sich bringen, deren Erledigung als Lust empfunden wird, scheint der Todestrieb, so Freud, seine Arbeit unauffällig zu verrichten. Er ist dem Schweigen vergleichbar, von dem sich der Lärm des Lebens abhebt. Er ist stumm.“ (ebd., S. 13f)

für Freud hingegen kennt der Tod keine Ausnahme.

²⁴Mir bleibt zumindest die Frage offen, ob die umgekehrte Sicht, daß nämlich vielleicht der Todestrieb der einen Zelle die Lebenstriebe der anderen neutralisiert, nicht ebenso berechtigt wäre, ein ‘Zusammenschluß also nichts bringe’.

²⁵Da sei Jung vor!

Wenn nun Todestrieb und Lebenstrieb einander ‘Notwendigkeiten’ sind, komme ich nicht umhin, allein aus ‘Balancegründen’ auch noch eine Weile Freuds Gedanken über den Ursprung der Sexualtriebe zu folgen, obwohl nur der eine Teil dieses Triebdualismus meiner Arbeit den Namen gab. Der Ursprung der Sexualtriebe bleibt ihm dunkel, aus der *Wissenschaft* nicht zu erhellen, doch ein umstrittener Zu- oder Rückgriff auf den *Mythos* hilft ihm weiter. Und wie zufällig, aber m.E. eben nicht zufällig, erfüllt dessen transkosmisch-orakelnde Weltdeutung auch noch gerade Freuds Wunschdefinition des Triebes, nämlich dessen *Bestreben nach Wiederherstellung eines früheren Zustandes*, auch für die Sexualtriebe. Der Mythos besagt, in Löchelscher Kurzzusammenfassung und gleichzeitiger Kommentierung der Freudschen Verarbeitung,

„daß das sexuelle Begehren die Suche nach einer verlorenen Einheit ist. Freud überbietet selbst das noch, indem er aus eben diesem Mythos auch gleich den Ursprung des Lebens ablesen will: ‘Sollen wir, dem Wunsch des Dichterphilosophen [eine Anspielung auf Platons ‘Symposion’] folgend, die Annahme wagen, daß die lebende Substanz bei ihrer Belebung in kleine Partikel zerrissen wurde, die seither durch die Sexualtriebe ihre Wiedervereinigung anstreben?’ [Freud 1920].“ (Löchel 1994, S. 14)

Somit würden, nach Löchel, sowohl Lebens- als auch Todestriebe versuchen, „die das Leben in Gang setzenden ‘Katastrophen’ rückgängig zu machen“ (ebd.),

„die Todestriebe, indem sie die Spannung, die das Leben vom Unbelebten unterscheidet, wieder aufheben wollen; die Lebenstrieb, indem sie die beim ‘Urknall’ zersplitterten Teile der lebenden Substanz wieder zusammenführen, einsammeln wollen zu ihrer Einheit – und damit aber ebenfalls zum Tode.“ (ebd.)

Hier endet Löchel mit der Darstellung ihrer „Lesart“ des „Jenseits des Lustprinzips“, und ein paar Gedanken aus den an dieser Stelle mitnichten zu Ende gekommenen Freudschen Überlegungen zum Todestrieb muß ich ohne ihre ‘Lesehilfe’ anfügen.²⁶ Freud führt im 6. Kapitel auch die Anwendbarkeit seiner Umkonstruktion der Trieblehre vor. Er geht von der „scharfen Scheidung zwischen Ichtrieben = Todestrieben und Sexualtrieben = Lebenstrieben“ (Freud 1920, S. 57) aus, sieht daneben in der Objektliebe eine zweite Polarität, hier zwischen „Liebe (Zärtlichkeit) und Haß (Aggression)“ (ebd.). Nun bringt er beide Polaritäten miteinander in Beziehung, will die eine auf die andere zurückführen und argumentiert:

„Wir haben von jeher eine sadistische Komponente des Sexualtriebes anerkannt; [...] Wie soll man aber den sadistischen Trieb, der auf die Schädigung des Objekts zielt, vom lebenserhaltenden Eros ableiten können? Liegt da nicht die Annahme nahe, daß

²⁶Löchel ging es primär um ihre Lesart des „Jenseits...“, nicht speziell um den *Todestrieb* (mein Thema), wenn auch *der* die spätere Diskussion ihres Vortrages bestimmte. Vergl. dazu meinen Exkurs: „Der Todestrieb am IPS...“

dieser Sadismus eigentlich ein Todestrieb ist, der durch den Einfluß der narzißtischen Libido vom Ich abgedrängt wurde, so daß er erst am Objekt zum Vorschein kommt? Er tritt dann in den Dienst der Sexualfunktion; [...] und endlich übernimmt er [...] auf der Stufe des Genitalprimats die Funktion, das Sexualobjekt soweit zu bewältigen, als es die Ausführung des Geschlechtsaktes erfordert.“ (ebd., S. 58)

Hier meint Freud, ein Beispiel für einen „- allerdings verschobenen -“ (ebd., S. 58) Todestrieb aufzeigen zu können, wenn auch „von jeder Anschaulichkeit weit entfernt [...] und einen geradezu mystischen Eindruck“ (ebd.) machend: „Wir kommen in den Verdacht, um jeden Preis eine Auskunft aus einer großen Verlegenheit gesucht zu haben“ (ebd., S. 58).²⁷ Aber er verteidigt sich sogleich. Frühere klinische Beobachtungen hätten gezeigt, „daß der dem Sadismus komplementäre Partialtrieb des Masochismus als eine Rückwendung des Sadismus gegen das eigene Ich zu verstehen sei“ (ebd., S. 59), und er ‘folgert’: „Eine Wendung des Triebes vom Objekt zum Ich ist aber prinzipiell nichts anderes als die Wendung vom Ich zum Objekt, die hier neu in Frage steht“ (ebd.). Ob man alles so einfach umdrehen kann....?

Die „bekannte Liebe – Haß – Ambivalenz des Liebeslebens“ (ebd., S. 58) gehe, so Freud, auch auf diesen „ursprünglichen Sadismus“ (ebd.) (als Äußerungsform des Todestriebes) zurück, wenn und weil der keine „Ermäßigung und Verschmelzung“ (ebd.) mit Eros erfahre, womit Freud hier auf seinen später ausgearbeiteten Begriff der ‘Triebmischung’ vorgreifend anspielt.²⁸ Er erinnert noch einmal daran,

„daß wir als die herrschende Tendenz des Seelenlebens, vielleicht des Nervenlebens überhaupt, das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannung erkannten (das Nirwanaprinzip [...]), wie es im Lustprinzip zum Ausdruck kommt, das ist ja eines unserer stärksten Motive, an die Existenz von Todestrieben zu glauben.“ (Freud 1920 S. 60)

Am Schluß dieses schwierigen, in der Tat das „Herzstück“ (Löchel 1994, S. 10) des „Jenseits des Lustprinzips“ bildenden 6. Kapitels faßt Freud seltsamerweise nur in einer Fußnote seinen Gedankengang zusammen, der ihn zur Einführung der Todestriebhypothese, hervorgegangen auch aus einem Neuüberdenken der Ichtriebe gebracht hat:

„Ursprünglich nannten wir so [Ichtriebe] alle jene von uns nicht näher gekannten Triebrichtungen, die sich von den auf das Objekt gerichteten Sexualtrieben abscheiden lassen, und brachten die Ichtriebe in Gegensatz zu den Sexualtrieben, deren Ausdruck die Libido ist. Späterhin näherten wir uns der Analyse des Ichs und erkannten, daß auch ein Teil der ‘Ichtriebe’ libidinöser Natur ist, das eigene Ich zum Objekt genommen hat. Diese narzißtischen Selbsterhaltungstribe mußten also jetzt den libidinösen Sexualtrieben zugerechnet werden. Der Gegensatz zwischen Ich- und

²⁷So ist es.

²⁸Vergl. dazu insbesondere: „Das Ich und Das Es“ (1923).

Sexualtrieben wandelte sich in den zwischen Ich- und Objekttrieben, beide libidinöser Natur. An seine Stelle trat aber ein neuer Gegensatz²⁹ zwischen libidinösen (Ich- und Objekt-)Trieben und anderen, die im Ich zu statuieren und vielleicht in den Destruktionstrieben aufzuzeigen sind. Die Spekulation wandelt diesen Gegensatz in den von Lebenstrieben (Eros) und von Todestrieben um.“ (Freud 1920, S. 66)

Durch das gesamte 6. Kapitel zieht sich eine breite Spur von Zweifeln, die Freud seinem eigenen Denken mit Skepsis gegenüberreten lassen. Hier eine Auswahl:

„Man könnte mich fragen, ob und inwieweit ich selbst von den hier entwickelten Annahmen überzeugt bin. Meine Antwort würde lauten, daß ich weder selbst überzeugt bin noch bei anderen um Glauben für sie werbe. Richtiger: Ich weiß nicht, wieweit ich an sie glaube.“ (ebd., S. 63f) [...] „Ich verkenne nicht, daß der dritte Schritt in der Triblehre, den ich hier unternehme, nicht dieselbe Sicherheit beanspruchen kann wie die beiden früheren, die Erweiterung des Begriffs der Sexualität und die Aufstellung des Narzißmus.“ (ebd., S. 64) [...] „Die Durchführung dieser Idee ist jedenfalls nicht anders möglich, als daß man mehrmals nacheinander Tatsächliches mit bloß Erdachtem kombiniert und sich dabei weit von der Beobachtung entfernt.“ (ebd.)

Freud meint, seine Gedanken, z.B., daß ein Trieb sich vom Ich zum Objekt wende, und ähnlich ihm selbst wegen seiner Unanschaulichkeit Befremdliches, wären in einer anderen ‘Sprache’ als der Tiefenpsychologie wie sie ihm zur Verfügung stand, besser abbildbar gewesen: „Die Mängel unserer Beschreibung würden wahrscheinlich verschwinden, wenn wir anstatt der psychologischen Termini schon die physiologischen oder chemischen einsetzen könnten“ (ebd., S. 65). Mit der Biologie, zumindest der zu seiner Zeit, hat er, wie schon gezeigt, keinen Frieden geschlossen, unterstellt ihr, „daß die Unsicherheit unserer Spekulation zu einem hohen Grade durch die Nötigung gesteigert wurde, Anleihen bei der biologischen Wissenschaft zu machen“ (ebd.). Aber es bleibt Hoffnung auf Besserung und bessere Zeiten: „Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, wir haben die überraschendsten Aufklärungen von ihr zu erwarten...“ (ebd.). Mit anderen Worten, er erweckt den Eindruck, als störe ihn auch weiterhin nicht, daß er aus dieser Richtung wenig Unterstützendes erfährt.³⁰

Auf die ungestellte Frage, warum er denn solche unabgesicherten Arbeiten wie die hier referierte unternähme und sie außerdem „doch zur Mitteilung“ (ebd., S. 66) bringe, erwidert er:

„Nun, ich kann nicht in Abrede stellen, daß einige der Analogien, Verknüpfungen und Zusammenhänge darin mir der Beachtung würdig erschienen sind.“ (ebd.)

²⁹Trat er wirklich, oder wurde er ‘dorthingetreten’?

³⁰Über die Anbindung der Freudschen Kategorien und Begriffe an die Biologie, über Freuds Verhältnis zur Biologie seiner Zeit, seine angeblich lamarckistisch-biogenetische Ausrichtung, siehe das Sulloway-Kapitel meiner Arbeit: „Das (Bio)Logische an Freuds Todestriebhypothese...“

Das 7. Kapitel

Das 7. Kapitel des „Jenseits des Lustprinzips“ ist verglichen mit dem vorherigen geradezu harmlos; fast möchte man sagen, mit seinen knapp 2 1/4 Seiten beinahe überflüssig. Und doch steht es da. Was in den vorausgegangenen Kapiteln noch These, Annahme, tastender Versuch, Spekulation war, wird jetzt in der *Wiederholung* im 7. Kapitel als Grundlage vorausgesetzt und dient als Beweis für weiter Ausgefolgertes.

„Wenn es wirklich ein so allgemeiner Charakter der Triebe ist, daß sie einen früheren Zustand wiederherstellen wollen, so dürfen wir uns nicht darüber verwundern, daß im Seelenleben so viele Vorgänge sich unabhängig vom Lustprinzip vollziehen. Dieser Charakter würde sich jedem Partialtrieb mitteilen und sich in seinem Falle auf die Wiedererreichung einer bestimmten Station des Entwicklungsweges beziehen.“ (ebd., S. 67)

Wieder folgt die Betonung, daß was jenseits des Lustprinzips stehe, worüber es noch keine Macht bekommen hat, durchaus noch nicht im Gegensatz zu ihm (dem Lustprinzip) stehen muß. Das Lustprinzip wird hier deutlich in die Nähe des Todestriebes gerückt, und zwar so:

„Das Lustprinzip ist dann eine Tendenz, welche im Dienste einer Funktion steht, der es zufällt, den seelischen Apparat überhaupt erregungslos zu machen oder den Betrag der Erregung in ihm konstant oder möglichst niedrig zu erhalten. Wir können uns noch für keine dieser Fassungen sicher entscheiden, aber wir merken, daß die so bestimmte Funktion Anteil hätte an dem allgemeinsten Streben alles Lebenden, zur Ruhe der anorganischen Welt zurückzukehren.“ (ebd., S. 67f)

Ein eigenartiger Satz beschließt das Ganze:

„Das Lustprinzip scheint geradezu im Dienste der Todestribe zu stehen; es wacht allerdings auch über die Reize von außen, die von beiderlei Triebarten als Gefahren eingeschätzt werden, aber ganz besonders über die Reizsteigerungen von innen her, die eine Erschwerung der Lebensaufgabe erzielen.“ (ebd., S. 69)

Diese Definition geht für mich in sich nicht auf. Im „ökonomischen Problem [!] des Masochismus“ (1924) wird Freud zwar präziser, läßt aber 19 Jahre lang diesen Doppelcharakter des Lustprinzips zumindest im „Jenseits des Lustprinzips“ stehen. Bin ich überdies zu pingelig, wenn ich ‘Lebensaufgabe’ nach wie vor auf zweierlei Weise zu verstehen versuche? Einmal als das Leben, das einem ‘zu leben aufgegeben ist’, und zum anderen als das Leben, das ‘aufzugeben ist’? Ist sich der (meist) so sorgfältig formulierende Freud dieses ständig mitgeschleppten Doppelsinnes bewußt gewesen oder hat sich gar seiner bedient? Oder ist hier die Sprache mal wieder klüger als wir es durch gedankliche Anstrengung je werden könnten, und hat in schlichter Doppeldeutigkeit schon längst das bereit gehalten, was Freud in seiner umständlichen Abhandlung nahebringen wollte, die Verschränkung von Eros und Todestrieb

auch in der „Lebensaufgabe“ (ebd., S. 69)? In der Tat „knüpfen sich ungezählte andere Fragen, deren Beantwortung jetzt nicht möglich ist“ (ebd.) an. Jedenfalls ist das letzte Kapitel allein seine allerletzten, das ganze Unternehmen des „Jenseits des Lustprinzips“ einschließlich der schwer verdaulichen Todestriebhypothese rechtfertigenden Sätze wert:

„Nur solche Gläubige, die von der Wissenschaft einen Ersatz für den aufgegebenen Katechismus fordern, werden dem Forscher die Fortbildung oder selbst die Umbildung seiner Ansichten verübeln. Im übrigen mag uns ein Dichter (Rückert in den Makamen des Hariri) über die langsamen Fortschritte unserer wissenschaftlichen Erkenntnis trösten: ‘Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken. ... Die Schrift sagt, es ist keine Sünde zu hinken.’“ (ebd.)

Das war also, vielleicht zu kurz, vielleicht zu lang, vielleicht zu wirr, die Herleitung der Freudschen Todestriebhypothese aus dessen Text „Jenseits des Lustprinzips“. Freud hat in spätern Werken noch weiter an diesem Konzept gefeilt, so u.a. in „Das Ich und das Es“ (1923), „Das ökonomische Prinzip des Masochismus“ (1924), und „Abriß der Psychoanalyse“ (1938). Sie alle hier wiederzugeben, würde den Rahmen sprengen, den ich mir gesetzt habe. Dann und wann in meiner Arbeit, wenn sich ein Autor darauf bezieht, kommen diese Stellen aber durchaus noch eingestreut zur Erwähnung. Ich versuche, das auf den vielen vorherigen Seiten nachzeichnend sich Entwickelnde auf wenige Thesen zu verkürzen:

1. Für Freud beweist der Wiederholungszwang das Ziel der Triebe, nämlich die Rückkehr zu früheren Stadien.
2. Das früheste Stadium, der ‘Originalzustand’ war der Tod, das Nicht-Leben, das Anorganische; zu diesem Zustand zurückzukehren, das Lebende, Belebte ins Anorganische *zurück(-)zuüberführen*, ist das Ziel der Triebe, ihr sog. ‘konservatives Wesen’.
3. Die dem Todestrieb entgegengesetzten Triebe nennt Freud Eros oder Libido; auch sie streben, z.B. in der Sexualität, aber nicht nur in ihr, durch fortwährende Vereinigung nach einem durch die Belebung gestörten früheren Zustand allgemeiner Ungeteiltheit³¹, zielen darauf ab, durch Aufbau immer neuer, komplexerer und organisierterer Stadien ebenfalls zu einem Zustand früherer Unzersplittertheit, Ungetrenntheit zu kommen, bis, wo alles mit allem (sogar die dann ehemaligen Geschlechter) eins ist, auch wieder Ruhe, Tod ist.
4. Der Todestrieb ist für Freud ein unabhängiger Trieb, keine bloße Umschreibung der Aggression. Letztere ist Erscheinungsform des Todestriebes.

In folgenden Kapitel werde ich noch ausschnittshaft die Frage behandeln, ‘was man mit der Todestriebhypothese anfangen kann’, d.h., welchen Stellenwert diese Konstruktion für u.a. Freud und die, die ihn nach – oder weiter – dachten, bei einer Seelen-, Welt- oder Kulturbeurteilung hatte. Als Beispiel soll Freuds Abhandlung „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) dienen.

Am Ende der Arbeit wird Elfriede Löchel noch einmal zu Wort kommen, und zwar mit dem, was sie zur Entwicklung der Todestriebhypothese und deren Rezeption in der Fachwelt zu sagen hat. Bisher war speziell von ihrer „Lesart“ des „Jenseits des Lustprinzips“ die Rede (oder das Schreiben) gewesen; ihre Einschätzung soll aber nicht unterschlagen werden, und die Frage, wie „Lesart“ und „Position“ auseinander hervorgehen, wird angesprochen.

³¹Das Wort „Sexus“ in z.B. ‘Sexualität’ bedeutet, soviel ich weiß, „das Geteilte“; wie im Deutschen „Geschlecht“ mit ‘Schlachten’ (der Schlachter zerteilt, trennt das Fleisch) verwandt ist. Die Liebe benennt sich mit rauen Wörtern.

2. Der Todestrieb im Diesseits – am Beispiel des ‘Unbehagens in der Kultur’

Ich hoffe, daß der Sprung, den ich jetzt mache, die Lücke, die er offen läßt, noch überbrückt.

Zur Freudschen Weiterentwicklung und genaueren Ausformulierung und Diskussion der Todestriebhypothese hätten noch eine Menge Gedanken z.B. „Triebe und Tribschicksale“ (1915), „Das Ich und das Es“ (1923), „Das ökonomische Prinzip des Masochismus“ (1924), und „Abriß der Psychoanalyse“ (1938) referiert werden können (müssen?). Nur sei gesagt, daß Freud bis zu seinem Lebensende von der Todestriebhypothese nicht mehr abrückte, bei aller Festigkeit, mit der er sie vertrat, gleichfalls sie stets als eben eine *Theorie, Annahme*, als z.Z. bestmögliche Arbeitshypothese zur Erklärung des kleinen wie großen Welt(en)geschehens, sowie aber auch als grundständigen Bestandteil der psychoanalytischen Theorie wie *auch der psychoanalytischen Behandlungsarbeit ausgab*. In den Jahren nach 1920, dem todestriebeinführenden „Jenseits des Lustprinzips“ hat er in den genannten Werken diese Theorie/These noch genauer ausformuliert und versucht, sie dem vorherigen Theoriegebäude einzupassen, bzw. umgekehrt, die alte Theorie so umzudeuten, daß die Brüche zur neuen nur vermindert auftraten. Zur vertieften Erörterung der Frage des Warum, Wie und Wieso enthält das Sulloway-Kapitel meiner Arbeit Einiges und das Erich Fromm gewidmete eine Menge.

Den Pfad der nachzeichnenden Herleitung der triebtheoretischen Absicherung der Todestriebhypothese werde ich aber an dieser Stelle verlassen, weil ich es für den Fortgang meiner begrenzten Arbeit, was Tiefgang, Umfang und in sie eingehende (umgeleitete) Leidenschaft angeht, für angemessener halte, nun einmal ausschnitthaft der Frage nachzugehen, *‘was man – egal wie man zur Herleitung der Todestriebhypothese steht – damit anfangen kann’*. Ich halte mich zu diesem Zweck an Freud selber.

Am Beispiel einiger Grundgedanken aus Freuds „Unbehagen in der Kultur“ (1930) will ich hier aufzeigen, welchen Stellenwert die Todestriebhypothese bei der Erklärung der Erscheinungen von Seele, Kultur und Welt für ihn hat. Was macht Freud selber mit dem von ihm begründeten Todestrieb rund zehn Jahre später nach dessen Erscheinen in Buchform?

Freuds Text von 1930 über „Das Unbehagen in der Kultur“ erscheint mir deshalb am geeignetsten für mein Anliegen, weil er hierin – als wolle er sein bisheriges Lebenswerk vorläufig zusammenfassen oder ordnen – Bilanz zieht und in einem großen gerafften Entwurf das, was

ihm an psychoanalytischer Erkenntnis (oder Spekulation?) aus seiner Behandlungspraxis und aus darauf aufbauender theoretischer Arbeit zufiel, auf die Menschheitsgeschichte und den (Zu)Stand der menschlichen Kulturentwicklung versucht interpretierend anzuwenden. Bei solch einem Großunternehmen bekommt auch der Todestrieb in seiner theoretischen wie praktischen Bedeutung für Welt und Psychoanalyse seinen Platz zugewiesen. Im „Unbehagen...“ gibt Freud eine ausführliche Darstellung seiner Ansichten zur Soziologie, die er lediglich als angewandte Psychologie verstand³², aber eben einer Psychologie, die einen weiten Horizont von Biologie, Anthropologie, Philosophie, Medizin in sich aufnimmt.

Menschliche ‘Kulturentwicklung’ bedeutet ihm ein Dilemma, und seine Gedanken über die mageren Glücksmöglichkeiten der Menschen, ihre Verstrickungen in unvermeidliche Schuldgefühle, die ihnen unweigerlich aufgezwungenen Triebverzicht, kurz die ausweglose ‘Unbehaglichkeit’ als Preis für die bloße Existenzmöglichkeit des vergesellschafteten wie des (undenkbaren) Einzelnen gehören zu seinen dunkelsten veröffentlichten Gedanken. Eigentlich hatte er diese Abhandlung „Das Unglück in der Kultur“ nennen wollen (vergl. Jones 1962, Bd. III, S. 179), milderte es dann aber zu dem eher medizinisch-psychologischen Begriff ‘Unbehagen’ ab. Hier verhandelt er das durch die Kulturentwicklung bedingte menschliche Elend, das ohne Kulturentwicklung aber noch elender und lebensverkürzend ausfiele. Da in meiner Arbeit aber nicht die ins Soziologische übertragene Freudsche Psychologie im Mittelpunkt der Betrachtung steht, sondern der Freudsche Todestrieb, unterlasse ich eine vertiefte Beschäftigung mit dem ‘Unbehagen-Text’, was die historisch – soziologisch – anthropologischen Aspekte angeht. Ich untersuche vielmehr nur die Nuancen, die sich explizit oder vorausgesetzt auf den Todestrieb beziehen, und fasse das ‘Große Ganze’ der Abhandlung so zusammen:

Freud sieht den Menschen von seinen bewußten wie unbewußten Bedürfnissen bedrängt, mit einer unheilbaren Ambivalenz den Objekten gegenüber ausgestattet³³, zwischen Lieben und Hassen hin und her geworfen und nur durch äußere Zwänge und verinnerlichte Schuldgefühle kaum noch im Zaum gehalten. Er sah gesellschaftliches (Über)Leben nur unter der Voraussetzung eines zu leistenden Triebverzichtes für möglich, was eben ‘Unbehagen’ verursacht. Ohne solchen Triebverzicht wäre ein Bestehen gegen die unwirtliche äußere Natur sowie gegen die (todes)triebbedingte Garstigkeit der (Mit)Menschen überhaupt nicht möglich.³⁴ Das „Un-

³²...was zu diskutieren sein wird.

³³Den besonderen Stellenwert der Ambivalenz für die menschliche Kulturentwicklung und deren fatales Zusammenwirken mit dem Todestrieb und dem Narzißmus betont Eissler in dem ihm gewidmeten Kapitel meiner Arbeit.

³⁴Fromm wird das in seinem Kapitel ganz anders sehen...

behagen in der Kultur“ ist fest auf den triebmäßigen Dualismus von Eros und Todestrieb aufgebaut, den Freud im „Jenseits des Lustprinzips“ schon entwickelt hatte; er wendet ihn jetzt hierin auf das Soziologische an, benutzt letzteres dann wieder als Beleg (auch) für seine Todestriebhypothese. Gegen Ende des Unbehagentextes heißt es:

„Und nun, meine ich, ist uns der Sinn der Kulturentwicklung nicht mehr dunkel. Sie muß uns den Kampf zwischen Eros und Tod, Lebenstrieb und Destruktionstrieb zeigen, wie er sich an der Menschenart vollzieht. Dieser Kampf ist der wesentliche Inhalt des Lebens überhaupt, und darum ist die Kulturentwicklung kurzweg zu bezeichnen als der Lebenskampf der Menschenart. Und diesen Streit wollen unsere Kinderfrauen beschwichtigen mit dem ‘Eiapopeia vom Himmel’!“ (Freud 1930, S. 481)

Diese Einbindung des Freudschen Todestriebmodells in seine Kulturtheorie möchte ich im folgenden aufzeigen. Freud widmet sich im „Unbehagen...“ zum einen dem ihm so erscheinenden unversöhnlichen Antagonismus zwischen den Triebanforderungen und den von der Zivilisation auferlegten Einschränkungen, die zumindest das menschliche Überleben gegen die Härte der äußeren Natur und die menschliche Mitwelt ermöglichen sollen. Es ist mithin ein durchaus soziologisches Buch, das den unbestritten auch biologisch ausgerichteten, ausgefallenen Teil meiner Arbeit ausbalancieren soll, auf den ich aber nicht meinte verzichten zu dürfen. Zum anderen großen Thema innerhalb dieser Abhandlung wird der Todestrieb oder Destruktionstrieb³⁵, welcher als Aggressionsneigung, -trieb, in Erscheinung tritt, nach Freuds Auffassung.

Abgesehen von der Kompliziertheit der Gedanken zum Todestrieb bei Freud ist auch schon die Geschichte der Freudschen Ansichten zum Problemfeld der Aggressions- und Destruktionstrieb, die von ihm mal so, mal so, mal im Singular, mal im Plural präsentiert werden, äußerst verwickelt.³⁶ In seinen frühen Schriften, so in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (1905) sah Freud die Aggressionsneigung noch allein im Kontext des Sadismus, diesen seinerseits als einen der Partialtriebe des Sexualtriebes. In der „Editorischen Vorbemerkung“ zum „Unbehagen in der Kultur“ in der Studienausgabe-Sigmund-Freud zitiert Strachey (1982): „Der Sadismus entspräche dann einer selbstständig gewordenen, übertriebenen durch

³⁵Ich habe mich damit abgefunden, daß die Freudschen Begriffe im Laufe der Theorieentwicklung ihre veröffentlichten Benennungen und Bedeutungen mal stillschweigend, mal offiziell wandeln, sich mitunter unscharf überlagern, nicht immer in dem Sinne weiterverwendet wurden, wie sie einst (in Blei) gesetzt wurden.

³⁶Wäre man ausgeruht und positiv gestimmt, und nicht unter der (auch noch selbst zugefügten) Aufgabe stehend, eine Arbeit termingerecht abzuliefern, so könnte man auch am „Unbehagen...“ hochschätzen, wie die Freudschen Gedanken im (vermeintlichen) Vor und Zurück, im Vagen, Wagen, Behaupten, Fragen, Spekulieren und schließlichem Belegen erst nach einem langen Prozeß zu einer (ihm zumindest) runden Sache zusammengeordnet wurden und nicht von Anfang an fertig und in einem widerspruchsfreien Stück verlaublich wurden. Moses hatte es da leichter, als er die Worte seines Herrn tafeltgerecht vom Berge holte.

Verschiebung an die Hauptstelle gerückten aggressiven Komponente des Sexualtriebes“ (Freud 1905, zit. nach Strachey 1982, S. 195). Doch schon in der 2. Abhandlung der „Drei Abhandlungen...“ wird der Aggressionsneigung etwas Eigenständiges, eine Art ursprüngliche Unabhängigkeit zuerkannt: „Wir dürfen annehmen, daß die grausamen Regungen aus von der Sexualität eigentlich unabhängigen Quellen fließen, aber ... frühzeitig [mit dieser] in Verbindung zu treten vermögen“ (ebd.).

Mit den in diesem Zitat erwähnten „unabhängigen Quellen“ (s.o.) meinte Freud seinerzeit die Selbsterhaltungstribe. Aber einen völlig selbständigen, unableitbar für sich stehenden Aggressionstrieb mochte er nicht annehmen. So heißt es im „Kleinen Hans“ (1909)³⁷: „Ich kann mich nicht entschließen, einen besonderen Aggressionstrieb neben und gleichberechtigt mit den uns vertrauten Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben anzunehmen“ (Freud 1909, zit. nach Strachey 1982, S. 195).

Regungen des Hasses und der Aggression schienen Freud, wenn schon nicht zu den Sexual-, so doch zu den Selbsterhaltungstrieben zu gehören, aber keinesfalls etwas gänzlich Unabhängiges, Eigenständiges zu sein; als hätte es bei ihm einen Widerwillen gegeben, einen unabhängig von der Libido vorhandenen Aggressionstrieb vorauszusetzen. Erst 1920, mit dem von mir aufbereiteten „Jenseits des Lustprinzips“ und der darin entwickelten Todestriebhypothese stellte er schließlich einen selbständigen Aggressionstrieb ins Blickfeld. Als eigenartig und auffällig bleibt aber wiederum festzuhalten, daß Aggressionsneigung, -trieb, Destruktionstrieb, oder wie immer er es bezeichnet, diese Phänomene stets wiederum etwas Abgeleitetes, Sekundäres behalten, nur sind sie jetzt Abkömmlinge des primären, selbstzerstörerischen Todestriebes. Insofern wird in meiner Aufarbeitung des „Unbehagens...“, wenn von Aggressionstrieb, Destruktionstrieb etc. die Rede ist, der dahinter, ‘darüber’, oder sonstwo angesiedelte Todestrieb (mit)gemeint sein, der sich in soziologischem Zusammenhang als zwischenmenschliche, zivilisationsfeindliche, kulturerfordernde wie kulturfeindliche Aggressions- und Destruktionsneigung darstellt. Diese äußeren Manifestationen des Todestriebes sind dann ganz und gar nicht ‘stumm’.

Nebenbei bemerkt sei noch, daß es auch in der 32. der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1933) argumentatorisch genauso zugeht; auch dort wird der Todestrieb theoretisch bereits vorausgesetzt; abgehandelt werden aber nur seine äußeren Formen als Aggression und Destruktion. Diese Freudsche Vorgehensweise ließ andere Psy-

³⁷Genauer: „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“

choanalytiker wohl aus ihrer mehr praktischen Orientierung heraus der Versuchung nachgehen, nachgeben, eine sog. Todestriebhypothese für unnötig, verwirrend etc. abzutun und statt solcher Postulierungen sich eher mit der so anschaulich und offensichtlich in Erscheinung tretenden (abgeleitet zu denkenden oder nicht) Aggression als eigenständiger Triebgröße zu befassen. Für das psychoanalytische Alltagsgeschäft schien das zu genügen.

Bei Erscheinen des „Unbehagens...“ hatte der Freudsche Todestrieb schon 10 Jahre Kritik und Ablehnung hinter sich, neben hier und da auch ein wenig Zustimmung. Ich verweise dazu an die Aufstellung von Brun (1953) im entsprechenden Kapitel meiner Arbeit. Dessen Vorgehens- und wohl auch Verstehensweise mag dem vertieft in psychoanalytischer Materie sich Umtuenden banal erscheinen, leistete aber zumindest mir durchaus einige orientierende Dienste.

Ich schicke voraus, daß Freud die Kritik und Ablehnung seiner Todestriebhypothese und an seinem Umbau (*Umsturz* gar in mancher Augen) der alten Triebtheorie nicht verborgen geblieben war. Aber er blieb ‘seinem’ Todestrieb treu. Ob aus ansteigender theoretischer Überzeugtheit oder aus einem lutherartigen ‘Hier stehe ich – ich kann nicht anders’, bleibe noch dahingestellt; darüber mag sich vielleicht am Schluß meiner Arbeit ein Standpunkt oder gar ein begründetes Urteil gebildet haben. Was im „Jenseits...“ noch bisweilen als vorsichtige „Spekulation“ (Freud 1920, S. 66) dargestellt worden war, bekommt im „Unbehagen...“ schon einen solchen Überzeugungscharakter für den Autor, „daß ich nicht mehr anders denken kann“ (Freud 1930, S. 478f).³⁸

Der Todestrieb kommt erst im 6. Kapitel des „Unbehagens...“ zur ausdrücklichen Erwähnung, doch schon vorher tauchen die ihn beinhaltenden und mitbegründenden Gedanken auf; das vielleicht eine zufällige Parallele zum „Jenseits des Lustprinzips“, worin der Todestrieb ebenfalls erst im 6. Kapitel wörtliche Erwähnung findet.

Der Freudsche Kulturbegriff ist ein pessimistischer. Was Freud vom Menschen und seiner Triebausstattung hält und woraus er die Notwendigkeit einer Kulturentwicklung ableitet, die unter Inkaufnahme von ‘Unbehagen’ das Schlimmste – nämlich die Barbarei aller gegen alle – gerade noch verhindert und das Bestehen gegen die Bedrohungen der äußeren Natur im Gesellschaftsverbund ermöglicht, als Wissenschaftler aber nie so sagen dürfte, läßt er Heinrich Heine aussprechen:

³⁸Zu den „großen Denkwänden, die periodisch im Freudschen Werk wieder auftauchen“, vergl. Laplanche 1985, S. 161

„Ein großer Dichter darf sich gestatten, schwer verpönte psychologische Wahrheiten wenigstens scherzend zum Ausdruck zu bringen. So gesteht H. Heine: ‘Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Tür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührten Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt – ja man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt werden.’“ (Heine [o. J.], Gedanken und Einfälle, zit. nach Freud 1930, S. 469f)

Freud ist überzeugt davon,

„daß der Mensch nicht ein sanftes, liebebedürftiges Wesen ist, das sich höchstens, wenn angegriffen, auch zu verteidigen vermag, sondern daß er zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil Aggressionsneigung rechnen darf. Infolgedessen ist ihm der Nächste nicht nur möglicher Helfer und Sexualobjekt, sondern auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen, seine Arbeitskraft ohne Entschädigung auszunützen, ihn ohne seine Einwilligung sexuell zu gebrauchen, sich in den Besitz seiner Habe zu setzen, ihn zu demütigen, ihm Schmerzen zu bereiten, ihn zu martern, ihn zu töten. *Homo homini lupus*³⁹; wer hat nach allen Erfahrungen und der Geschichte den Mut, diesen Satz zu bestreiten? Diese grausame Aggression wartet in der Regel eine Provokation ab oder stellt sich in den Dienst einer anderen Absicht, deren Ziel auch mit milderen Mitteln zu erreichen wäre.“ (Freud 1920, S. 470f)

Diese Aggressionsneigung, „die wir bei uns selbst verspüren können, beim anderen mit Recht voraussetzten“ (ebd., S. 471), ist es, die die zähmenden Kulturleistungen erfordert, anderenfalls wäre die Gesellschaft in ihrer Existenz bedroht.

„Das Interesse der Arbeitsgemeinschaft würde sie nicht zusammenhalten, triebhafte Leidenschaften sind stärker als vernünftige Interessen. Die Kultur muß alles aufbieten, um den Aggressionstrieben der Menschen Schranken zu setzen, ihre Äußerungen durch psychische Reaktionsbildungen niederhalten. Daher also das Aufgebot von Methoden, die den Menschen zu Identifizierungen, und zielgehemmten Liebesbeziehungen antreiben sollen, daher die Einschränkung des Sexuallebens und daher auch das Idealgebot, den Nächsten so zu lieben wie sich selbst, das sich wirklich dadurch rechtfertigt, daß nichts anderes der ursprünglichen Natur so sehr zuwiderläuft.“ (ebd.)

Sollen die Menschen auf die Befriedigung der Aggressionsneigung verzichten, ‘fühlen sie sich nicht wohl dabei’. Eine pragmatische Lösung besteht innerhalb eines kleinen Kulturkreises. Der bietet der Befriedigung solcher Aggressionsneigungen einen Ausweg, indem die in ihm in zielgehemmter Liebe aneinandergebundenen Menschen immer genug, nicht ihrem ei-

³⁹Etwa: „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“ (der angeblich grundlos, aus reiner Aggressionsneigung, Menschen anfällt). Hier liegt evtl. ein problematischer Wolfsbegriff zugrunde. Es gilt, das Tier, das vielleicht gar nicht todestriebfähig und nur hungrig ist, vor seiner Metapher zu schützen.

genen Kulturkreis angehörende Außenstehende zur Verfügung haben, an denen sie Aggression exekutieren dürfen. Freud als Jude wußte um die gute Verwendungsfähigkeit seiner versprengten Religionsgemeinschaft für diese Zwecke innerhalb der religiös anders ausgewiesenen „Wirtsvölker“ (ebd., S. 474).

Erst in dessen 6. Kapitel wird der Todestrieb in die kulturtheoretische Debatte eingeführt. Freud tut dabei so, als bedeutet die Einführung des Todestriebes an dieser Stelle gar nichts besonderes, möchte gar dem Anschein entgegentreten, „daß die Anerkennung eines besonderen, selbständigen Aggressionstriebes eine Abänderung der psychoanalytischen Trieblehre bedeutet“ (ebd.). Er meint, „daß dem nicht so ist, daß es sich bloß darum handelt, eine Wendung, die längst vollzogen ist, schärfer zu fassen und in ihren Konsequenzen zu verfolgen“ (ebd.). Er faßt das Bisherige aus seiner Triebtheorie zusammen, die damit begann, „daß Hunger und Liebe das Getriebe der Welt zusammenhalten“ (ebd.). Damals galt:

„So traten zuerst die Ichtriebe und die Objekttriebe einander gegenüber. Für die Energie der letzteren, und ausschließlich für sie, führte ich den Namen Libido ein; somit lief der Gegensatz zwischen den Ichtrieben und den aufs Objekt gerichteten ‘libidinösen’ Trieben der Liebe im weitesten Sinne. Einer von diesen Objekttrieben, der sadistische, tat sich zwar dadurch hervor, daß sein Ziel so gar nicht liebevoll war, auch schloß er sich offenbar in manchen Stücken den Ichtrieben an, konnte seine nahe Verwandtschaft mit Bemächtigungstrieben ohne libidinöse Absicht nicht verbergen, aber man kam über diese Unstimmigkeit hinweg; der Sadismus gehörte doch offenbar zum Sexualleben, das grausame Spiel konnte das zärtliche ersetzen.“ (ebd., S. 476f)

Doch die spätere Einführung des Begriffs Narzißmus hätte die Beibehaltung dieser Triebaufteilung unmöglich gemacht. Narzißmus bedeutet Freud an dieser Stelle,

„daß das Ich selbst mit Libido besetzt ist, sogar deren ursprüngliche Heimstätte sei und gewissermaßen auch ihr Hauptquartier bleibe. Diese narzißtische Libido wendet sich den Objekten zu, wird so zur Objektlibido und kann sich in narzißtische Libido zurückverwandeln.“ (ebd., S. 477)

Mit solch einer Konstruktion ging aber Gefahr für den Begriff Libido einher: „Da auch die Ichtriebe libidinös waren, schien es eine Weile unvermeidlich, Libido mit Triebenergie überhaupt zusammenfallen zu lassen... [...] Doch blieb etwas zurück wie eine noch nicht zu begründende Gewißheit, daß die Triebe nicht alle von gleicher Art sein können“ (ebd.). Nachdem ihm, wie von mir schon im ‘Jenseits – Kapitel’ dargelegt, der Wiederholungszwang und der ‘konservative Charakter des Trieblebens’ aufgefallen war, hätte er nun den Schluß gezogen,

„...es müsse außer dem Trieb, die lebende Substanz zu erhalten, und zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen, einen anderen, ihm gegensätzlichen geben, der diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen, anorganischen Zustand zurückzuführen strebe. Also außer dem Eros einen Todestrieb, aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken dieser beiden ließen sich die Phänomene des Lebens erklären. Nun war es nicht leicht, die Tätigkeit dieses angenommenen Todestriebes aufzuzeigen.“ (ebd., S. 477f)

Daß die Behauptung, der Todestrieb wirke eben stumm im Innern des Lebewesens an dessen Auflösung, kein Beweis sei, hätte er selber zugegeben. Er nennt es eine

„Idee, daß sich ein Anteil des Triebes [Todestriebes] gegen die Außenwelt wende und dann als Trieb zur Aggression und Destruktion zum Vorschein komme. Der Trieb würde so selbst in den Dienst des Eros gezwängt, indem das Lebewesen anderes, Belebtes wie Unbelebtes, anstatt seines eigenen Selbst vernichte. Umgekehrt würde die Einschränkung dieser Aggression nach außen die ohnehin immer vorsichgehende Selbstzerstörung steigern müssen.“ (ebd., S. 478)

Was nach außen von beiden Triebarten in Erscheinung trete, sei stets eine verschiedene, in sehr wechselnden Mengenverhältnissen mit einander legierte Mischung beider, was eine nachträgliche Identifizierung der einzelnen Komponenten sehr erschwere. Aus dieser, „Idee“ (s.o.), einen Todestrieb anzunehmen, war Freud bei der Niederschrift des „Unbehagens...“ mittlerweile *Gewißheit* geworden. Wie schon erwähnt, beschrieb er diesen subjektiv empfundenen Überzeugungsschub so:

„Ich hatte die hier entwickelten Auffassungen anfangs nur versuchsweise vertreten, aber im Laufe der Zeit haben sie eine solche Macht über mich gewonnen, daß ich nicht mehr anders denken kann.“ (ebd., S.478f)⁴⁰

Von diesen, von einer einstigen „Idee“ (s.o.) zur Gewißheit mutierten Gedanken meint Freud weiterhin:

„Ich meine, sie sind theoretisch ungleich brauchbarer als alle möglichen anderen, sie stellen jene Vereinfachung ohne Vernachlässigung oder Vergewaltigung der Tatsachen her, nach der wir in der wissenschaftlichen Arbeit streben.“ (ebd., S. 479)

Das mag sein, aber nur, wenn man eine *Arbeitshypothese* auch durchgängig als solche titulierte und nicht an ihr klebt als letzter Weisheit oder lebensnotwendigem, dogmatischem Welterklärungsmodell. Als gingen ihm plötzlich die Augen auf, läßt Freud uns teilhaben an diesem Erlebnis:

⁴⁰Wer mit dem Symptom zu Freud in die Praxis gekommen wäre, das gewisse Gedankenkonstruktionen, ohne das weitere Argumente aus der Lebenswirklichkeit des Patienten dafür gesprochen hätten, ihn daran hindern, nun überhaupt noch „anders“ zu denken, wäre vom ‘Meister’ wohl zur erfolversprechenden Behandlung seiner Zwangsneurose ein paar weitere Male einbestellt worden. Laplanche spricht tatsächlich von Freuds „Denkzwang“ in dieser Angelegenheit. Vergl. Laplanche 1985, S. 161

„Ich erkenne, daß wir im Sadismus und Masochismus die stark mit Erotik legierten Äußerungen des nach außen und nach innen gerichteten Destruktionstriebes immer vor uns gesehen haben; aber ich verstehe nicht mehr, daß wir die Ubiquität [= Allgegenwart] der nicht erotischen Aggression und Destruktion übersehen und versäumen konnten.“ (ebd.)

Den Widerstand, der seiner Todestriebhypothese in der (Fach)Welt entgegengebracht wurde, erklärt Freud sich so (weg): „Denn die Kindlein, sie hören es nicht gerne, wenn die angeborene Neigung des Menschen zum ‘Bösen’, zur Aggression, Destruktion, und damit auch zur Grausamkeit erwähnt wird“ (ebd.).

Der Nutzen, der Freud eingestandenermaßen, aber nicht vorsätzlich aus der Neuformulierung seiner Triebtheorie erwächst, ist, daß der Name Libido wiederum ausschließlich „für die Kraftäußerungen des Eros“ (ebd., S. 480) verwendet werden kann, „um sie von der Energie des Todestriebes zu sondern“ (ebd.). Letztere ist viel schwerer zu erfassen, bestenfalls als „Rückstand hinter dem Eros“ (ebd.) zu erraten:

„Im Sadismus, wo er das erotische Ziel in seinem Sinne umbiegt, dabei noch das sexuelle Streben voll befriedigt, gelingt uns die klarste Einsicht in sein Wesen und seine Beziehung zum Eros. Aber auch wo er ohne sexuelle Absicht auftritt, noch in der blindesten Zerstörungswut läßt sich nicht verkennen, daß seine Befriedigung mit einem außerordentlich hohen narzißtischen Genuß verknüpft ist, indem sie dem Ich die Erfüllung seiner alten Allmachtswünsche zeigt.“ (ebd.)

Ähnlich dem Sexualtrieb, dessen zielgehemmte Liebe als Zärtlichkeit kulturstabilisierende Bindungen innerhalb des Kollektivs schafft, muß auch der Destruktionstrieb – als zielgehemmter – „auf die Objekte gerichtet, dem Ich die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse und die Herrschaft über die Natur verschaffen“ (ebd.). Und auch noch 1930, im „Unbehagen...“ gibt Freud zu, daß die Annahme eines Todestriebes „wesentlich auf theoretischen Gründen beruht“ (ebd.) und gegen theoretische Einwendungen nicht gänzlich gefeit sei. Fast trotzig fügt er hinzu: „Aber so erscheint es uns eben jetzt beim gegenwärtigen Stand unsere Einsichten, zukünftige Forschung und Überlegung wird gewiß die entscheidende Klarheit bringen“ (ebd., S. 481).

Er hält, ‘wie ein für allemal’ fest: „Für alles Weitere stelle ich mich also auf den Standpunkt, daß die Aggressionsneigung eine ursprüngliche, selbständige Triebanlage des Menschen ist, und komme darauf zurück, daß die Kultur ihr stärkstes Hindernis in ihr findet“ (ebd.). Das ist zwar die klassische Begründung einer Arbeitshypothese: Solange einiges dafür spricht und kaum etwas dagegen, und man (noch) nichts Bessere hat und mit ihr hofft, besser voranzu-

kommen als ohne sie, benutzt man sie. Nur sie lieb gewinnen und ‘nicht mehr anders denken können’ darf man sie nicht.

Was an wissenschaftlich belegter oder wenigstens bewährter Überzeugungskraft der Todes-
triebshypothese noch abgehen mag, wird vielleicht – so mag Freud sich gedacht haben –
‘durch Nachschlagen bei Goethe’ wettgemacht. „Ganz überzeugend“ (ebd.) wirkt ihm die
Identifizierung des bösen Prinzips mit dem Destruktionstrieb durch Mephistos Ausspruch in
Goethes „Faust I“:

„Denn alles, was entsteht,
ist wert, daß es zu Grunde geht.

So ist denn alles was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.“

(Goethe, Faust I, zit. nach Freud 1930, S. 480)

Nicht „das Heilige, das Gute“ (Freud 1920, S. 480) ist Widerpart des Teufels, den Freud hier
wohl den Todestrieb verkörpern sieht, sondern „die Kraft der Natur zum Zeugen, zur Meh-
rung des Lebens, also des Eros“ (ebd.):

„Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt’ ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Aparts für mich.“

(Goethe, Faust I, zit. nach Freud 1930, S. 480)

Auf den Prozeß der menschlichen Kulturentwicklung bezogen bedeute das, daß Eros die
Menschenmengen libidinös aneinander binden muß, da die Einsicht in die „Vorteile der Ar-
beitsgemeinschaft“ (Freud 1920, S. 481) dafür nicht genüge. Der „natürliche“ (ebd.) Aggres-
sionstrieb (mit dem Todestrieb dahinter) mit seiner „Feindseligkeit eines gegen alle und aller
gegen einen“ (ebd.) widersetze sich diesem Kulturprogramm, teile sich mit Eros die „Welt-
herrschaft“ (ebd.). Die Kulturentwicklung, so Freud, zeigt uns den Kampf zwischen Eros und
Tod, zwischen Lebenstrieb und Destruktionstrieb, „wie er sich an der Menschenart vollzieht“
(ebd.). Solch „Kampf der Giganten“ (ebd.) lasse sich nicht mit einem „Eiapoieia vom Him-
mel“ verharmlosen oder verleugnen (ebd.).

Nun da der Todestrieb mal wieder 5 Kapitel lang, wie im „Jenseits des Lustprinzips“ leise
angekündigt ‘stumm auf der Lauer lag’, im 6. Kapitel mit Pathos und Goethe, unüberzeugen-

der Freudscher Überzeugtheit, aber in dessen Hoffnung auf spätere Klärung in die Freudsche Kulturtheorie eingebracht (eingefahren) ist, fragt sein Verkünder: „Welcher Mittel bedient sich die Kultur, um die ihr entgegenstehende Aggression [aus der Todestriebquelle] zu hemmen, unschädlich zu machen, vielleicht auszuschalten“ (ebd., S. 482)?

Auch ich werde diese Frage weiter verfolgen, weil ja hinter der im „Unbehagen...“ abgehandelten Aggression der Todestrieb steht, es sich also weiterhin um das „*Schicksal des Todestriebes in der Psychoanalyse*“, hier in deren Kulturtheorie handelt, auch wenn Freud den Todestrieb seitenweise nicht erwähnt, als sei die Aggressionsneigung *doch* etwas Eigenes, nicht mehr Ableitbares. Dann wieder, wenn es ums ‘Große, Ganze’ geht, zu Fragen der ‘Weltherrschaft’ und zum ‘Kampf der Giganten’ kommt, findet der Todestrieb wieder *wörtliche Erwähnung*. Seltsam.⁴¹

Das Mittel, dessen sich die Kultur zu ihrer, das (Über)Leben aller sichernden Stabilisierung bedient, ist die Implantierung des Schuldgefühls beim Einzelnen. Das geht nach Freud so:

„Die Aggression wird introjiziert, verinnerlicht, eigentlich aber dorthin zurückgeschickt, woher sie gekommen ist, also gegen das eigene Ich gewendet. Dort wird sie von einem Anteil des Ichs übernommen, das sich als Über-Ich dem übrigen entgegenstellt, und nun als ‘Gewissen’ gegen das Ich dieselbe strenge Aggressionsbereitschaft ausübt, die das Ich gerne an anderen, fremden Individuen befriedigt hätte.“ (ebd., S. 482f)

Die Kultur bewältigt die vom Todestrieb herrührende Aggressionslust des Individuums, „indem sie es [das Individuum] schwächt, entwaffnet und durch eine Instanz in seinem Innern, wie durch eine Besatzung in einer eroberten Stadt, überwachen läßt“ (ebd.). Das ‘Böse’, wovon man sich auf diese Art abhalten läßt, ist das, „wofür man mit Liebesverlust bestraft wird; aus Angst vor diesem Verlust muß man es vermeiden“ (ebd., S. 484). Hervorzuheben ist, daß es dabei nicht darauf ankommt, daß oder ob man das Böse bereits getan hat oder bloß daran denkt, es zu begehen; beide Male greift das ‘schlechte Gewissen’, denn nach Aufrichtung des Über-Ich ist die äußere Autorität *verinnerlicht*. Im Sinne eines ‘Gott sieht alles’ kann sich vor dem Über-Ich nichts gedachtes oder gemachtes Böses (= kulturschädlich) verbergen. Dieser Prozeß (!) nimmt fatale Ausmaße an, denn das Über-Ich

„benimmt sich nämlich umso strenger und mißtrauischer, je tugendhafter der Mensch ist, so daß am Ende gerade die, die es in der Heiligkeit am weitesten gebracht, sich der ärgsten Sündhaftigkeit beschuldigen. Die Tugend büßt dabei ein Stück des ihr zugesagten Lohnes ein, das gefügige und enthaltsame Ich genießt nicht

⁴¹Zu diesen schwierigen Erscheinungsweisen des Begriffs ‘Todestrieb’ im Text, siehe auch das Elfriede Löchel gewidmete Kapitel meiner Arbeit.

das Vertrauen seines Mentors, bemüht sich, wie es scheint vergeblich, es zu erwerben.“ (ebd., S. 485)

Freud weiß aus dem Judentum, ein Beispiel dafür:

„Das Volk Israel hatte sich für Gottes bevorzugtes Kind gehalten, und als der große Vater Unglück nach Unglück über dies sein Volk hereinbrechen ließ, wurde es nicht etwa irre an dieser Beziehung, oder zweifelte an Gottes Macht und Gerechtigkeit, sondern erzeugte die Propheten, die ihm seine Sündhaftigkeit vorhielten, und schuf aus seinem Schuldbewußtsein die überstrengen Vorschriften seiner Priesterreligion.“ (ebd., S. 486)

Triebverzicht hilft nicht vor der Aggression aus dem Über-Ich, denn der Wunsch nach der nach außen unterbliebenen Tat bleibt bestehen, kann dem Über-Ich als ‘böses Vorhaben’ nicht verborgen bleiben. Trotz des Verzichts auf dessen böse Ausführung kommt ein Schuldgefühl zustande, das nach (Selbst)Bestrafung des Individuums verlangt und so dennoch zur Aggressionsabfuhr – diesmal gegen das eigene Ich – taugt; zum Wohle und zum Erhalt der Kultur, ohne die es nicht mal mehr die Bühne gäbe, auf der solche selbstquälerischen Dramen sich abspielen könnten, weil entweder die äußere Natur oder sowieso schon jeder jeden umgebracht hätte. So verstehe ich jedenfalls Freuds Kulturtheorie. Ein Ausweg ist nicht in Sicht, der Teufelskreis des Schuldgefühls rotiert: „Das Gewissen ist die Folge des Triebverzichts, oder: Der (uns von außen auferlegte) Triebverzicht schafft das Gewissen, das dann weiteren Triebverzicht fordert“ (ebd., S. 488). Denn jedes Stück unterlassene, unbefriedigt gebliebene Aggression wird vom Über-Ich übernommen und steigert dessen Aggression gegen das Ich. Wir sind darin von Kindesbeinen geübt, meint Freud:

„Gegen die Autorität, welche das Kind an den ersten, aber auch bedeutsamsten Befriedigungen verhindert, muß sich bei diesem ein erhebliches Maß von Aggressionsneigung entwickelt haben, gleichgültig, welcher Art die geforderten Triebentsagungen waren. Notgedrungen mußte das Kind auf die Befriedigung dieser rachsüchtigen Aggression verzichten. Es hilft sich aus dieser schwierigen ökonomischen Situation auf dem Wege bekannter Mechanismen, indem es diese unangreifbare Autorität durch Identifizierung in sich aufnimmt, die nun das Über-Ich wird und in den Besitz all der Aggression gerät, die man gern als Kind gegen sie ausgeübt hätte.“ (ebd., S. 488f)

Ich habe mich der Erörterung des Schuldgefühls überhaupt überlassen, weil dessen Entstehung über den Begriff der Aggression sehr wohl mit meinem Todestriebthema verknüpft ist. Wenn denn der Todestrieb so stumm ist, mag wenigstens seinen Spuren gefolgt werden. TT was here.

Zur Entstehung menschlicher Schuldgefühle und ihrem Schicksal in der Biographie des Einzelnen wäre noch, auch im Hinblick auf die Rolle der Aggression als Abkömmling des postu-

lierten Todestriebes, eine Menge zu sagen, aber schließlich schreibe ich nur eine Arbeit und keine Bibliothek, und ich setze bei meinem fiktiven Leser (auftragesgemäß soll es sich dabei um einen gedachten Hauptstudiumskommilitonen handeln) wenigstens einiges aus dem Allgemeinbildungsreservoir des psychoanalytisch Interessierten voraus. Für Freud ist das Schuldgefühl

„der Ausdruck des Ambivalenzkonflikts, des ewigen Kampfes zwischen dem Eros und dem Destruktions- oder Todestrieb. Dieser Konflikt wird angefacht, sobald den Menschen die Aufgabe des Zusammenlebens gestellt wird; solange diese Gemeinschaft nur die äußere Form der Familie kennt, muß er sich im Ödipuskomplex äußern, das Gewissen einsetzen, das erste Schuldgefühl schaffen.“ (ebd., S. 492)

Von Ewigkeit ist die Rede, man ahnt Goethe im Anmarsch – und richtig, wie bei Hases und Igels war der schon längst vor Freud dagewesen, wo der erst später, wie im „Jenseits des Lustprinzips“ zugegeben, „hinkend“ (vergl. Freud 1920, S. 69) eintrifft:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.“

(Goethe, Lieder des Harfners in ‘Wilhelm Meister’, zit. nach Freud 1930, S. 493)

Um weiterhin zu belegen, daß ich beim Todestriebthema geblieben bin, stelle ich noch einmal die Freudsche Argumentationsreihe vor: Todestrieb in Form von Aggressionsneigung zwingt zur Kulturentwicklung durch Schuldgefühlsimplantation in Form von Gewissen um den Preis der Glückseinbuße der wenigstens Überlebenden.

Die Rolle der zielgehemmten Sexualtriebe, die auf ihre Art ebenfalls kulturstabilisierende Bindungen stiften, soll nicht verschwiegen werden, steht aber in meinem Themenzusammenhang weniger zur Debatte. Die ursprünglich kulturunverträgliche Aggression wird also – um den Preis des ‘Unbehagens in der Kultur’ – in der Kultur zur Kulturschaffung verwandt.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei weist Freud darauf hin, daß Schuldgefühle keinesfalls bewußt sein müssen, wie die Bezeichnung ‘Gefühl’ vielleicht nahelegen mag. Es genügt zu ihrer Wirkung, daß sie vorhanden sind, und sie arbeiten sich in vielerlei neurotischen Symptomen z.B. in Zwängen, Phobien, Ängsten, etc. zur Oberfläche hervor, jedoch:

„Die Kranken glauben uns nicht, wenn wir ihnen ein ‘unbewußtes’ Schuldgefühl zumuten; um nur halbwegs von ihnen verstanden zu werden, erzählen wir ihnen von einem unbewußten Strafbedürfnis, in dem sich das Schuldgefühl äußert.“ (Freud 1930, S. 494)

Auch in der Kultur komme das sie stabilisierende Schuldgefühl nicht ins allgemeine Bewußtsein. Freud hält es für denkbar,

„daß auch das durch die Kultur erzeugte Schuldbewußtsein nicht als solches erkannt wird, zum großen Teil unbewußt bleibt, oder als ein Unbehagen, eine Unzufriedenheit zum Vorschein kommt, für die man andere Motivierungen sucht. Die Religionen wenigstens haben die Rolle des Schuldgefühls in der Kultur nie verkannt. Sie treten ja, was ich an anderer Stelle nicht gewürdigt hatte, auch mit dem Anspruch auf, die Menschheit von diesem Schuldgefühl, was sie Sünde heißen, zu erlösen.“ (ebd., S. 495)

Wie groß die durch kulturelle Gebote, z.B. ‘Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!’ zu zählende, aus der Todestriebquelle kommende Aggression sein muß, mag daraus hervorgehen, daß die Abwehr derselben ebenso unglücklich machen kann wie die Folgen der ausgelebten Aggression. Das Gebot allgemeinsten Nächstenliebe ohne Ansehen der einem zum ‘Nächsten lieben’ anheim gegebenen Personen ist undurchführbar und überfordert den Einzelnen. Auflehnung dagegen, Neurose oder Unglücklichsein sind die Folgen. Vor solch einem Gebot kann man nur versagen, was nur neue Schuldgefühle verursacht, usw. Nach Freud erhält sich die Kultur um den Preis der ‘sozialen Neurose’, die aber wie im Individuellen nur einen *mißlungenen* Ausweg – aber den z.Z. einzig möglichen – aus einem unaushaltbaren Konflikt darstellt. Er schließt seinen Entwurf über Triebanlagen des Menschen (einschließlich Todestrieb), Kulturentwicklung und Zivilisation mit der Mahnung:

„Die Schicksalsfrage der Menschenart scheint mir zu sein, ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden. In diesem Bezug verdient vielleicht gerade die gegenwärtige Zeit [1930] ein besonderes Interesse. Die Menschen haben es jetzt in der Beherrschung der Naturkräfte so weit gebracht, daß sie es mit deren Hilfe leicht haben, einander bis auf den letzten Mann auszurotten. Sie wissen das, daher ein gut Stück ihrer gegenwärtigen Unruhe, ihres Unglücks, ihrer Angststimmung. Und nun ist zu erwarten, daß die andere der beiden ‘himmlischen Mächte’, der ewige Eros eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten. Aber wer kann den Erfolg und Ausgang voraussehen?“ (ebd., S. 506)

Das hatte Freud 1930 geschrieben, man weiß, wie die (Welt)Geschichte weiterging; aber ob das alles lediglich mit dem ‘Gigantenkampf’ zwischen Eros und Todestrieb zu erklären ist, weiß ich nicht. Die gesellschaftlichen Verhältnisse halte ich für verwickelter, z.T. irdisch erklärbarer durch Soziologie oder den aus der Mode gebrachten ‘Historischen Materialismus’. Andererseits kann eine Soziologie, die sich mit einer *Vielheit von Einzelnen* befaßt, nicht von deren psychischer Verfaßtheit absehen, von deren seelischen Strukturen und Mechanismen. Und sollte zu dieser Ausstattung auch ein wie auch immer begründeter Todestrieb gehören,

hätte dieser einen erklärenden Anteil, aber noch kein Ursachenmonopol für alles, was ‘Unbehagen’ oder Unfrieden stiftet.

Freuds Text über das ‘Unbehagen in der Kultur’ stiftete aber mal wieder Unbehagen in der psychoanalytischen Bewegung. Es gab wohl auch Zustimmung, wenigstens bis zu der Freud-schen These, daß Feindseligkeit eine zentrale Tatsache des Lebens sei, aber den Sprung von der leicht anzuerkennenden Wirklichkeit der Aggressivität zur weitergehenden, weiterräumigen, seit dem „Jenseits...“ beibehaltenen Postulierung der Todestriebhypothese machten viele Analytiker und Theoretiker nicht mit, konnten aber auf ihre Art mit dem Text weiterhin etwas anfangen. Mir scheint das „Unbehagen...“ von Freud mit Bedacht so abgefaßt, daß es auch den Todestrieb -Ignoranten, -Ablehnern, -Kritikern, -Skeptikern und den pragmatisch Psychoanalyse Anwendenden noch als stringenter, anregender Text durchgeht, auch wenn diese Leser immer dort, wo von Aggression die Rede ist, sich den von Freud dahinter gesetzten, aber eigentümlicherweise nur selten explizit ausformulierten Todestriebbegriff *wegdenken*. Als hätte Freud sich damit abgefunden, daß um der Einheit der psychoanalytischen Bewegung/Institution Willen die psychoanalytische Theorie im Hinblick auf den Todestrieb so diffus/offen/unabgeschlossen formuliert bleiben *mußte*, daß Gebrauch oder Verständnis derselben genauso *mit wie ohne* Todestriebakzeptanz seitens der verschieden theoretisch belastbaren oder interessierten Schüler und Kollegen möglich und ihnen bekömmlich blieb. Was damit eigentlich ein ‘triebtechnisches’, unklares Unding war und sich so gar nicht mit der sonstigen Freudschen Exaktheit, – wenn er sich denn mal einer Sache sicher geworden war –, vertrug, mochte neben einer andernfalls sich absehbar spaltenden Psychoanalyse als das kleinere Übel erscheinen. Und niemandem war es verwehrt, für sich selber oder im Kreis von Interessierten eindeutige Stellung hierzu zu beziehen, als es Freud – auch als verantwortungs- wie ehrgeizbewußtem (die Schäfchen beisammenhaltenden) Hirten und Anführer einer sich der Aufklärung verschreibenden Bewegung – nach außen möglich war. So blieb es freigestellt, in Freud dem pessimistischen ‘Todestriebphilosophen’ zu folgen, oder sich bei ihm mit einer um den kosmischen Anteil abgespeckten, aber irdisch anwendbareren Neurosenheilungstheorie samt Handlungsanweisung zu bedienen.

Für mich ist es unübersehbar, daß der ansonsten so sorgfältig formulierende Autor Freud sein – ihm persönlich zentrales – theoretisches Anliegen, nämlich die Einfügung der triebartigen, triebähnlichen Begriffe Eros und Todestrieb in das Gedankengebäude der Psychoanalyse in einer derart zögerlichen, unzwingenden Art der Textabfassung u.a. im „Unbehagen...“ betrieben hat, daß in der – wahrgenommenen – offengebliebenen Möglichkeit, Psychoanalyse auch

ohne Todestriebakzeptanz zu betreiben und zu begreifen, seine Methode steckt; so etwa nach dem Motto: Lieber eine in der Welt als Aufklärungsagens wirksame oder bloß wahrgenommene, sich und ihre Anwender weiterentwickelnde Psychoanalyse mit an den Rändern triebversimpelten Theorieprovinzen, als eine abgeschottete 'reine' Lehre, von der niemand etwas weiß, deren Aufklärungs- und Wahrgenommensheitsfaktor gleich Null bleibt. Die Todestrieb-Ablehnung bei der Aufnahme des „Unbehagens.“ kommentierte Freud in einem Brief an Pfister so:

„Der Todestrieb ist mir kein Herzensbedürfnis, er erscheint mir nur als unvermeidliche Annahme aus biologischen wie aus psychologischen Gründen. Mein Pessimismus erscheint mir also als ein Resultat, der Optimismus meiner Gegner als eine Voraussetzung.“ (Freud 7.2.1930, zit. nach Gay 1989, S. 621)

Eine *Annahme* eben, kein Dogma, kein Lehrsatz; aber allein schon damit eine Provokation. Freud war aber 'Irdisch – Soziologischem' nicht gänzlich so abhold, wie seine (Er)Findung oder zumindest insistierende Beifügung der 'Schicksalsmächte' Eros und Todestrieb zu seiner 'Kulturtheorie' vielleicht vermuten lassen könnte; in seiner „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921) heißt es z.B.:

„Die Individualpsychologie ist zwar auf den einzelnen Menschen eingestellt und verfolgt, auf welchen Wegen derselbe die Befriedigung seiner Triebregungen zu erreichen sucht, allein sie kommt dabei nur selten, unter bestimmten Ausnahmsbedingungen, in die Lage, von diesen Beziehungen dieses Einzelnen zu den anderen Individuen abzusehen. Im Seelenleben des Einzelnen kommt ganz regelmäßig der Andere als Vorbild, als Objekt und als Gegner in Betracht, und die Individualpsychologie ist dabei, von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie in diesem erweiterten, aber durchaus berechtigten Sinne.“ (Freud 1921, S. 73)

In einem späteren Abschnitt meiner Arbeit, in dem es um die Rezeption der Freudschen Todestriebhypothese geht, befasse ich mich mit einem Vertreter einer sich selber so nennenden 'analytischen Sozialpsychologie', mit Erich Fromm, und man darf gespannt sein, was einer vom Todestrieb übrig läßt, der seine sozialpsychologische Methode (einstmals jedenfalls) so definierte:

„Die sozialpsychologischen Erscheinungen sind aufzufassen als Prozesse der aktiven Teilnahme und passiven Anpassung des Triebapparates an die sozialökonomische Situation. Der Triebapparat selbst ist – in gewissen Grundlagen – biologisch gegeben, aber weitgehend modifizierbar; den ökonomischen Bedingungen kommt die Rolle als primär formenden Faktoren zu. [...] Die Sozialpsychologie hat die gemeinsamen – sozial relevanten – seelischen Haltungen und Ideologien – und insbesondere deren unbewußte Wurzeln – aus der Einwirkung der ökonomischen Bedingungen auf die libidinösen Strebungen zu erklären.“ (Fromm 1932, S. 23)

Doch zunächst will ich in der Breite aufzeigen, wie die Freudschen Gedanken in der (Fach)Welt aufgenommen wurden und überlasse dies in einer ersten, viele Stimmen *auswertenden* Übersicht Rudolf Brun. Danach werden ein paar von mir als repräsentativ ausgewählte Autoren, darunter auch Fromm, mit ihrem Standpunkt zur Todestriebhypothese vertieft Darstellung finden.

III: Die Rezeption der Freudschen Todestriebhypothese

1. Der ausgezählte Todestrieb – Die ‘Untersuchung’ von Rudolf Brun

Ich habe trotz Bedenken, aber dennoch mit Bedacht die Arbeit von Brun (1953) in meine Erörterung mit aufgenommen. Brun hat sich darangemacht, die bis 1952 ihm vorgelegenen, sich auf die Freudsche Todestriebhypothese beziehenden Veröffentlichungen zu sammeln und systematisch auszuwerten, eine Art deren Rezeptionsgeschichte und -überblick zu versuchen. Er macht zwar kaum einen Hehl aus seiner Motivation, mit seiner „Kritischen Untersuchung“ (Brun 1953, S. 81), wie er sie nennt, die Freudschen Neuansichten als überflüssig, schädlich oder irrelevant für die Psychoanalyse wegargumentieren zu wollen, was insgesamt die Seriosität seines Unterfangens und dessen direkte Verwertbarkeit dämpft, sie dokumentiert aber andererseits gerade dadurch die Wucht, mit der die Freudsche Todestriebhypothese die psychoanalytische Gemeinde verstörte.

Abgesehen von dieser Kritik liefert Bruns Arbeit jedoch neben einer Fülle von Literaturhinweisen mit den vom Autor vorgeschlagenen Ordnungskriterien ein brauchbares vorläufiges Raster, um die verschiedenen Sichtweisen auf Freuds Konstruktion vorläufig einzuteilen nach ihrer wissenschaftlichen Herkunft, Methode und Tradition. Ungefähr auf der zeitlichen Mitte liegend zwischen Freuds Umdenken/Umformulieren seiner Triebtheorie und heute, stellt der Brunsche Versuch eine flüchtige Wegmarke dar, die – abgesehen von der durchschimmern den parteilichen Präsentation und Gewichtung des aufbereiteten Materials – zumindest den Horizont der Rezeption und Kritik zu jener Zeit gut wiedergibt.

Auch Brun will die alte, noch todestriebfreie Triebtheorie nicht hergeben. Mit Freuds Arbeit „Über Trauer und Melancholie“ (1918) hielt er dessen Triebtheorie für letztgültig ausformuliert und abgeschlossen:

„Die psychoanalytische Triblehre schien nun als ein in sich geschlossenes System nach allen Seiten so fest begründet, daß man annehmen durfte, sie würde in der Zukunft zwar wohl noch allerlei Ergänzungen erfahren, aber kaum mehr grundsätzliche Änderungen erleiden.“ (Brun 1953, S. 81)

Die Frage, wie denn eine Theorie ‘erleidensfähig’ (s.o.) sein könnte, läßt er aus, bringt mit dieser Metapher wohl mehr einen Gemütszustand zum Ausdruck angesichts der zugemuteten, unerfreu(d)lichen Neuerungen. Ihm scheint,

„als ob der Meister plötzlich wieder an seinem Werk irre geworden sei, als ob er in seinem faustischen Erkenntnisdrang nun plötzlich wieder sogar an den Grundlagen seines soeben vollendeten Werkes zweifeln würde, als ob dieser Zweifel ihn veranlaßt hätte, alles wieder umzustürzen.“ (ebd., S. 82)

Brun sah die Grundlagen der psychoanalytischen Trieblehre in Gefahr gebracht, als Freud versuchte,

„den Dualismus zwischen den Ichtrieben und den Sexualtrieben, auf welchem nach der bisherigen Lehre der neurotische Triebkonflikt beruht, jetzt auf einen Dualismus zwischen Lebens- und ‘Todes’ – Trieben auszurichten.“ (ebd.)

Unter akribischer Vermerkung aller von Freud bei Entwicklung seiner neueren Theorie gegen sich selber vorgebrachten Zweifel referiert Brun holzschnittartig und knapp den Freudschen Gang hin zu den ausformulierten Todestrieb – Gedanken ab dem „Jenseits...“ über „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924), die „Selbstdarstellung“ (1925), „Hemmung, Symptom und Angst“ (1926), bis hin zum „Abriß der Psychoanalyse“ (1938/40) in groben Zügen.

Brun teilt die Zeit, die nach 1920 (dem Erscheinungsjahr des Freudschen „Jenseits...“), also seit der expliziten Ausformulierung der Todestriebhypothese, bis 1953 vergangen war, in drei gleichlange Perioden von je 11 Jahren ein und vermerkt erstaunt, daß bis zum Ende seines ersten Jahrzehnts, also bis 1930, nur 16 Arbeiten sich dieses neuen psychoanalytischen Begriffs annahmen, von denen ich einige, die mir in ihrer Argumentation exemplarisch scheinen, hier in der *Brunschen* Version erwähne, in kaum zumutbarer weiterer Verkürzung der schon von ihm vorgenommenen *Zurichtung* auf das (ihm zugängliche?) sogenannte angeblich Wesentliche.

Simonsen (1923) hätte die Freudsche Todestriebhypothese als Metapsychologie hingestellt, indem er in seiner Auseinandersetzung mit Freud und dem der Freudschen Argumentation nahestehenden Mediziner Schleich⁴² die Frage aufwarf,

„ob Metapsychologie, wie sie *Freud* in seinem letzten Werk und *Schleich* in seiner Psychophysik trieben, ohne Metaphysik überhaupt möglich sei, womit implicite der metaphysische Charakter der neuen Hypothese *Freuds* zugegeben wird.“ (Brun 1953, S. 87)

Alexander (1921) stimmte der Todestriebhypothese Freuds nicht nur restlos zu, ihm verwandelte sich das, was für Freud noch zögerndes Tasten und Spekulation war, so Brun, in geradezu „zwingende Beweise“ (Alexander 1921, zit. nach Brun 1953 S. 87). Auch Nunberg (1926)

⁴²Zu Schleich macht Brun keine Literaturangabe. Vieles spricht dafür, daß es sich bei diesem um den von mir, unabhängig von Brun, in meine Arbeit aufgenommenen gleichnamigen Autor handelt.

zollte in seiner „Allgemeinen Neurosenlehre“ der „durch Freud eingeleiteten Triebrevolution“ eine „absolut doktrinaire Akzeptierung“ (Brun 1953, S. 88). Ferenczi (1929) versuchte, so Brun, den Todestrieb auf klinisch- psychoanalytischem Standpunkt nachzuweisen, indem er zeigt,

„daß unwillkommene Kinder in ihrem späterem Leben sich durch eine besondere Neigung zum Sterbenwollen aus geringfügigen Anlässen, ferner in ihrer ganzen Haltung durch moralischen und philosophischen Pessimismus, Skeptizismus und Mißtrauen auszeichnen. Auch sollen solche als unwillkommenen ‘Gäste’ zur Welt gekommenen Kinder eine besonders starke und frühzeitig auftretende Neigung zu Kreislaufstörungen, Asthma bronchiale, Erkältungskrankheiten, Glottiskrampf [= Kehlkopfkrampf], Appetitlosigkeit und Abmagerung zeigen.“ (Brun 1953, S. 88)

Bernfeld und Feitelberg (1930) hätten versucht, den Todestrieb vom rein theoretisch – energetischen Standpunkt aus nachweisend zu beleuchten. Sogar ein Biologe, nämlich Ehrenberg⁴³ (1928) sei, „merkwürdigerweise“ (ebd.) – so Brun – „in geradezu enthusiastischer Weise für den naturwissenschaftlichen Charakter der Arbeiten Freuds“ (ebd.) eingetreten und habe dabei auch seiner Todestriebhypothese „restlos beige pflichtet“ (ebd.).

Brun macht eine kurze Auflistung der nach seiner Ausdeutung der Todestriebhypothese ambivalent bzw. ablehnend gegenüberstehenden Autoren, so Alexander (1929), Freud selbst (1924) – gemeint ist nach Brunscher Literaturangabe „Das ökonomische Problem des Masochismus“, Westerman Holstijn (1930), Schilder (1925), Reich (1927), Symons (1928). Zu welch rabulistischem Gemunkel Brun greift, um in seine Ablehnungsfront z.B. noch Pfister (1930) einzureihen, soll diese Formulierung aufzeigen:

„Diesen ablehnenden Stimmen dürfte, wie mir scheint, auch Oskar Pfister zuzuzählen sein, denn wenn dieser Autor ausgerechnet in einer Arbeit über ‘Schockdenken und Schockphantasien in äußerster Lebensgefahr’ (1930) den Todestrieb mit keinem Wort erwähnt, darf hieraus doch wohl geschlossen werden, daß er ebenfalls zu denjenigen gehört, welche die neue Lehre ablehnen.“ (ebd., S. 89)

So geht es wohl nicht, daß man Arbeiten, die sich überhaupt nicht mit der Todestriebhypothese als Problem befassen, dadurch, daß der eben darin nicht erwähnt wird, zu kritisieren, ja geradezu ablehnenden Gegenstimmen umdeute(l)t, mit nichts als der Behauptung im Rücken, der (wehrlose) Autor hätte ja bei seinem ansonsten todestriebsrelevanten Thema auf diesen Bezug genommen, hätte er nur etwas vom Todestrieb gehalten.

Die Spärlichkeit der Äußerungen aus der psychoanalytischen Szene der Jahre 1920 bis 1930 deutet Brun so: „Das scheint dafür zu sprechen, daß die Arbeit Freuds in den Kreisen der A-

analytiker zunächst eine erhebliche Schockwirkung ausgelöst hatte“ (ebd., S. 88). Erst zwischen 1931 und 1941, innerhalb der 2. Brunschen zeitlichen Abteilung also, und nach der angeblich vorausgegangenen Schockperiode, sei eine gewisse Hochkonjunktur der Todestriebhypothesendiskussion zu vermelden, aber von 32 Arbeiten traten – nach wiederum Brunscher Durchsicht – nur zehn „vorbehaltlos“ (ebd., S. 89) für den Todestrieb ein. 13 Autoren seien als ablehnend zu klassifizieren; „ambivalent, aber im ganzen doch eher zustimmend“ (ebd., S. 89) hätten sich 4 geäußert, „ambivalent, aber doch mehr zur Ablehnung neigend“ (ebd.) weitere 6.⁴⁴ Von 1942 bis einschließlich 1952 wurde – so Brun – der Todestrieb nur noch in 6 Arbeiten diskutiert oder wenigstens stellungnehmend erwähnt. Brun führt das in Anspielung auf das Weltkrieg-II-Geschehen darauf zurück, daß

„der Tod selbst auf unserem Planeten längst die absolute Herrschaft angetreten und der Menschheit einen Anschauungsunterricht erteilt [hatte], vor dessen Grauen jede theoretische Diskussion über diese Frage ihren Sinn verloren hatte.“ (ebd., S. 90)

Alle 6 Autoren hätten sich „eindeutig und kompromißlos“ (ebd., S. 90) gegen die Todestriebhypothese ausgesprochen.

„Offenbar hatte die Lektion des Zweiten Weltkrieges und des ihm folgenden ‘Kalten Krieges’ mit seiner neuen Drohung der Auslösung eines allgemeinen Atombombenkrieges vollkommen genügt, um den Bedarf der Wissenschaftler an Pessimismus zu decken, so daß von dieser Seite nun wieder eine deutliche Reaktionsbildung gegen Todestriebhypothesen und dergleichen erfolgte.“ (ebd.)

Das ist eine wohlfeile Unterstellung, deren Gegenteil genauso plausibel wäre und auch vorgebracht wurde von eben anderen Autoren als Brun. War es nicht ein beliebtes ‘Argument’ gegen die Todestriebhypothese, daß man Freud unterstellte, er habe ‘soetwas’ nur unter dem Eindruck des 1. Weltkrieges aufstellen können, gerade wegen der hiermit einhergehenden erschütternden Erfahrungen, oder gerade wegen seiner persönlichen Krankengeschichte? Legen ein schlimmer Krieg oder eine schlimme Erkrankung Gedanken an „Todestribe und dergleichen“ (ebd.) nun besonders *nahe* oder gerade, wegen ‘Übersättigung’ oder im Sinne einer „Reaktionsbildung“ (ebd.), gerade besonders *fern*? Ich meine, ohne den speziellen Einzelfall genau untersucht zuhaben, bleiben hier den beliebigen, den jeweiligen Eigeninteressen der Autoren dienenden tendenziösen Schlichtbehauptungen Tür und Tor geöffnet, und es wird interessant, in welchem Maße der eine oder der andere Autor/Kritiker dieser Versuchung warum nachgibt. Man könnte im übrigen darüber wissenschaftsphilosophieren, was denn Wahr-

⁴³Von Ehrenberg wird bei Eissler noch viel zu hören sein.

⁴⁴Ich habe darauf verzichtet, die von Brun alle namentlich erwähnten Autoren, die er aber nicht weiter zu Wort kommen läßt, hier aufzuzählen.

heit, Erkenntnis, Theoriebildung/-fortschritt überhaupt mit den hier ausgezählten Veröffentlichungs-Mehrheiten oder -Minderheiten aus dem Horizont des sich angesprochen fühlenden akademischen oder die Psychoanalyse berufsausübenden Betriebs zu tun haben könnten. Die meisten Großtheoretiker haben wohl nicht immer 'klein', sondern zumindest als zunächst einmal – oder mehrmals – 'zahlenmäßig überstimmt' angefangen (sonst hätte es ja keine Theorie, oder wenigstens die Nuancierung einer vorhandenen zu bilden gegeben). Einen zum Störfall in seiner eigenen Gemein(!)de gewordenen Autor, wie den späten Freud, dadurch relativieren zu wollen, daß man ihn nach dubioser Auflistung der pro/kontra/ambivalent ausgefallenen Kritik an seinen unbequemen Thesen in die (damit zu vernachlässigende) Minderheitsfraktion bugsiiert, ist unlauter. Nichts wird dadurch *'falscher'*, daß sein Gegenteil bloß *öfter gesagt* (veröffentlicht) wurde.

Zurück zu Brun. Nachdem nach es in der letzten der von ihm betrachteten Rezeptionsperiode also 6:0 gegen die Freudsche Todestriebhypothese ausgegangen ist, macht er sich noch an eine „Kritik des Todestriebes“ (ebd.):

„Wenn wir nunmehr auf Grund des gegenwärtigen Standes der biologischen Wissenschaften und neuerer psychoanalytischer Forschungsergebnisse die Todestriebhypothese *Freuds* nochmals kritisch beleuchten und schließlich zu ihrer Ablehnung gelangen, so richtet sich unsere Kritik nicht so sehr gegen *Freud* selbst (der ja, wie bereits gezeigt wurde, wenigstens anfänglich eine sehr ambivalente Einstellung zu seiner eigenen Hypothese eingenommen und sich viele Einwände dagegen selbst gemacht hatte), als vielmehr gegen manche seiner Anhänger, die die neue Lehre vielfach sogleich zum Dogma erhoben haben. Keinesfalls wird man uns also vorwerfen können, daß wir mit dieser kritischen Untersuchung die Pietät verletzen, die einem so großen Geiste gebührt.“ (ebd.)

Er gliedert seine Kritik nach den verschiedenen Wissensgebieten, aus denen für oder gegen den Todestrieb Stellung genommen wurde.

„Wir können danach von einer vorwiegend philosophisch-logischen, einer energetisch-physikalischen, einer biologischen, einer metapsychologisch-psychoanalytischen (triebpsychologischen) und einer klinisch-psychoanalytischen Beweisführung sprechen.“ (ebd., S. 91)

In der 'logisch-philosophischen Abteilung' sei schon bei unbefangener Lektüre von *Freuds* „Jenseits des Lustprinzips“ ein „ausgesprochen metaphysischer Einschlag“ (ebd.) wahrzunehmen, obwohl Freud doch stets der Meinung gewesen sei, „daß er mit dieser seiner Spekulation noch immer im Bereiche der Biologie geblieben sei und nicht etwa Philosophie getrieben habe“ (ebd.). Brun zitiert hierzu aus *Freuds* „Selbstdarstellung“ (1925): „Auch wo ich mich von der Beobachtung entfernte, habe ich die Annäherung an die eigentliche Philosophie

sorgfältig vermieden“ (Freud 1925, zit. nach Brun 1953, S. 91). Brun glaubt das nicht und schließt sich weiterhin dem schon erwähnten Simonsen (1923) an, der die Frage aufgeworfen habe, ob Metapsychologie, die sich von Metaphysik grundsätzlich fernhalte, überhaupt möglich sei und wird deutlich: „Hinsichtlich der Todestriebhypothese sind wir durchaus der gleichen [Simonsenschen] Meinung; hier handelt es sich zweifellos um transzendente Spekulation“ (ebd.).

Auch Federn (1930) habe dies richtig erkannt, als er sagte:

„Soweit Freud den Gedankenweg, der ihn zur Annahme des Todestriebes führte, ... der Welt mitgeteilt hat, ist der Todestrieb von ihm auf dem Wege der Extrapolation gefunden worden, indem er das allgemeinste Wesen des Triebes mit aller Konsequenz bis zuletzt verfolgte und dabei annehmen mußte, daß der erste Zustand der der toten Materie war und daß ein Trieb, zu diesem Zustande zurückzukehren, in allem Lebenden vorhanden sein müsse.“ (Federn 1930, zit. nach Brun 1953, S. 91)

Weiss (1935) hätte ins gleiche Horn gestoßen, als er meinte, man dürfe den Wiederholungszwang nicht auf Erscheinungen jenseits der Lebensgrenzen ausdehnen, da man sich sonst einer Extrapolation schuldig mache, d.h. einer *Überschreitung der Grenzen eines Gesetzes über die Grenzen seiner Gültigkeit hinaus*. Das Argument Jekels' und Berglers (1934), „in den schon in der Antike angenommenen ‘Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Schlaf und Tod’ ein Argument für den Todestrieb zu finden“ (Brun 1953, S. 91f), sei nicht nur reine Metaphysik sondern darüber hinaus noch „Regression in die magische Weltanschauung“ (ebd., S. 92). Für Caruso (1952) sei die Todestriebhypothese eine finalistische, transzendentalphilosophische Spekulation, des Philosophen Kierkegaards „Krankheit zum Tode“ ähnlich. Brun selber führt noch Heidegger⁴⁵, „den Begründer der modernen Existentialphilosophie“ (ebd.) auf, „dessen Auffassung des Lebens als ‘Dasein zum Tode’ eine unverkennbare Verwandtschaft mit Freuds Hypothese aufweist. Insbesondere ist auch hier die Präposition ‘zum’ nur im finalistischem Sinne einer aktiven Tendenz zu verstehen“ (ebd.).

Nun hat sich Brun aber ein Problem angerichtet. Er hat zwar anschaulich-behauptend die Freudsche Theorieumwandlung als abwegig genügend denunziert, will andererseits aber nicht von Freud und auch dessen Äußerungen ab 1920, dem Jahr der Verwirrungen aus dem „Jenseits...“ lassen. Er löst das so:

„Dagegen gilt diese Qualifikation als transzendentalphilosophische Lehre – wie ich hier ausdrücklich feststellen möchte – *nicht* für die Triblehre *vor* 1920 und daher selbstverständlich auch nicht für alle späteren Arbeiten, die auf der früheren Triblehre gründen oder klinische Beobachtungen auf Grund derselben deuten.“ (ebd.)

⁴⁵Wahrscheinlich ist ‘Sein und Zeit’ (1927) gemeint.

Nach dieser Spaltung Freuds in einen *guten ernstzunehmenden Forscher* und einen zeitgleichen bzw. späteren *kulturpessimistischen transzendentalphilosophischen Todestrieb-spekulierer* macht Brun sich daran, Letzterem zu widersprechen, indem er die Versuche, die Todestriebhypothese auf mancherlei Weise zu stützen, als rundweg nicht gelungen abweist.

Bernfeld und Feitelbergs (1930) Bemühen, den Todestrieb als „Exekutor der Tendenz, einen dauernden Ruhezustand zu erreichen“ (ebd.), in ihm „den Spezialfall der Entropie der organischen Systeme“ (ebd.) zu sehen, sei durch Balint und Czillag (1931) als gescheitert zu betrachten, die beide die Versuche insbesondere Bernfelds, die Libido physikalisch zu definieren und sie theoretisch mit Hilfe mathematischer Gleichungen zu messen, wegen der von Bernfeld und Feitelberg darin gemachten *Rechenfehler* nicht gelten ließen. Kapp (1931) und Penrose (1931) hätten auf die völlige Wesensverschiedenheit physikalisch-energetischer einerseits und psychologischer Forschung andererseits hingewiesen, womit die Bernfeldsche Behauptung, der Todestrieb sei ein Spezialfall des 2. Hauptsatzes der Thermodynamik, als irrig anzusehen sei. Sie bezweifelten nach Brun zurecht, daß der Energiebegriff der Physik dasselbe bedeute wie der der Psychoanalyse.

Freuds Argumentation/Spekulation krankt nach Brun an einer „*petitio principii*“ (ebd., S. 93), einem unbewiesenen Satz also, der als Beweisgrund für die aus ihm gefolgerten weiteren Schlüsse vorausgestellt erscheint. Brun ist es wichtig, vom *biologischen* Standpunkt aus zu betonen, „daß, bevor man einen Todestrieb annehmen darf, vorerst bewiesen werden müßte, daß ein aktiver Drang zum Tode wirklich bestehe. Der Organismus ‘drängt’ aber keineswegs zum Tode, und am allerwenigsten strebt er danach“ (ebd.). Die Postulierung eines aktiven Triebes,

„der den Zweck habe, den Organismus mit Hilfe gewisser erbbedingter Reaktionen auf die Lebensprozesse ‘zum Tode zu führen’, ist meines Erachtens eine *wissenschaftlich unzulässige petitio principii*. [...] Aber sogar der Todeszustand selbst ist, energetisch-physikalisch gesehen, keineswegs eine Etappe zur Entropie. Vielmehr ist die Verwesung bekanntlich ein sehr aktiver chemischer Vorgang, bei dem beträchtliche Energien freiwerden, und zwar bezeichnenderweise hauptsächlich wieder unter dem Einfluß von Lebewesen, nämlich der saprophytischen Bakterien.“ (ebd., S. 93f)

Eine Verwechslung von *Tendenz* und *Ursache* liegt – nach Brun – vor, wenn Verfechter der Todestriebhypothese z.B. wie Westerman Holstijn (1930) von einer „Tendenz des Leblosen, den Organismus zum Tode zu führen“ (Westerman Holstijn 1930, zit. nach Brun 1953, S. 94) sprechen. „Als ob das Leblose überhaupt eine Tendenz haben könnte“ (Brun 1953, S. 94)! Das sei fast so, als ob man einem Stein als Absicht unterstelle, er habe die aktive Tendenz,

gegen den Erdmittelpunkt zu fallen, wobei man die Gravitation als Ursache dieses Vorganges ausgeschaltet hätte. Im energetisch-physikalischen Diskurs bleibt somit für Brun nichts übrig, was für die Annahme eines Todestrieb sprechen würde. Aus Sicht der Biologie sähe es nicht viel besser aus:

„Das gleiche gilt übrigens auch von den ‘biologischen’ Argumenten, die *Schleich* ... und nach ihm *Ehrenberg* zugunsten eines Todestrieb vorbrachten. Mit unmittelbaren Beobachtungstatsachen, wie sie mit Hilfe experimenteller Methoden ermittelt oder etwa im Laufe psychoanalytischer Behandlungen erfahren werden, haben solche Ausführungen nichts zu tun. Im weiteren kränken meines Erachtens auch alle diese ‘biologischen’ Argumente, die angeblich für einen Todestrieb sprächen [...] daran, daß zuerst der Todestrieb als existent vorausgesetzt wird und hernach gewisse Forschungsergebnisse und Beobachtungen im Sinne dieser Voraussetzung gedeutet werden.“ (ebd., S. 95)

Das mag Brun nicht durchgehen lassen, und diesmal wendet er sich direkt gegen Freud, nicht nur gegen dessen ‘dogmatische’ Anhänger: „Ja, der Triebbegriff selbst wurde, wie wir gesehen haben, von Freud nachträglich auf Grund dieser *petitio principii* definiert und hernach die Triblehre von ihm entsprechend umgebaut“ (ebd., S. 96).

Er faßt zusammen:

„Meines Erachtens müssen alle sogenannten ‘Beweise’ für die Behauptung, daß in der Organismenwelt ein aktives Streben nach dem Tode herrsche, das sie ‘zum Tode dränge’, als völlig mißlungen betrachtet werden. Es gibt keine einzige biologische Beobachtungstatsache, die für ein solches aktives Streben zum Tode spräche. Im Gegenteil: Jedes Lebewesen wehrt sich bis zum letzten Augenblick gegen die Vernichtung von außen und gegen den Tod aus inneren Ursachen. [...] Jedes Lebewesen, auch das gealterte, erleidet den Tod rein passiv.“ (ebd., S. 95)

Und:

„Zusammenfassend muß festgestellt werden, daß die Annahme eines aktiven biologischen Strebens nach dem eigenen Tode eine bloße Konstruktion ist, an und für sich zwar logisch, aber nur haltbar, solange man die Prämisse anerkennt. Diese aber kann, wie wir sahen, durch Tatsachen nicht begründet werden: sie ist Philosophie, nicht Naturwissenschaft.“ (ebd., S. 98)

Weiterhin:

„Der Tod ist auch nicht das ‘Ziel’ des Lebens, wie die Befürworter der Todestriehypothese immer wieder behauptet haben, sondern er ist nur das Ende, nicht ‘telos’ sondern ‘finis’. [...] Es kann bei alledem nicht genug betont werden, daß der Zweckbegriff in biologischen Untersuchungen keinen Platz hat. Er muß bewußt ausgeschaltet werden, weil er nur zu Fehlinterpretationen der biologischen Beobachtungen und, in deren Auswertung, zu Fehlkonstruktionen und Fehlhypothesen führt. Aus alledem ergibt sich klar die Forderung, die psychoanalytische Theorie wieder endgültig auf

die frühere Triblehre auszurichten. Nur wenn das geschieht, wird die Psychoanalyse den hervorragenden Platz bewahren können, den sie sich unter den biologischen Wissenschaften erobert hat.“ (ebd., S. 98)

Eine Möglichkeit dazu sieht Brun in dem von Freud angeblich im „Jenseits...“ gemachten Vorschlag, „die prinzipielle Scheidung zwischen Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben zwar aufrechtzuerhalten, aber diese beiden Triebgruppen in der höheren Einheit der *Lebenstriebe* zu vereinigen“ (Brun 1953, S. 98).

Brun formuliert seinen persönlichen, *biologischen* Triebbegriff so und mißt an diesem den Freudschen *psychologischen*:

„Biologisch haben die Triebe, als erbliche Engrammkomplexe, keine andere Funktion als die, unter den Bedingungen des biologischen Bereichs, an den jedes Lebewesen sich im Laufe seiner Stammesgeschichte angepaßt hat, der Species ihre Existenz optimal zu garantieren.“ (ebd.)

Gewisse mit dieser Prämisse nicht in Einklang zu bringende Phänomene seien eben dadurch zu erklären,

„daß die komplizierten Kettenreflexe des Nervensystems, auf welche wir die Instinkte zurückführen dürfen, eben an ganz bestimmte, in der Erbkonstitution des Organismus vorgesehene Situationen angepaßt sind und sich nur auf sie beziehen, dagegen leicht versagen, wenn die Umweltbedingungen sich in einer Weise ändern, daß sich der Organismus an sie nicht mehr anpassen kann. [...] Es kann meines Erachtens auch nicht zutreffen, daß der Trieb nur das Ziel habe, vor den Reizen der Außen- oder der Innenwelt baldmöglichst wieder Ruhe zu bekommen. Vielmehr sehen wir, insbesondere bei den extratensiven, d.h. nach außen gewendeten Trieben und ganz besonders bei denen des Nahrungserwerbs und der Objektsexualität, daß das Objekt, mit dessen Hilfe der Trieb befriedigt (gelöscht) werden kann, jeweils sehr heftig aktiv erstrebt und gesucht wird. Diese Reizsuche [...] gilt offenkundig nicht der Wiedergewinnung möglicher Reizruhe, sondern im Gegenteil dem lustvollen Reiz selbst. Die der Befriedigung folgende Erregungsminderung ist somit auch hier wieder lediglich eine Folge (im kausalen Sinne), nicht aber der biologische ‘Zweck’ der Trieberregung.“ (ebd., S. 99)

Die Freudsche Darlegung, daß der Trieb nur der Herbeiführung eines möglichst reizlosen Zustandes diene und daß seine Befriedigung zur Reizruhe führe, leitet sich für Brun aus einer Verknüpfung der Beziehungen zwischen ‘Reiz’ und ‘Erregung’ ab. Für Brun ist in Anlehnung an den Zoologen Semon (1910) ein Reiz dadurch definiert, daß er immer nur eine zeitweilige Veränderung der Potentialverteilung im energetischen Gesamtsystem bewirkt, nicht aber einen Ruhezustand innerhalb desselben. Der nach Ablauf einer Erregung wieder eintretende (sekundäre) Indifferenzzustand ist nur ein relativer, er bezieht sich, so Brun Semon wiederge-

bend, nur auf den Teil der energetischen Gesamtsituation, der durch den betreffenden Reiz verändert wurde.

Auch die von ihm so klassifizierte „metapsychologisch-psychoanalytische (triebpsychologische) Beweisführung“ (ebd., S. 101) überzeugt Brun nicht. Freuds angeblich geleistete Herleitung seiner Todestriebhypothese auch durch seine Arbeit „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924) hält er für reine Hypothese, weitab von jeder Beobachtung. Und die Auffassung der Melancholie als reinem primären Trieb zur Selbstzerstörung, wie es bei Sperling (1934) und Weiss (1935) zum Ausdruck gebracht wird, übersieht, „wie stark bei genauerer Beobachtung dieser Kranken der verdrängte Haß hinter der Maske der Selbstanklagen und der Depression immer noch sichtbar ist, ja auf Umwegen teilweise sogar wieder unverhüllt durchbricht“ (ebd., S. 101). Auch Symons (1928), so Brun, meinte, „daß die Tatsache des Masochismus die Annahme eines Todestriebes keineswegs notwendig mache; die Beispiele, die Freud zu dessen Gunsten anführte, widersprächen dem Lustprinzip nicht, sondern ließen sich zwanglos als Folgen eines übermächtigen Schuldgefühls erklären“ (Brun 1953, S. 102). Lampl de Groot (1937) erklärte Brun zufolge, „daß die theoretisch immer wieder angenommene Selbstdestruktion – im Sinne eines Primärmasochismus – klinisch einfach nicht nachweisbar sei“ (Brun 1953, S. 102). Und auch Reik (1940) lehne den Primärmasochismus Freuds und damit auch den Todestrieb ab, „mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß sich im Verhalten des Kleinkindes nichts Derartiges finde“ (Brun 1953, S. 102).

Brun hat diesen ablehnenden Stimmen nichts mehr hinzuzufügen, möchte aber noch darauf aufmerksam machen,

„daß das Problem der Aggression und damit auch das Problem des Sadismus biologisch sofort verständlich wird, wenn man das allgemeine Wesen der Partialtriebe betrachtet. Die sexuellen Partialtriebe lassen sich samt und sonders auf Triebverschränkung mit Selbsterhaltungstrieben zurückführen, die an die gleiche erogene Zone gebunden sind. Das ist, meiner Meinung nach, eine absolut feststehende Tatsache.“ (ebd., S. 103)

Basta. Damit entfällt für ihn jede Notwendigkeit, neben diesen triebökonomischen Mechanismen oder über ihnen noch einen primären Masochismus und einen Todestrieb anzunehmen. Brun konstatiert ein gewisses Zögern der psychoanalytischen Gemeinde, sich mit den Ergebnissen der Physiologie und Klinik vertraut zu machen, und führt das z.T. auf Freuds warnenden Hinweis zurück, wonach der Analytiker sich hüten möge, „vorzeitig mit der Endokrinologie zu liebäugeln“ (Freud (o. J.), nach Brun 1953, S. 104).

Auch die von ihm so benannte „klinisch-psychoanalytische (und psychiatrische) Beweisführung“ (ebd., S. 104) hat für Brun nichts Überzeugendes in sich. Er widmet sich den vorgebrachten Versuchen, anhand von klinischen Tatbeständen Anhaltspunkte für das Vorhandensein eines Todestriebes zu gewinnen, ähnlich wie Freud selbst es tat, dem aus dem Kinderspiel (Fort-Da-Spiel) und aus dem Verhalten von traumatisierten alpträumenden Kriegsneurotikern Anregungen für seine späteren Thesen erwuchsen. Weder Selbstmord noch moralischen Masochismus läßt Brun als Beleg für einen Todestrieb o.äh. gelten. Daß z.B. Selbstmord nichts mit einem angeblich allen Menschen eigenen Todestrieb zu tun haben kann, erklärt er kurzerhand und pragmatisch so:

„Ein so seltenes Ereignis kann unmöglich auf einen jedem Menschen innewohnenden Trieb zur Selbstzerstörung zurückgeführt werden. Auch kann eine Tendenz, die ihr angebliches Triebziel nur so selten (...) erreicht, sicherlich nicht eine triebhafte Tendenz sein.“ (ebd., S. 105)

Auch moralische Masochisten und Melancholiker läßt er – in Anspielung auf die Arbeit von Alexander (1929) – nicht als Stütze eines Todestriebes gelten, ohne diesen Autor aber diesbezüglich inhaltlich darzulegen. Die von Ferenczi (1929) als Beleg für das Vorhandensein eines Todestriebes ins Spiel gebrachten ‘unwillkommenen Kinder’ erklärt er sich rundweg als eben hospitalistisch geprägt und vernachlässigt. Westerman Holstijn (1930) gehe fehl, wenn er

„beispielsweise den Zerfall des seelischen Apparates bei der Dementia senilis und paralytika oder die Verblödung bei Schizophrenie, ja sogar die Intoxikationspsychosen als Kronzeugen für den Todestrieb anführt ...“ (Brun 1953, S. 106)

Der übersehe hierbei, daß in allen diesen Fällen die Destruktion der psychischen Persönlichkeit nicht von innen heraus, sondern gerade durch rein äußere Faktoren herbeigeführt wird. Für Brun hat der von Jekels und Bergler (1934) gemachte Versuch, den Winterschlaf der Tiere als ‘Vorstufe zum Tode’ zum Beleg für den Todestrieb zu ernennen, nichts durchschlagend Überzeugendes, da die Tiere ihren Winterschlaf ja unter normalen Umständen überleben. Coriat (1930) hatte versucht, das ganze neurotische Symptomgeschehen als symbolischen Ausdruck einer Destruktionstendenz zu deuten. Auch dem widerspricht Brun, meinend, „daß hierbei der Triebkonflikt zwischen den asozialen Primärtrieben und den kulturellen Sekundärtrieben als wahre Ursache der Neurosen zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt“ (Brun 1953, S. 107).

Brun faßt die von ihm in seiner „Kritischen Untersuchung“ (ebd., S. 83) zusammengestellte und kommentierte Rezeptionsgeschichte der Freudschen Todestriebhypothese in den Jahren

1929 bis 1952 endgültig zusammen und gelangt zu einer Ablehnung des Todestriebes „auf der ganzen Linie“⁴⁶ (ebd., S. 99):

„Begründung: 1. Es handelt sich zweifellos um eine philosophische Spekulation transzendentalen Charakters, nicht aber um eine biologische Hypothese (im Gegensatz zur früheren psychoanalytischen Trieblehre, die biologisch begründet ist). 2. Die Versuche, die Hypothese physikalisch – energetisch zu begründen, sind als gescheitert zu betrachten. 3. Das gleiche gilt von den zahlreichen Versuchen, sie biologisch zu begründen: Alle biologischen Argumente werden durch die Beobachtungstatsachen eindeutig widerlegt. So kommt z.B. Selbstmord bei den Tieren nirgends vor, sondern ist eine als pathologisch zu bewertende Neuerscheinung beim Menschen. Ferner liegt der Auffassung des Todes als ‘Ziel des Lebens’ eine Verwechslung von ‘telos’ und ‘finis’ zugrunde. 4. Auch die theoretisch – physikalischen (‘metapsychologischen’) Spekulationen beruhen größtenteils auf einer unzulässigen *petitio principii*. Ein Primärmasochismus existiert nicht, vielmehr können alle Formen dieser Perversion zwanglos als Reaktionen auf früheste Triebversagungen erklärt werden. 5. Ähnliches gilt auch für die klinischen Argumente zugunsten eines beim Menschen vorhandenen Todestriebes: Es handelt sich auch hier lediglich um Scheinbeweise.“ (ebd., S. 108)

Mit diesem Verdikt endet die Brunsche Betrachtung. Vielleicht war sie nicht sehr tief Sinnig, aber breit, und sie belegte, aus wie vielen – nicht nur psychoanalytischen – Richtungen sich mit der Freudschen Todestriebhypothese auseinandergesetzt wurde. Nicht zuletzt habe ich sie in meine Arbeit aufgenommen, weil sie das strittige Verhältnis der Psychoanalyse zur Biologie aufzeigt, was besonders, wo es um solche ‘Lebensfragen’ wie den Todestrieb geht, die Selbstverständnisse (und Selbstverständlichkeiten) beider Wissenschaften aufeinanderprallen läßt. Wie mit ganz anderer Materialaufbereitung man zu einer versöhnteren Eingliederung der Psychoanalyse in/an die Biologie gelangen kann (oder umgekehrt); wie man den Freudschen Todestrieb der Biologie verdaulich machen oder gar aus ihr ableiten kann, wird im Sulloway-Kapitel meiner Arbeit behandelt. Ob solche vereinnahmende ‘Versöhnung’ wiederum der Psychoanalyse dienlich ist, wird zu diskutieren sein.

Doch zunächst kommt ein weiterer Todestribskeptiker zu Wort, der detailreich sich auch den Freudschen naturwissenschaftlichen Prämissen widmet: Erich Fromm.

⁴⁶Ein soldatischer Begriff. In der Sprache war Weltkrieg-II 1953 noch nicht vorbei.

2. Der Todestrieb beim Menschenfreund – Erich Fromm

Die Überschrift mag anmaßend klingen, soll aber bloß vorbereiten darauf, daß nun die Begriffe ‘Tod’, ‘Trieb’, ‘Mensch’, und ‘Fromm’⁴⁷ miteinander verhandelt werden aus der Sicht dessen, der sich wohl auf vieles in der Psychoanalyse berief als Grundlage seines Denkens, der aber das von Freud zugrundegelegte Menschenbild zumindest in späteren Lebensjahren nicht mehr teilte und ein eigenes geradezu messianisch und publikumswirksam dagegenbehauptete, sich dennoch oder deswegen immer wieder mit dem ‘Meister’ und dessen Thesen auseinandersetzte.

Ich werde berichten, was Erich Fromm zur Freudschen Todestriebhypothese zu sagen hat und warum sie ihm nicht zusagt. Ich würdige durchaus seine akribische Einführung in Freuds Denken – insbesondere in die Schwierigkeiten, die in den Begriffen ‘Lustprinzip’, Konstanzprinzip’, ‘Spannungsabfuhr’, etc. liegen –, und rechtfertige am Schluß dieses Kapitels meine schon beim Referieren mir entglittenen Kommentierungen der Frommschen Freudsicht mit eben dem Mittel, mit dem auch Fromm Freud zurecht(-)relativiert, mit jeweils passenden Verweisen auf die Lebensbiographie.

Sein Werk „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ (Fromm 1974) beschließt Erich Fromm mit einem ganz der Freudschen Aggressions- und Destruktionstheorie gewidmeten Anhang. Diese äußere Form schon mag seine gleichzeitige Nähe und Distanz zum ‘Meister’ dokumentieren sollen, ein Verhältnis von Würdigung und Abgrenzung, wenn nicht gar Ambitionen der Korrektur ausdrücken. Hier zeigt er aus seiner Sicht die Entwicklung des Freudschen Aggressions- und Destruktionsbegriff auf, aus speziell dem heraus Fromm meint, die Freudsche Hypothesenentwicklung hin zu einem sog. ‘Todestrieb’ ableiten und erklären zu können, worauf er diese Konstruktion dann auf das Heftigste kritisiert und nach Gründen für Freuds beharrliche ‘Irrtümer’ in dieser Angelegenheit sucht.

Fromm behauptet, Freud habe bis etwa 1920 der menschlichen nicht erotischen Aggression kaum Beachtung geschenkt, stattdessen hierüber einen „speziellen blinden Fleck“ (Fromm 1974, S. 399) gepflegt, weil er von den schädlichen Folgen der Verdrängung der Sexualität zunächst so beeindruckt war, daß er dem weitergehenden Problem der allgemeinen menschlichen Aggressivität mindere Bedeutung zumaß, bis letztere durch die Geschehnisse des 1. Weltkrieges nicht mehr zu übersehen war. Dieser stellte „die Trennungslinie in der Entwick-

⁴⁷Das ist kein Kalauer; manchmal wird der Name zum Programm, läßt sich zumindest dafür nehmen.

lung der Freudschen Aggressionstheorie dar“ (ebd., S. 399). Bis zu diesem Einschnitt hätte Freud in der Aggression lediglich *eine Komponente des Sexualtriebes* gesehen, so z.B. in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (1905): „Der Sadismus entspräche dann einer selbständig gewordenen, übertriebenen, durch Verschiebung an die Hauptstelle gerückten aggressiven Komponente des Sexualtriebes“ (Freud 1905, zit. nach Fromm 1974, S. 399f).

Aber in der Freud eigenen, eigenartigen Art, manchmal Ideen vorzustellen, die (noch) in völligem Gegensatz zum gerade vorgetragenen Argumentationsstrang stünden, hätte der schon 1909 zwar einen besonderen Aggressionstrieb, dessen Ableitung woher auch immer noch zu klären gewesen wäre, abgelehnt, – aber mit einer eher zögernden Formulierung, er (Freud) „könne sich nicht entschließen, einen besonderen Aggressionstrieb ... anzunehmen“ (Freud 1909, zit. nach Fromm 1974, S.400). Das ließ zumindest die Möglichkeit offen, später einmal eine unabhängige, aber (noch) nicht gleichberechtigte Aggressivität anzunehmen.

In „Triebe und Tribschicksale“ (1915) rang er sich zu der Metapher durch: „Der Haß ist als Relation zum Objekt älter als die Liebe, er entspringt einer uranfänglichen Ablehnung der reizpendenden Außenwelt von seiten des narzißtischen Ichs“ (Freud 1915, zit. nach Fromm 1974, S. 400).

Fromm weist explizit auf das von ihm nicht geteilte Menschenbild Freuds hin, der meine, daß das Kleinkind zunächst Reize ablehne und die Welt wegen ihrer Einmischung hasse. Fromm hebt dabei auf nicht näher ausgebreitete „neuere klinische Erfahrungen“ (Fromm 1974, S. 401) ab, die zeigten, daß der Mensch vom Säuglingsstadium an *auf Reize aus sei und keineswegs die Welt für ihre Einmischung hasse*.

Bis 1915 vertrat Freud gleichzeitig zwei verschiedene Auffassungen zur Destruktivität, meint Fromm. Zum einen sieht er Aggression als Bestandteil des Sexualtriebes (des oralen wie analen Sadismus), zum anderen als vom Sexualtrieb unabhängige Eigenschaft der Ichtriebe, „die sich der Einmischung der Außenweltreize und den Hindernissen, welche sich einer Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse und der Bedürfnisse des Selbsterhaltungstriebes entgegenstellen, widersetzen und sie hassen“ (ebd., S. 401). Freuds Abhandlung „Jenseits des Lustprinzips“ sieht Fromm folgerichtig als „fundamentale Revision dessen gesamter Triebtheorie“ (ebd.) und meint hier zum ersten Mal in Freuds Denken die neue Dichotomie von Eros und Todestrieb zu finden, die nun endgültig die ältere Version des Gegensatzpaares Ich- und Sexualtriebe abgelöst hätte in Freuds Triebkonzept. Trotz seines Versuchs, von nun an den Eros mit der Libido zu identifizieren, stellte diese neue Polarität doch ein völlig neues Triebkonzept im Vergleich zum bisherigen dar. Fromm sieht Freuds Bemühen, alte und neue Triebthe-

orie als dennoch miteinander verträglich zu interpretieren, mit Skepsis, hält diese beiden Triebkonzepte für nicht miteinander vermittelbar. Was Fromm für eine prägnante Darstellung der neuen Freudschen Theorie hält, läßt er diesen selber mit einer Stelle aus dem „Unbehagen in der Kultur“ (1930) vortragen:

„Den nächsten Schritt machte ich in ‘Jenseits des Lustprinzips’ (1920), als mir der Wiederholungszwang und der konservative Charakter des Trieblebens zuerst auffiel. Ausgehend von Spekulationen über den Anfang des Lebens und von biologischen Parallelen, zog ich den Schluß, es müsse außer dem Trieb, die lebende Substanz zu erhalten und zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen, einen anderen, ihm gegensätzlichen, geben, der diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen anorganischen Zustand zurückzuführen strebe. Also außer dem Eros einen Todestrieb.“ (Freud 1930, zit. nach Fromm 1974, S. 402)

Die berühmte, auch hier angebrachterweise zitierte Freudzeile anlässlich dessen, was er im (oder aus dem) „Jenseits...“ an tastenden Annahmen zu Papier gebracht hatte,

„Man könnte mich fragen, ob und inwieweit ich selbst von den hier entwickelten Annahmen überzeugt bin. Meine Antwort würde lauten, daß ich weder selbst überzeugt bin noch bei anderen um Glauben für sie werbe. Richtiger: Ich weiß nicht, wieweit ich an sie glaube“ (Freud 1920, zit. nach Fromm 1974, S. 402),

legt Fromm diesem nur dahingehend aus, daß Freud durch die neuen Überlegungen die Validität vieler früherer seiner Konzepte bedroht sah, und doch gleichzeitig so viel Mühe in die Entwicklung der neuen Ausformulierung seines Denkens investiert hatte. Das sagt vielleicht mehr aus über den ökonomisch denkenden Fromm⁴⁸ als über Freud. Eine subtile Ablehnung der Freudschen triebtheoretischen späteren Wendung geht auch daraus hervor, wie Fromm Freud konzidiert, wohl immer mehr, was die Gültigkeit seines neuen Entwurfs betraf, zumindest zu einem „Gefühl der Überzeugung“ (Fromm 1974, S. 402) gekommen zu sein, obwohl er seiner Hypothese „keine neuen Aspekte mehr hinzugefügt hätte, sie vielmehr nur noch intellektuell durcharbeitete“ (ebd.).

Ich glaube jedoch, daß es etwas mehr als bloßes ‘intellektuelles Durcharbeiten’ bedeutet, wenn Freud in einer durch Fromm zitierten Fundstelle aus „Das Ich und das Es“ (1923) die neue Triebdichotomie von Eros und Todestrieb vertiefend darstellt:

„Jeder dieser beiden Triebarten wäre ein besonderer physiologischer Prozeß (Aufbau und Zerfall) zugeordnet, in jedem Stück lebender Substanz wären beiderlei Triebe tätig, aber doch in ungleicher Mischung, so daß eine Substanz die Hauptvertretung des Eros übernehmen könnte. In welcher Weise sich Triebe der beiden Arten miteinander verbinden, vermischen, legieren, wäre noch ganz unvorstellbar: daß dies aber regelmäßig und in großem Ausmaß geschieht, ist eine in unserem Zusammenhang unabweisbare Annahme. Infolge der Verbindung der einzelligen Elementarorganismen zu

⁴⁸Vergl. Wiggershaus 1988 „Die Frankfurter Schule“

mehrzelligen Lebewesen wäre es gelungen, den Todestrieb der Einzelzelle zu neutralisieren und die destruktiven Regungen durch Vermittlung eines besonderen Organs auf die Außenwelt abzuleiten. Dieses Organ wäre die Muskulatur, und der Todestrieb würde sich nun – wahrscheinlich doch nur teilweise – als Destruktionstrieb gegen die Außenwelt und andere Lebewesen äußern.“ (Freud 1923, zit. nach Fromm 1974, S. 403)

Hiermit sei Freud in Gegensatz zur älteren, mechanistischen, physiologischen Auffassung, die eine chemisch hervorgerufene Spannung und das Bedürfnis nach deren Reduzierung bis auf einen normalen, gleichzeitig möglichst niedrigen Schwellenwert (= Lustprinzip) postulierte, getreten, um nun eine eher biologischere Auffassung vorzustellen, bei der *jede einzelne Zelle* mit Anteilen und Eigenschaften des Lebens- und des Todestriebes ausgestattet erscheint.

In Form der angestrebten Reduktion der innewohnenden Erregung auf Null sei – nach dem von Freud so formulierten Nirwanaprinzip die Tendenz zur Spannungsreduktion auf die Spitze getrieben. Als Beispiel für die postulierte Triebvermischung führt Fromm eine Stelle aus „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924) vor:

„Sie [die Libido] hat die Aufgabe, diesen destruierenden Trieb unschädlich zu machen, und entledigt sich ihrer, indem sie ihn zum großen Teil und bald mit Hilfe eines besonderen Organsystems, der Muskulatur, nach außen ableitet, gegen die Objekte der Außenwelt richtet. Er hieße dann Destruktionstrieb, Bemächtigungstrieb, Wille zur Macht. Ein Anteil dieses Triebes wird direkt in den Dienst der Sexualfunktionen gestellt, wo er Wichtiges zu leisten hat. Dies ist der eigentliche Sadismus. Ein anderer Teil macht die Verlegung nach außen nicht mit, er verbleibt im Organismus und wird dort mit Hilfe der erwähnten Miterregung libidinös gebunden; in ihm haben wir den ursprünglichen, erogenen Masochismus zu erkennen.“ (Freud 1924, zit. nach Fromm 1974, S. 403)

Was das für Theorie und Leben bedeuten könnte, formuliert Freud in „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1932):

„Es sieht wirklich so aus, als müßten wir andere und anderes zerstören, um uns nicht selbst zu zerstören, um uns vor der Tendenz zur Selbstdestruktion zu bewahren. Gewiß eine traurige Eröffnung für den Ethiker!“ (Freud 1932, zit. nach Fromm 1974, S. 404)

Fromm versucht eine „Analyse der Wandlungen von Freud“ (ebd.), und legt in diese Formulierung schon die Möglichkeit hinein, hierbei auf Faktoren, die vielleicht außerhalb einer bloß stringenten, scharfsinnigen Weiterentwicklung der Freudschen Triebtheorie liegen zu stoßen, um die ihm (Fromm) letztlich nicht behagende Freudsche pessimistische Kulturauffassung, wie sie in dessen späterer Triebtheorie zum Vorschein kommt, eher ‘von außen her’ (Lebensumstände, wissenschaftlicher Zeitgeist, unhinterfragte wissenschaftliche Prämissen, psychoanalytische ‘Vereinspolitik’, etc.) als ‘von innen’ (theoriebedingt oder aus der psychoanalyti-

schen Behandlungspraxis erwachsen) zu kritisieren. Er meint, als er sich an eine Kritik der Freudschen Aggressionstheorie macht, daß Freud nicht gesehen habe, wie radikal seine späteren Überlegungen die ursprüngliche Triebtheorie verändert haben, und er (Fromm) will versuchen, die Bedeutung dieser Änderungen zu beschreiben und den Konflikt zwischen der alten und der neuen Theorie zu analysieren. Bereits vor dem 1. Weltkrieg hatte Freud, so Fromm, die Existenz aggressiver, von der Sexualität unabhängiger Impulse nicht ganz außer acht gelassen, doch seine grundsätzlich angenommene Polarität zwischen *sexuellen* und *Ichtrieben* nie geändert, wenn auch durch die Einführung des Narzißmus modifiziert. Doch

„in seiner Theorie vom Todestrieb brach seine Erkenntnis von der menschlichen Destruktivität mit aller Macht hervor, und die Destruktivität wurde zu einem Pol der Existenz, der im Kampf gegen den anderen Pol, den Eros, das Wesen des Lebens selbst ausmacht. Die Destruktivität wurde zum Urphänomen des Lebens.“ (ebd.)

Sah Freud, so Fromm, in seiner älteren Theorie den Menschen eher als von den zwei Impulsen bestimmt, *zu überleben* (Ichtriebe) und *Lustgewinn zu erzielen* durch Abfuhr von auf chemischem Wege im Körper erzeugten und in den erogenen Zonen lokalisierten Spannungen (Sexualtriebe), so stellte die neue Erostheorie eine ausgesprochene Verallgemeinerung dar. Den Horizont der sexuellen Liebe weit überschreitend, sei im Eros eine Tendenz am Werk, die – ob in Zelle oder Zivilisation – stets die Vereinigung von kleineren Einheiten zu immer größeren, komplexeren Verbänden bis in die Einheit der Menschheit schlechthin zu befördern suche.

Für Fromm sind die Unterschiede der im Laufe der Zeit umgeschriebenen Triebtheorie drastisch, was Freud, so Fromm, aber nicht zu bemerken scheint.⁴⁹ Weil Freud die „tiefen unversöhnlichen Widersprüche“ (ebd., S. 406) nicht aufnimmt, nicht aufgehen läßt, mußte er die Ungereimtheiten mit immer neuen Theorien zu überbrücken (in der Tradition Brückes, seines frühen Lehrers) trachten oder schlicht ignorieren. Ohne es zu registrieren, hätte Freud sich mit der Neufassung seiner Triebtheorie von dem ‘physiologisierenden’ Welt- und Menschenbild seiner einem mechanischen Materialismus anhängenden Lehrer, die im Menschen eine Maschine sahen, die durch chemische Vorgänge angetrieben wurde und die Bedürfnisse und Interessen, für die sie keine somatische Quelle nachweisen konnten, einfach ignorierten, verabschiedet. Dieser, nach Brückes Physiologie funktionierende Roboter ließe sich nach Fromm so beschreiben:

⁴⁹Was Fromm hier Freud als ‘Wahrnehmungslücke’ unterstellt, erscheint beim schon angekündigten Autor Sulloway (1979) mehr im Lichte eines bewußten Kalküls, um so eine Spaltung der Psychoanalyse als Institution zu vermeiden.

„Er baut ein gewisses Maß an Spannung auf, die bei einem gewissen Schwellenwert entladen und reduziert werden muß, während ein anderer Teil, das Ich, die Realität beobachtet und die Spannung hemmt, wenn sie mit den Erfordernissen seines Fortbestandes in Konflikt gerät.“ (ebd., S. 407)

Freud hätte aber, so Fromm, die Folgeversion seiner Triebtheorie auf eine damit kaum zu vereinbarende eher biologisch zu nennende Grundlage gestellt, die statt jedes Lebens- und Verhaltensphänomen auf meßbare physikalisch-chemische Vorgänge zurückführen, nun zur Grundannahme geradezu fundamentaler Urkräfte des Lebens ausgreift. „Das Wesen der Zelle, das heißt das Wesen aller lebenden Substanz, wird zur theoretischen Grundlage einer Motivationstheorie, und nicht ein physiologischer Prozeß, der in einem bestimmten Körperorgan vor sich geht“ (ebd.). Das kann (will?) Fromm so nicht nachvollziehen, und er beruft sich auf Robert R. Holt (1965), der in seinem Sinne folgendes schrieb:

„Viele der verwirrendsten und scheinbar willkürlichen Aspekte der psychoanalytischen Theorie, die Behauptungen enthält, die so falsch sind, daß sie nicht mehr nachprüfbar sind, sind entweder versteckte biologische Annahmen, oder sie resultieren direkt aus solchen Annahmen, die Freud von seinen Lehren während des Medizinstudiums gelernt hatte. Sie wurden zu einem grundlegenden Teil seines intellektuellen Rüstzeugs, das er ebenso ohne zu fragen hinnahm wie die Theorie des universalen Determinismus. Wahrscheinlich hat er sie nicht immer als biologisch erkannt und sie daher als notwendige Bestandteile beibehalten, als er den Versuch machte, sich von der Neurologisierung abzuwenden und ein abstraktes psychologisches Modell aufzubauen“ (R. R. Holt, 1965, zit. nach Fromm 1974, S.407)

Fromm unterstellt von nun an Freud, dessen anschließende Theorieschwierigkeiten hätten sich daraus ergeben, daß dieser seine alte physiologisierende Denkmethode auf die neue, jenem Denken nicht mehr entstammende Triebtheorie immer wieder anzuwenden versuchte, und „er mußte bei seinem Versuch, den Kreis zu quadrieren, notwendigerweise scheitern“ (Fromm 1974, S. 408).

Was führt nun Fromm an zur Würdigung der Aufstellung der Todestriebhypothese? Auch er argumentiert zunächst nicht *in der Freudschen Sache*, sondern gleich *persönlich* und erlaubt sich zu vermuten:

„Aber die Annahme dürfte nicht zu weit hergeholt sein, daß sein [Freuds] früheres Grübeln über den Tod durch seine Krankheit noch intensiviert wurde und das dies zu einer Auffassung führte, in welcher der Konflikt zwischen Leben und Tod Zentrum der menschlichen Existenz war, und nicht der Konflikt zwischen den beiden lebensbejahenden Trieben⁵⁰, dem sexuellen Begehren und den Ichtrieben. Die Auffassung, daß der Mensch sterben muß, weil der Tod das verborgene Ziel seines Lebens ist,

⁵⁰Fromms Credo ist, daß *alle Triebe* 'lebensbejahend' sind.

könnte man als eine Art Trost betrachten, der die Angst vor dem Tode mildern sollte.“ (ebd.)

Und die Erfahrung des 1. Weltkrieges, die viele aus einer optimistischen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung gerissen hätte, dürfte auch Freud – neben seiner persönlichen Krankengeschichte – zu solcherart pessimistisch getönten Theorien geführt haben, meint Fromm.

Die Frage, warum denn die 20iger Jahre für so viele Menschen dennoch die lebenslustigen ‘Goldenen’ hießen, gerade trotz oder gar wegen des ganz und gar nicht so einmaligen Weltkrieg-1 – Geschehens, stellt sich Fromm nicht. Hat er Freuds Theorie ersteinmal zu guten Teilen als vom Zeitgeist und von Freuds persönlichem Lebensschicksal überdehnt geprägt hingestellt, läßt sie sich vielleicht leichter neben dem eigenen Theoriegebäude ertragen und im eigenen (hinterfragteren?) Sinne kritisieren und ‘weiterentwickeln’. Was im letzten Zitat Fromm eben noch Vermutung war, wird ihm im folgenden zur Feststellung:

„Diese historischen und persönlichen Faktoren⁵¹ bilden eine Reihe von Motivationen für die Konstruktion des Todestriebes, doch kommt noch eine weitere Reihe von Faktoren hinzu, die ihn zur Konzeption der Theorie vom Todestrieb veranlaßt haben muß. Freud hat immer in dualistischen Begriffen gedacht. Er sah gegensätzliche Kräfte einander bekämpfen, und der Lebensprozeß war für ihn das Ergebnis einen Kampfes. Sexualität und Selbsterhaltungstrieb waren die ursprünglichen Pole seiner dualistischen Theorie. Aber als der Begriff des Narzißmus die Selbsterhaltungstriebe in den Bereich der Libido verlegte, schien der alte Dualismus bedroht. Zwang ihn die Theorie vom Narzißmus nicht zur monistischen Theorie, daß sämtliche Instinkte libidinös waren? Und was noch schlimmer war, würde das nicht eine der Hauptketzen Jungs bestätigen, nämlich die Auffassung, daß die gesamte psychische Energie als Libido zu kennzeichnen ist?“ (Fromm 1974, S. 409)

Also mußte ein den erotisch-sexuellen und den Selbsterhaltungsimpulsen gegenüberstehender Trieb her, so Fromm. Hatte Freud schon einst den Sexualitätsbegriff so erweitert, daß alles, was nicht Ichtrieb war, zum Sexualtrieb gehörte, so war der neue Todestrieb ähnlich geräumig, als Sammelbecken für alles, was nicht Eros zuzurechnen war. Trotz ihrer offensichtlichen unterschiedlichen Qualitäten wurden, nach Fromms Auffassung – das sei betont, hier Aggression, Destruktivität, Sadismus, Beherrschung allesamt zu Äußerungsformen ein und desselben Todestriebes, was nach Fromms Meinung dessen Ruf als theoretisch ableitbarer Größe nicht zuträglich ist.

Auch hält Fromm Freud vor, dieser habe in seiner frühen bis mittleren Phase der Annäherung an seine später nur noch unwesentlich veränderten Theorie zu oft die Begriffe Todestrieb, Destruktionstrieb, Aggressionstrieb synonym gebraucht, und erst in seinen späten Schriften erscheine der Aggressionstrieb als etwas Sekundäres, vom Todestrieb Abgeleitetes.

⁵¹Das klingt schon sehr nach ‘Fakten’.

Das Verhältnis von Aggressionstrieb und Todestrieb erscheint Fromm, speziell nach Lektüre von Freuds „Unbehagen in der Kultur“ (1930), der „Neue[n] Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1932), „Die endliche und die unendliche Analyse“ (1937) und schließlich dem „Abriß der Psychoanalyse“ (1938) immer noch als vage, widersprüchlich und unbestimmt.⁵² Einmal – im „Unbehagen...“ wende sich nach Freud ein Teil des Todestriebes gegen die Außenwelt, träte dort als Trieb zur Aggression und Destruktion in Erscheinung –, in der „Neuen Folge...“ erwähne er die Selbstzerstörung als einen Ausdruck des Todestriebes, der in jedem vitalen Prozeß unbedingt vorhanden sei.

Der Masochismus sei nach Freudscher Ausformulierung, ebenfalls in der „Neuen Folge...“, älter als der Sadismus, der Sadismus aber sei nach außen gewendeter Destruktionstrieb, der damit den Charakter der Aggression erworben habe. Stöße aber – so Freud – die im Sadismus nach außen gerichtete Selbstdestruktionstendenz in der Außenwelt auf zu viele Hindernisse, so kehre sie ins Innere zurück und verstärke dort die hier von Anfang an tätige Selbstdestruktion.

Im „Abriß der Psychoanalyse“ (1938) erkläre Freud schließlich deutlich: „In diesem Es wirken die organischen Triebe, selbst aus Mischungen von zwei Urkräften (Eros und Destruktion) in wechselnden Ausmaßen zusammengesetzt...“ (Freud 1938, zit. nach Fromm 1974, S. 410). Fromm zeigt sich erstaunt darüber, wie Freud trotz der ungeheuren theoretischen Schwierigkeiten, die zu überbrücken ihm angeblich nie mehr ganz gelang, an der Todestriebhypothese festhielt und faßt zusammen:

„Die Hauptschwierigkeit liegt vielleicht darin, daß er die Identität zweier Tendenzen annahm, der Tendenz des Körpers, zu seinem ursprünglichen anorganischen Zustand zurückzukehren (als Folge des Prinzips des Wiederholungszwangs), und der des Destruktionstriebes, der sich gegen das eigene Selbst oder gegen andere richtet. Für erstere Tendenz wäre vielleicht die Bezeichnung *‘Thanatos’* adäquat [...] oder auch *‘Nirwanaprinzip’*, eine Bezeichnung, die sich auf die Tendenz zur Reduktion der *Spannung*, der Energie, bis zum Ende allen energetischen Strebens bezieht. Aber ist dieses langsame Nachlassen der Lebenskraft wirklich dasselbe wie Destruktivität? Natürlich könnte man logischerweise argumentieren – und Freud tut das implizite auch –, daß, wenn dem Organismus die Tendenz zu sterben innewohnt, auch eine aktive Kraft vorhanden sein muß, welche die Tendenz hat, zu zerstören.“ (Fromm 1974, S. 410)

Für Fromm ist die Tendenz zum Aufhören jeder Erregung in keiner Weise identisch mit dem leidenschaftlichen Impuls, zu zerstören. Diese Freudsche Gleichsetzung geht für ihn nicht auf, und er argumentiert:

⁵²Das ist auch mein Eindruck.

„Wenn wir uns Freuds Überlegung über die Grundlage des Wiederholungszwanges anschließen, daß nämlich das Leben die inhärente Tendenz hat, abzuklingen und schließlich zu sterben, so wäre eine solche ihm innewohnende Tendenz etwas völlig anderes als der aktive Impuls, zu zerstören.“ (ebd., S. 411)

In seiner Ablehnung des Todestriebes als Trieb im herkömmlichen Freudschen Sinne, d.h. *von einer speziellen Körperzone seinen Ausgang nehmend*, nun aber in der Neufassung eine *biologische Kraft* darstellend, weiß er sich einig mit Otto Fenichel (1953), der dazu bemerkte:

„Dissimulation in den Zellen ... – das heißt eine objektive Destruktion – kann nicht die Quelle eines destruktiven Triebes im gleichen Sinne sein, wie eine chemisch determinierte Sensitivierung des zentralen Organs durch die Stimulation der erogenen Zonen die Quelle des Sexualtriebes ist. Denn der Definition entsprechend zielt der Trieb darauf ab, die somatische Veränderung zu *eliminieren*, die wir als Quelle des Triebes bezeichnen; der Todestrieb aber zielt nicht darauf ab, die Dissimulation zu eliminieren. Aus diesem Grund scheint es mir nicht möglich, den ‘Todestrieb’ als eine Triebart anderen Trieben gegenüberzustellen.“ (Fenichel 1953, zit. nach Fromm 1974, S. 411)

Das bestärkt Fromm in seiner Vermutung, Freud müsse starke persönliche Gründe gehabt haben, den Begriff ‘Trieb’ in einem völlig anderen Sinne zu verwenden, ohne auf diesen leisen aber bedeutungsschweren Wandel hingewiesen zu haben. Zwischen dem neu eingeführten Todestrieb und Freuds früherer Theorie besteht für Fromm keine vertretbare Verbindung mehr, abgesehen von der ihnen beiden innewohnenden Tendenz der Reduktion der energetischen Spannung. Und eine weitere Schwierigkeit, Freud in seinem Gedankengang folgen zu können, liegt für ihn in dem von Freud nicht gesehenen Zielkonflikt von Destruktionstrieb und Sadismus. Der Destruktionstrieb zielt auf Zerstörung des Objekts ab, während der Sadismus es zu erhalten trachte, um es zu beherrschen, zu demütigen, oder zu verletzen, aber nicht es gänzlich zu vernichten anstrebe. Fromm faßt das ihm Wesentliche des Freudschen Gedankenganges in dem Sinne zusammen,

„daß zwei Haupterfordernisse die Auffassung vom Todestrieb bestimmt haben: Erstens die Notwendigkeit, Freuds neue Überzeugung von der Macht der menschlichen Aggression unterzubringen, und zweitens die Notwendigkeit, an der dualistischen Triebkonzeption festzuhalten. Nachdem Freud auch die Ichtriebe als libidinös ansehen mußte, mußte er eine neue Dichotomie finden, wobei sich die zwischen dem Eros und dem Todestrieb als die passendste anbot. Aber während sie vom Standpunkt der unmittelbaren Lösung einer Schwierigkeit bequem war, war sie höchst unbequem vom Standpunkt der Gesamtentwicklung von Freuds Theorie von der triebmäßigen Motivation aus gesehen. Der Todestrieb wurde zu einem Begriff, in den alles hineinpassen mußte und mit dessen Hilfe man erfolglos versuchte, unvereinbare Widersprüche aufzulösen. Vielleicht ist Freud aufgrund seines Alters und seiner Krankheit das Problem nicht frontal angegangen und hat die Widersprüche nur stellenweise behoben. Die meisten anderen Psychoanalytiker, die die Auffassung vom Eros und vom Todestrieb nicht übernahmen, haben eine einfache Lösung gefunden: Sie verwandel-

ten den Todestrieb in einen 'destruktiven Trieb' und haben ihn dem alten Sexualtrieb gegenübergestellt. Auf diese Weise konnten sie Freud gegenüber loyal bleiben, obwohl sie sich nicht in der Lage sahen, über die altmodische Triebtheorie hinauszugehen. Aber trotz der Schwierigkeiten, die der neuen Theorie innewohnten, stellte sie doch eine beachtliche Leistung dar: Sie erkannte in der Wahl des Menschen zwischen Leben und Tod den Grundkonflikt seiner Existenz und gab die alte physiologische Triebauffassung zugunsten einer vertieften biologischen Spekulation auf. Freud erlebte nicht die Befriedigung, eine Lösung zu finden, und mußte seine Triebtheorie als Torso hinterlassen. Es blieb denen, die seine Theorie weiterentwickelten, überlassen, sich mit den ungelösten Problemen zu befassen und sich mit den Schwierigkeiten unvoreingenommen zu konfrontieren in der Hoffnung, neue Lösungen zu finden“ (Fromm 1974, S. 412)⁵³

Fromm macht den Versuch, Freuds bewußtes Denken als einen Kompromiß zwischen seiner neuen Anschauung und seinen älteren Denkgewohnheiten zu verstehen:

„Wenn Freud von einer neuen theoretischen Vision erfüllt wurde, so wurde sie – oder ihre Konsequenzen – ihm nur teilweise bewußt, während ein Teil im Unbewußten blieb, weil er mit seinem 'Komplex' und seinem früheren bewußten Denken unvereinbar war. Sein bewußtes Denken mußte versuchen, Widersprüche und Unvereinbarkeiten zu verleugnen, indem er Konstruktionen errichtete, die einleuchtend genug waren, die bewußten Denkprozesse zu befriedigen.“ (ebd., S. 416f)

Und die z.T. stehengelassenen, überdeutlichen Widersprüche in der Freudschen Triebtheorieentwicklung erklärt Fromm so:

„Ausgangspunkt ist dabei die Tatsache, daß wir im Denken eines eminenten Denkers Widersprüche finden. Da er diese Widersprüche selbst bemerkt und sie vermutlich beseitigt haben würde, wenn dies nur Sache seiner theoretischen Begabung gewesen wäre, ist anzunehmen, daß die immanenten Widersprüche durch den Konflikt zwischen zwei Strukturen verursacht werden: zwischen der alten Struktur, die immer noch den größten Teil des Bewußtseinsterritoriums einnimmt und einer radikal neuen, die sich noch nicht voll im bewußten Denken auszudrücken vermag, das heißt aber, daß sie zum Teil unbewußt bleibt. [...] Selbst wenn der Autor ein Genie ist, kann er sich der Existenz oder des Wesens dieser Widersprüche völlig unbewußt sein, während ein Außenseiter – der nicht in denselben Prämissen verfangen ist – sie sehr leicht durchschaut. Vielleicht hat Kant dies gemeint, als er feststellte, daß wir manchmal den Autor besser verstehen als der sich selbst.“ (ebd., S. 417, Fußnote)

Im Weiteren äußert sich Fromm zu der Freudschen Auffassung über die Manifestationen des Todestriebes in Kultur und Zivilisation. Er beschreibt das Dilemma, in dem Freud einerseits als Theoretiker, – der den Menschen vor die Alternative gestellt sieht, entweder sich oder andere zu zerstören –, und dem Humanisten, dem diese Schlüsse aus seiner eigenen Theorie überhaupt nicht zusagen, sitzt, der aber eine schadensbegrenzende Zivilisation nur um den Preis des berühmten, 'Unbehagen(s) in der Kultur' für möglich hält, den Menschen vor die

⁵³Ich weiß, das war ein überaus langes Zitat, aber es hier unterzubringen, hat seine Berechtigung.

Wahl, besser vor den Zwang gestellt sieht, nur unter erheblichem Triebverzicht und Sublimierungsaufgaben überhaupt nur sein Überleben in der Gesellschaft als Einzelner und als Art sichern zu können. Die Alternative dazu sei eine nicht zu überlebende Barbarei aller gegen alle und ein Unterliegen unter die äußere Natur.

Mit einem kräftigen Seitenhieb fertigt Fromm seinen früheren Kollegen vom „Institut für Sozialforschung“, Herbert Marcuse (1955, 1967) ab, der, so Fromm, in einer populär-optimistischen Fehlinterpretation Freuds Eros- und Todestriebtheorie dahingehend (miß)versteht, daß ein ungehemmtes Sich – Ausleben aller Komponenten des Sexualtriebs durchaus gesellschaftlich anzustreben sei und eine Kulturentwicklung keineswegs verunmögliche. Marcuse habe dabei aber Freuds Schwerpunktsetzung auf die ausweglos tragischen Alternativen zwischen Zivilisation mit Triebverzicht und Barbarei übersehen. „Marcuses Ideen zu diesem Thema leiden darunter, daß er über Einzelheiten von Freuds Theorie nur ungenügend informiert ist“ (Fromm 1974, S. 417, Fußnote).

Fromm führt Freuds theoretische Versuche zur Milderung des oben beschriebenen Dilemmas vor. Der Todestrieb läßt sich nutzbar machen zur Über-Ich Entwicklung des Einzelnen, die ihrerseits nötig ist zur Kulturerhaltung als Bollwerk gegen den bei freier Triebausübung nach Freudschem Denken zu erwartenden gesellschaftlichen Zusammenbruch. Die mögliche Umwandlung des Zerstörungstriebes in ‘Gewissen’ stellt Freud sich im „Unbehagen...“ so vor:

„Die Aggression wird introjiziert, verinnerlicht, eigentlich aber dorthin zurückgeschickt, woher sie gekommen ist, also gegen das eigene Ich gewendet. Dort wird sie von einem Anteil des Ichs übernommen, das sich als Über-Ich dem übrigen entgegenstellt und als ‘Gewissen’ gegen das Ich dieselbe strenge Aggressionsbereitschaft ausübt, die das Ich gerne an anderen, fremden Individuen befriedigt hätte. Die Spannung zwischen dem gestrengen Über-Ich und dem ihm unterworfenen Ich heißen wir Schuldbewußtsein, sie äußert sich als Strafbedürfnis. Die Kultur bewältigt also die gefährliche Aggressionslust des Individuums, indem sie es schwächt, entwaffnet und durch eine Instanz in seinem Innern, wie durch eine Besatzung in der eroberten Stadt, überwachen läßt.“ (Freud 1930, zit. nach Fromm 1974, S. 420)

Fromm versteht das nicht, oder jedenfalls nicht so und meint diesen Freudschen Gedanken in einem Bild ausdrücken zu können:

„Eine Stadt, die von einem grausamen Feind beherrscht wurde, besiegt diesen mit Hilfe eines Diktators, der dann ein System errichtet, das genauso grausam ist wie das des besiegten Feindes; und was ist damit gewonnen?“ (Fromm 1974, S.421)

Zumindest das Leben. Auch mit der weiteren Wendung des Todestriebes zur Stützung der von ihm doch bedrohten Kultur im Freudschen Sinne hat Fromm Schwierigkeiten. Mit den Freud-Zeilen

„Gemäßigt und gebändigt, gleichsam zielgehemmt, muß der Destruktionstrieb, auf die Objekte gerichtet, dem Ich die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse und die Herrschaft über die Natur verschaffen.“ (Freud 1930, zit. nach Fromm 1974, S. 421),

erklärt er sich ganz und gar nicht einverstanden, kann er sich doch Destruktivität nicht in den Dienst von konstruktiver Lebensbewältigung gestellt vorstellen beim Häuserbauen, Felder bestellen, Fischefangen, etc.. Auch das beliebte Beispiel des seinen schneidigen Sadismus produktiv sublimierenden Chirurgen läßt er nicht gelten, da solch ein Mann ja auch repariere, also aufbaue, vielleicht auch nur ein Betätigungsfeld für seine geschickten Hände gesucht haben könnte, Lust an zupackendem Eingreifen und Begabung zu schnellen Entschlüssen habe.⁵⁴

Auf eine merkwürdige Art versteht Fromm Freud nicht. Der hat nicht behauptet, daß hinter fast jeder gesellschaftlich nützlichen Tat ein ins Positive gewendeter, mit erotischen Anteilen legierter Todestriebanteil zu vermuten sei. Nur eben sei es *möglich*, die bei rohem Ausleben gesellschafts- und individualschädlichen Impulse statt dessen, wenn auch unter dem Reibungsverlust der Sublimierung, bei der Beförderung nützlicher Interessen ökonomisch *miteinzusetzen* und zu erledigen. Hier bahnt sich m.E. schon das spätere allgemeine Frommsche Menschenbild an, das die kulturpessimistischen Grundannahmen Freuds nicht so stehen lassen mag.⁵⁵

Und noch einen Versuch Freuds, den logischen Konsequenzen seiner eigenen Prämissen hinsichtlich seiner Todestriebkonstruktion zu entinnen, kann Fromm nicht nachvollziehen. In einer Erörterung mit Albert Einstein über Kriegsursachen und Kriegsverhinderungsmöglichkeiten hatte Freud sich so geäußert:

„Wenn die Bereitwilligkeit zum Krieg ein Ausfluß des Destruktionstriebes ist, so liegt es nahe, gegen sie den Gegenspieler dieses Triebes, den Eros aufzurufen. Alles, was Gefühlsbindungen unter den Menschen herstellt, muß dem Krieg entgegenwirken“ (Freud 1933, zit. nach Fromm 1974, S. 422)

Fromm darauf:

⁵⁴Nur weil es, was ich nicht bestreiten will und kann, auch solche geschickthändigen, friedlichen, sich vielleicht sogar vegetarisch ernährenden Chirurgen geben mag, verunmöglicht das nicht deren andere Variante. Insofern sticht Fromms Einwand nicht.

⁵⁵vergl. Wiggershaus 1988 „Die Frankfurter Schule“

„Wenn der Todestrieb so mächtig und fundamental ist, wie Freud immer wieder behauptet, wie kann er dann dadurch beträchtlich reduziert werden, daß der Eros mit ins Spiel gebracht wird, wenn doch beide in jeder Zelle vorhanden sind und eine nicht reduzierbare Eigenschaft der lebenden Materie darstellen?“ (Fromm 1974, S. 422)

Eine ‘mächtige und fundamentale’ *Disposition* wie der Freudsche Todestrieb kann, – so verstehe ich Freud im Gegensatz zu Fromm –, dennoch in ihren kulturellen wie individuellen *Manifestationen nuanciert* werden, ist kein blindwütiges Schicksalsdiktat, würde erst dadurch zu einem solchen, daß man sie ignorierte, finde ich. Für Fromm aber liegt

„die größte Schwäche Freuds sowohl hier als auch in Bezug auf manche andere Probleme darin, daß der Theoretiker und Systembauer in ihm den klinischen Beobachter hinter sich gelassen hat. ... Freud dachte in abstrakten theoretischen Begriffen, wobei er stillschweigend annahm, daß alles, was nicht Liebe ist, Todestrieb ist, da jede Tendenz unter die neue Dualität zu subsumieren war. Die Folge davon, daß er verschiedenartige und zum Teil widersprüchliche psychologische Tendenzen in eine Kategorie packte, ist die, daß man keine davon richtig versteht.“ (ebd., S. 425)

...ob das immer nur am Autor liegt? Hat Fromm vielleicht über der ‘Kunst des Liebens’ die Kunst des Lesens vernachlässigt?⁵⁶

Fromm zieht eine weitere Bilanz, bezieht jetzt die Frage mit ein, ob die Freudsche Todestriebtheorie sich mit dem Konstrukt eines ‘destruktiven Triebes’, wie sie viele klinisch orientierte Psychoanalytiker favorisieren, in Einklang bringen läßt, und meint abschließend:

„Aber wenn wir Freuds theoretisches Gebäude noch einmal überblicken, so wird es uns klar, daß der Grundcharakter des Todestriebes trotz allem in gewisser Weise der Logik des hydraulischen Modells folgt, das Freud ursprünglich auf den Sexualtrieb anwandte. In jeglicher lebender Substanz entsteht dauernd ein Streben nach dem Tode, das nur eine Alternative läßt: entweder das stillschweigende Werk der Zerstörung des Menschen von innen her zu betreiben oder diesen Trieb als ‘Destruktivität’ nach außen abzuleiten; das heißt den Menschen dadurch vor der Selbstzerstörung zu bewahren, daß er andere zerstört. ... Alles in allem kommt man bei einer kritischen Überprüfung von Freuds Theorie des Lebens- und Todestriebes kaum um den Schluß herum, daß er sich seit 1920 in zwei grundverschiedene Konzepte und Auffassungen verstrickte, mit denen er das Problem der menschlichen Motivation anging. Sein erstes Konzept – der Konflikt zwischen Selbsterhaltung und Sexualität – war das traditionelle Konzept von Vernunft wider Leidenschaft, Pflicht wider natürliche Neigung oder Hunger wider Liebe als den Triebkräften des Menschen. Grundverschieden davon war seine spätere Theorie, die sich auf den Konflikt zwischen der Tendenz zu leben und der zu sterben, zwischen Integration und Desintegration, zwischen Liebe und Haß gründet.“ (ebd., S. 426)

⁵⁶Vielleicht drückt dieser Kalauer nur meinen Ärger darüber aus, daß ich, kaum hatte ich einstmals von und durch Fromm viel Psychologisches begriffen, erkennen mußte, daß der in seinen späten Tagen sich so veränderte, verharmloste. Dazu mehr am Schluß dieses Kapitels im Exkurs: „Was geschah mit Erich Fromm?“

Wie die sich wandelnden, nie ganz eindeutig gefaßten und zu fassenden Freudschen Begriffe ‘Lustprinzip’, ‘Konstanzprinzip’ etc. ihrerseits zu den hier geschilderten theoretischen wie Verständnisschwierigkeiten geführt haben mögen, erläutert Fromm in einem angefügten Exkurs über: „Das Prinzip der Spannungsreduktion: die Grundlage des Lustprinzips und des Todestriebes“ (ebd., S. 427), woraus ich einige mir wichtig erscheinende Freudsche Begriffsentwicklungen, -verwendungen und -wandlungen entnehmen will.

Fromm äußert sich hier zum Konstanzprinzip im theoretischen Werk Freuds und weist auf das seiner Meinung nach problematische Festhalten an diesem Axiom hin, wonach die Tendenz zur Spannungsreduktion der schlechthinige allumfassende Antrieb des psychischen Geschehens sei. Er referiert zunächst Freuds Ansichten und zeigt dann die ‘theoretischen Sackgassen’ auf, in die dieser seiner Meinung nach durch die starre, unhaltbare Absolutsetzung dieses Prinzips kommen mußte, und die z.T. abenteuerlichen Versuche, sich dennoch wieder aus diesen zu befreien. Sodann meint er Freuds Irrtümer und Dogmen fruchtbar korrigieren zu können und geht der Frage nach, warum Freud vielleicht, zumindest was die Entwicklung seiner Triebtheorie angeht, vor radikaleren Umformulierungen zurückwich und ein bei näherem Hinsehen ziemlich widersprüchliches, auf unausgesprochenermaßen wechselnden, mitunter unvereinbaren Prämissen ruhendes (oder eben schwankendes) Triebkonzept hinterließ, einschließlich eines schwierig nachzuvollziehenden ‘Todestriebes’.

Von den Anfängen seiner Forschertätigkeit an, so in einer Arbeit von 1892, hatte das Konstanzprinzip für Freud zentrale, unhinterfragte Bedeutung, und er formulierte, daß

„das Nervensystem bestrebt ist, etwas in seinen Funktionsverhältnissen, was man die ‘Erregungssumme’ nennen mag, konstant zu erhalten, und daß es diese Bedingung der Gesundheit durchsetzt, indem es jeden sensiblen Erregungszuwachs assoziativ erledigt oder durch entsprechende motorische Reaktion abführt.“ (Freud 1892, zit. nach Fromm 1974, S. 427)

Zum psychischen Trauma wurde nach dieser Logik „jeder Eindruck, dessen Erledigung durch assoziative Denkarbeit oder motorische Reaktion dem Nervensystem Schwierigkeiten bereitet“ (ebd.). Konstanzprinzip bedeutete also im Sinne Freuds schon in frühen Jahren die Tendenz, die gesamte Erregungsenergie auf ein möglichst geringes Niveau zu reduzieren. Im „Jenseits des Lustprinzips“ von 1920 wird das unter modifizierender Hinzufügung des ‘Trägheitsprinzips’ so ausgedrückt: „daß es ein Bestreben des seelischen Apparates sei, die ihm innewohnende Quantität von Erregung möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu erhalten“ (Freud 1920, zit. nach Fromm 1974, S. 427f).

Was denn die 'Erregungsquantität' eigentlich sei, hat Freud nie so ganz genau definiert, konstatiert Fromm. In seinem „Entwurf einer Psychologie“ von 1895 bezeichnet er sie schlicht und pragmatisch als das, „was Tätigkeit von Ruhe unterscheidet“ (Freud 1895, zit. nach Fromm 1974, S. 427), und im „Jenseits des Lustprinzips“ heißt es immernoch:

„Die Unbestimmtheit all unserer Erörterungen, die wir metapsychologische heißen, rührt natürlich daher, daß wir nichts über die Natur des Erregungsvorganges in den Elementen der psychischen Systeme wissen und uns zu keiner Annahme darüber berechtigt fühlen. So operieren wir also stets mit einem großen X, welches wir in jede neue Formel mit hinübernehmen.“ (Freud 1920, zit. nach Fromm 1974, S. 427)⁵⁷

Fromm versucht sich weiter im Nachvollzug der Freudschen Gedanken, er referiert dessen Standpunkt:

„Das Lustprinzip gründet sich auf das Konstanzprinzip. Die chemisch erzeugte libidinöse Erregung muß auf ihr normales Niveau reduziert werden; dieses Prinzip der Konstanterhaltung der Spannung beherrscht das Funktionieren des Nervenapparates. Spannung, die über ihr normales Niveau ansteigt, wird als 'Unlust', ihre Reduktion auf das Konstanzniveau wird als 'Lust' empfunden.“ (Fromm 1974, S. 428)

Da das Konstanzprinzip – nach Freud – aber auch die Tendenz beinhaltet, die Spannung auf einem möglichst niedrigen Niveau zu halten, wird es so zur Grundlage des Todestriebes:

„Daß wir als die herrschende Tendenz des Seelenlebens, vielleicht des Nervenlebens überhaupt, das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannung erkannten (das Nirwanaprinzip nach einem Ausdruck von Barbara Law [hieße sie nicht 'Low' ?]), wie es im Lustprinzip zum Ausdruck kommt, das ist ja eines unserer stärksten Motive, an die Existenz von Todestrieben zu glauben.“ (Freud 1920, zit. nach Fromm 1974, S. 427)

Das krieg' ich nicht zusammen. Ein Prinzip, das welche Erregungssumme auch immer 'auf einem möglichst niedrigen Niveau halten will, kann nicht gleichzeitig in einer weiteren Version seiner selbst die gänzliche Aufhebung einer Reizspannung anstreben. Dann gäbe es für es ja nichts mehr zu *erhalten*⁵⁸, wenn das Niveau Null erreicht wäre. Für eine gewisse 'Wegstrecke' mögen beide Prinzipien das gleiche Ziel anzustreben scheinen, doch unterhalb eines gewissen erreichten Erregungsniveaus verfolgten sie Gegensätzliches: Das Konstanzprinzip widersetzte sich dann einer vom Nirwanaprinzip verfolgten gänzlichen Erregungssenkung, finde ich. Auch Fromm konstatiert hier Freud einen theoretischen Schlamassel; nicht zuletzt,

⁵⁷Auf der Grundlage meines schlichten naturwissenschaftlichen Abiturwissens empfinde ich die lockere Art, wie Freud 'Konstanz'- 'Trägheits'- und später noch 'Nirwanaprinzip' oft (nach theoretischem Belieben?) in eins setzt, sehr problematisch und werde manchen Autor anführen, der damit auch seine Schwierigkeiten hat.

⁵⁸Ob sich später, wie hier vielleicht schon in der Sprache, eine doppelsinnig – hintersinnige Lösung dennoch anbahnt, zeigen die folgenden Kapitel. „Etwas erhalten“, mag heißen: etwas bekommen, hinzufügen, was vorher

weil so Lustprinzip und Todestrieb sich demselben Prinzip, nämlich dem des in eins gesetzten *Reizreduktions- und Reiz – auf – möglichst – niedrigem – Niveau – Halten – Prinzips* verdanken, was eine gefährliche Nähe zum gefürchteten Jungschen Triebmonismus befürchten ließ und einen Abschied von dem von Freud so geschätzten Dualismus von im Widerstreit miteinander stehenden Kräften, Trieben, Urkräften, bedeutet hätte.

Um der Gefahr, Lust und Destruktion als über einen gemeinsamen ‘Antrieb’ miteinander identifizieren zu müssen, zu entkommen, vermutet Freud, so Fromm, in „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924):

„Auf jeden Fall müssen wir inne werden, daß das dem Todestrieb zugehörige Nirwanaprinzip im Lebewesen eine Modifikation erfahren hat, durch die es zum Lustprinzip wurde, und werden es von nun an vermeiden, die beiden Prinzipien für eines zu halten. ... Das Nirwanaprinzip drückt die Tendenz des Todestriebes aus, das Lustprinzip vertritt den Anspruch der Libido und dessen Modifikation, das Realitätsprinzip den Einfluß der Außenwelt.“ (Freud 1924, zit. nach Fromm 1974, S. 429)

Das kann Fromm wiederum nur als rettende Behauptung denunzieren, eine Erklärung ist ihm das nicht, und er beklagt:

„daß Freuds gesamtes psychologisches Denken von allem Anfang an bis zum Ende von dem Axiom beherrscht war, daß das Prinzip der Spannungsreduktion das beherrschende Prinzip des gesamten psychischen Lebens und des Nervenlebens ist.“ (Fromm 1974, S. 429)

Diese auf Fechner (1873) zurückgehende und seinerzeit auch bei Physiologen wie Physikern populäre, von Freuds Lehren ebenfalls vertretene Auffassung führte Freud, so Fromm, zu der Vermutung, daß der Todestrieb nur einen besonderen Aspekt eines allgemeinen physikalischen Gesetzes darstelle. Fromm meint, und schließt sich hierin Rene Dubos an, man könne aber nicht unbesehen das, was für die unbelebte anorganische Materie gälte, auf Lebendiges übertragen. Die Energieauffassung der Physik könne psychisches Geschehen nicht adäquat fassen. Er zitiert Dubos (1962):

„Nach einem der grundlegendsten physikalischen Gesetze besteht in der Welt der Materie die universelle Tendenz, daß alles den Berg hinab strebt, einem möglichst niedrigem Spannungsniveau zu, bei einem ständigen Verlust an potentieller Energie und Struktur. Im Gegensatz dazu ist das Leben ständig schöpferisch tätig und bringt Ordnung in die Zufälligkeiten der Materie. Um die tiefe Bedeutung dieser Tatsache zu erkennen, braucht man nur daran zu denken, was mit einem lebenden Organismus – mit dem kleinsten wie mit dem größten und höchstentwickelten – geschieht, wenn er schließlich stirbt.“ (R. Dubos 1962, zit. nach Fromm 1974, S. 430)

nicht da war, ein Paket z.B.; aber auch: etwas, das schon da ist, in seinem Zustand zu bewahren, z.B. ein Gleichgewicht, eine Balance.

Nach Fromm hat Freud sein Leben lang den schlichten aber folgenschweren Fehler begangen, daß er den grundsätzlichen Unterschied zwischen Leben und Nichtlebendigen, zwischen 'Organismen' und 'Dingen' nicht beachtet hat. In Begriffen der 'Homöostase' zu denken, sei Freud (noch) nicht möglich gewesen. Spätere Forschungen hätten gezeigt, so Fromm auf Walter B. Cannon (1963) verweisend, daß organische Lebensformen lebensnotwendigerweise versuchten, ein relativ stabiles inneres Milieu zu erhalten. Diese angestrebte Stabilität impliziere aber keineswegs, daß das innere Milieu die Tendenz habe, die ihm innewohnende Energie auf ein Minimum zu reduzieren. Tatsächlich stehe das homöostatische Stabilitätsprinzip im Widerspruch zum Nirwanaprinzip der totalen oder relativen Energiereduktion. Fromm, um praktische Lebenshilfe nie verlegen, bringt ein Beispiel:

„Wenn man die Temperatur in einem Zimmer mit Hilfe eines Thermostats stabil oder konstant halten will, so bedeutet dies, daß ein bestimmtes Temperaturniveau weder über- noch unterschritten werden soll; wollte man dagegen die Temperatur möglichst niedrig halten, so wäre das etwas ganz anderes.“ (ebd., S. 431)

Für Fromm ist Freud nie über den deutschen mechanistischen Materialismus hinausgekommen, und seine tiefe unreflektierte Bindung an diesen belastete ihn und die spätere Psychoanalyse mit einem unhaltbaren Axiom, dem der allgemeinsten Spannungsreduktionstendenz, dessen Gültigkeit sich nicht mit klinischen Erfahrungen belegen läßt, letztere aber nachträglich allzuoft und unnötigerweise dort künstlich hineingepreßt wurden.

„Aber wenn auch viele Psychoanalytiker einsahen, daß die Spannungsreduktion nur eine begrenzte Gültigkeit besitzt, so haben sie doch ihre grundsätzliche Einstellung nicht geändert und versuchen, mit einer merkwürdigen Mischung aus Freuds metapsychologischen Begriffen und dem, was sich aus ihren eigenen klinischen Erfahrungen ergibt, durchzukommen.“ (ebd.)

Warum denn Freud, nachdem ihm doch eigentlich die Unhaltbarkeit seines Konstruktes hätte klar geworden sein müssen, so beharrlich an ihm festhielt, kann Fromm sich nur spekulierend mit Freuds Position in der Psychoanalyse als Institution so erklären:

„Aber warum vergaß er dann diese ursprünglichen Zweifel? Diese Frage ist schwer zu beantworten; vielleicht ist seine Rolle als Führer der psychoanalytischen Bewegung eine mögliche Erklärung dafür. [...] Dies geht aus der Reaktion der meisten Freudianer auf den Todestrieb hervor. Sie fanden sich nicht in der Lage, sich dieser neuen, tiefsinnigen Spekulation anzuschließen, und fanden einen Ausweg, indem sie Freuds Ideen über die Aggression im Sinne der alten Triebtheorie formulierten. [...] Diejenigen, aus denen sich die Bewegung aufbaute waren – was Ihre theoretischen Fähigkeiten betraf – prosaisch und nüchtern, und es wäre ihnen schwer gefallen, Freud zu folgen, wenn er grundsätzliche Veränderungen an seiner Theorie vorge-

nommen hätte. Sie brauchten ein Dogma, an das sie glauben und um das herum sie die Bewegung organisieren konnten. So wurde Freud, der Wissenschaftler, bis zu einem gewissen Grad der Gefangene von Freud, dem Führer der Bewegung; oder anders gesagt, Freud, der Lehrer, wurde zum Gefangenen seiner treuen, aber unschöpferischen Schüler.“ (ebd., S. 432)

Ein langes Zitat, gewiß, doch kürzer und prägnanter hätte ich die Frommsche Quintessenz aus seinen Bemühungen, sich gleichzeitig auf Freud als Stammvater der Psychoanalyse zu berufen, diesen aber so umzudeuten, daß er in das spätfreudsche Weltbild paßt, nicht ziehen können. Ein paar Vermutungen darüber, warum Fromm sich, zumindest was die Todestriebhypothese angeht, von Freud abwandte, soll der folgende Exkurs anstellen.

2.1. Exkurs: Was geschah mit Erich Fromm?

Ich versuche eine Erklärung dafür, warum Fromm – mit mir manchmal durchschimmernder Voreingenommenheit – zwar einerseits die Freudschen Gedanken zu Aggression, Destruktion und Todestrieb referiert, viele von ihnen zu teilen scheint, sich aber ihren Schlüssen dort verweigert, wo sie ein Menschenbild (einschließlich entsprechender Triebausstattung) entwerfen oder zwangsläufig entstehen lassen würden, das zu ärgstem Kulturpessimismus Anlaß gäbe. Nicht nur zur Erklärung dieses (Miß)Verständnis-Phänomens, sondern auch um vorzuführen, wie soetwas geht, wende ich mich Fromms Biographie zu, so wie er im oben referierten Text bei passender theoretischer Gelegenheit auf die Freudsche als Argument zurückgriff. Mit diesem Exkurs geht es mir also darum, aufzuzeigen wie vielleicht schon in der Stellung zu dem Freudschen Ergebnis, dem zum Pessimismus einladenden Todestrieb als psychischem Regulativ, *ein* Schlüssel zum Verständnis der Aufbereitung und Bewertung der Freudschen Gedanken durch Fromm gelegen haben mag.

Fromm, das einzige Kind orthodox-jüdischer Eltern, war einer der großen alten Männer der ‘Frankfurter Schule’, befaßte sich zeitlebens mit Anthropologie, Soziologie, Marxismus und Psychoanalyse, dachte einst, zumindest noch 1932⁵⁹ all dies zu einer analytischen Sozialpsychologie zusammen, entwickelte sich darüber zu einem sozialistischen Humanisten, interessiert an den Zusammenhängen zwischen der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit – insbesondere ihrer ökonomisch-technischen Ausprägung –, und der Entwicklung des seelischen Apparates. Wiggershaus vermerkt dazu in seiner voluminösen Aufarbeitung der ‘Frankfurter Schule’: „Der Fromm der späten 20iger und frühen 30iger Jahre gehörte neben Wilhelm

⁵⁹Z.B. Fromm: „Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie: Bemerkungen über Psychoanalyse und historischen Materialismus“ (1932)

Reich und Siegfried Bernfeld zu den Linksfreudianern, die den faszinierenden Versuch unternahmen, Freudsche Trieblehre und Marxsche Klassentheorie zu kombinieren“ (Wiggershaus 1988, S. 69).

Jahrelang betrieb er eine radikale marxistische Sozialpsychologie, verband darin „orthodoxe Psychoanalyse und orthodoxen Marxismus zur Rekonstruktion eines bei näherem Hinsehen düsteren Szenarios“ (ebd., S. 71), aber gleichzeitig in der Hoffnung, durch Aufklärung nicht nur über die ökonomischen, sondern auch die psychischen Bedingtheiten menschlicher Lebensart, menschlichen Tuns, Denkens, Fühlens und Handelns die Voraussetzungen zur Gestaltung eines erträglicheren, ‘behaglicheren’⁶⁰ Daseins zu schaffen. Das konnte schwerlich aufgehen, und bei seiner marxistischen Verwendung Freudscher Gedanken kam immer mehr als Ergebnis „eine Erklärung der Stabilität von Klassengesellschaften, die Elend und Unrecht ewige Dauer zu verheißen schien“ (ebd., S. 71f) heraus. Fromm hatte sich in eine Sackgasse manövriert. Wiggershaus meint, Fromm dabei ertappt zu haben, „mit einer vor krassen Paradoxien nicht zurückschreckenden Konsequenz“ (ebd., S. 75) daran festzuhalten, „daß die Ökonomie das Schicksal der Menschen sei“ (ebd.) und die materialistische Geschichtsauffassung auf diese Weise uneingestanden ad absurdum geführt zu haben. Fromm hätte mit seinen frühen Arbeiten demonstriert,

„daß das fugendichte Funktionieren der Gesellschaft eine Umwälzung der Lebensbedingungen nicht zulasse, und dann gesagt, daß nur die Umwälzung der Lebensbedingungen das Verhalten der Massen ändern könne. Aber auch eine solche Veränderung der Lebensbedingungen würde bloß zu einem neuen ideologischen Überbau führen, den der ökonomisch – soziale Unterbau notwendig macht.“ (ebd.)

Da war für Hoffnung auf Veränderung nicht mal mehr theoretischer Raum. Fromms spätere Hinwendung zu einem „messianischen Humanismus, der einen jederzeitigen Ausweg aus der endlosen Verkettung von Sein und Bewußtsein bot, [sei] bei solchen Ansichten nur eine Frage der Zeit gewesen für jemanden, der wie Fromm von der Erreichbarkeit eines erfüllten Lebens für jeden überzeugt war“ (ebd.), meint Wiggershaus. Für Fromm gab es fortan, und das trennte ihn von seinen Institutskollegen Adorno und Horkheimer, die 1939 nachdrücklich seinen Weggang aus dem „Institut für Sozialforschung“ betrieben, weil Fromm „der von Haß geschärfte Blick auf das Bestehende“ (ebd., S. 289) fehle,

„menschliche Möglichkeiten, die sich im Verlauf der Evolution entwickelt haben und zum Ausdruck kommen wollen, nämlich schöpferisches und kritisches Denken, das Erleben differenzierter emotionaler und sinnlicher Erfahrungen, das Streben nach Gerechtigkeit und Wahrheit.“ (ebd., S. 303)

⁶⁰Das soll eine Anspielung auf Freuds „Unbehagen in der Kultur“ sein.

Fromm stellte sein „humanistisches Credo [...] geradezu zur Schau“ (ebd., S. 305), in seinem Buch „Escape from Freedom“ (1941).⁶¹ Sein darin enthaltenes Setzen auf die menschliche Spontaneität erscheint (auch) Wiggershaus als eine nicht zu rechtfertigende „ex-machina-Konstruktion“ (ebd., S. 306).

„Er [Fromm] berief sich einfach darauf, daß den Menschen gewisse Eigenschaften [...] durch die historische Entwicklung ‘inhärent’ [Fromm 1966] geworden seien, nämlich das ‘Streben zu leben, sich zu entfalten und die in ihm angelegten Möglichkeiten zum Ausdruck zu bringen’[ebd.].“ (Wiggershaus 1988, S. 306)

Für einen Todestrieb, der all solches zunichte machen würde, war darin kein (theoretischer) Platz mehr, auch nicht für den Ansatz Adornos, daß „die Menschen zum Bewußtsein ihres Unglücks, des allgemeinen und des davon unablässbaren eigenen, zu bringen und ihnen Scheinbefriedigungen zu nehmen [seien], kraft derer in ihnen die abscheuliche Ordnung nochmals am Leben sich erhält...“ (Adorno, ‘Minima Moralia, Aphorismen 37, 38’, zit. nach Wiggershaus 1988, S. 299). Unter solchen Adornoschen Voraussetzungen konnte die *Liebe* allenfalls als *Kunst* noch ausgerufen werden, und die Verkaufszahlen Fromms diesbezüglicher Anleitung sprechen für beider Begriffe problematischen Zustand. Fromms populär ausgerufene Glücksmöglichkeiten im unaufgeklärten Diesseits, denen kein Todestrieb aus Freuds ‘Jenseits’ prinzipiellen Einhalt gebietet, seine späte ‘Güte’ kann man – wiederum mit Adorno – auch so sehen:

„Wenn es einem um das zu tun ist, was mit den Menschen möglich wäre, so kann man den wirklichen Menschen nur schwerlich gut bleiben. Es ist schon so weit gekommen, daß Menschenfreundlichkeit beinahe ein Index von Gemeinheit ist... Die Gemeinheit der Menschenfreundlichkeit dürfte darin stecken, daß die Güte einen Vorwand bietet, an den Menschen genau das zu bejahen, wodurch sie sich selber nicht bloß als Opfer sondern als virtuelle Henker bewähren.“ (Brief Adorno – Horkheimer vom 2.6.41, zit. nach Wiggershaus 1988, S. 301)

Solche Einschätzungen mögen als Einstimmung auf das schwärzeste Kapitel meiner Arbeit dienen. Im Folgenden kommt einer zu Wort, dem der Freudsche Todestriebgedanke noch gar nicht bis an sein schlimmstes Ende ausgedacht (*ausgedacht?*) ist: K. R. Eissler.

⁶¹Deutscher Titel : „Die Furcht vor der Freiheit“ (1966)

3. Die fatal-letale Dreierbeziehung von ‘Ambivalenz, Todestrieb und Narzißmus’ – K. R. Eissler

- Es ist alles noch viel schlimmer. -

Vertiefen wir uns weiter in die psychologisch-soziologisch-kulturelle-, aber auch *noch* biologische Sektion der Erörterung der Freudschen Todestriebhypothese. In seinem Buch „Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus“ (1980) versucht der Psychoanalytiker K. R. Eissler, einst Sekretär des New Yorker Sigmund-Freud-Archivs, die Theorie des Freudschen Todestriebes und dessen psychobiologische Grundlagen zu belegen, und darauf aufbauend seine eigene Kulturtheorie zu entwerfen, deren Pessimismus den der Freudschen noch übertrifft.

Eissler mag als Schwarzmaler der Psychoanalyse bezeichnet werden; anders als der sich der amerikanisch-optimistischen Version der ‘Medizinalisierung’ der Psychoanalyse anschließende Erich Fromm, blieb er bei seiner Skepsis, was Glücks- und überhaupt nur längerfristige Überlebensmöglichkeiten der Menschen, der Menschheit anbelangte, und zog den Schluß, „daß der Mensch zu früh von seinen natürlichen Fesseln befreit worden sei, noch ehe er ein evolutionäres Stadium erreicht hätte, das es ihm ermöglicht hätte, die Probleme seiner Existenz zu lösen und sein Verhalten dementsprechend zu organisieren“ (Kurzweil 1989, S. 1068). Anders als Fromm, der – wie in meinem Exkurs über jenen – heilsfroh seinen Blick in die offene Zukunft warf, vermerkte Eissler die durch Fakten sicherer belegte Vergangenheit und konstatierte daraus, daß

„obwohl sie die wunderbarsten Kunstwerke geschaffen und die erstaunlichsten Fortschritte in Wissenschaft und Technologie gemacht haben, obwohl sie damit rechnen können, die Menschheit gegen alle Krankheiten zu immunisieren⁶², [...], haben die Menschen (durchweg) die abscheulichste Barbarei begangen.“ (ebd., S. 1068)

Als praktizierender Psychoanalytiker und mit den Mitteln der Psychoanalyse versuchte er eher, diesem Phänomen auf der Spur zu bleiben als alltagsheilend drüber hinwegsehen zu lassen, verstand sich dabei diesen Freudschen Sätzen verbunden:

„Ich sage Ihnen, die Psychoanalyse begann als eine Therapie aber nicht als Therapie wollte ich sie Ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen ihres Wahrheitsgehaltes, wegen der Aufschlüsse, die sie uns gibt über das, was dem Menschen am nächsten geht, sein eigenes Wesen, und wegen der Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Betätigungen aufdeckt.“ (Freud 1932, zit. nach Kurzweil 1989, S. 1059)

⁶²Selbst das stimmt wohl nicht mehr.

Was die Nützlichkeit und Möglichkeit der Wissenschaften überhaupt angeht, blieb der skeptische Eissler sich sicher, daß es nicht der wissenschaftliche „Wahrheitsgehalt ist, sondern etwas, das ich den metaphysischen Zufall nenne, daß Einsicht es möglich macht, die Wirklichkeit zu beeinflussen und zu verändern“ (Eissler 1968, zit. nach Kurzweil 1989, S. 1067). Bei solcher Ausrichtung mag es nicht wundern, daß er, der wie Freud und Heidegger von der menschlichen Existenz als einem kontinuierlichen Fortschreiten zum Tode hin ausging, für die Freudsche Todestriebhypothese empfänglich war, bzw. dagegen keine allzu großen weltanschaulichen Vorwegbedenken hatte. Wer Artikel schreibt mit der Überschrift „Die Ermordung von wievielen seiner Kinder muß ein Mensch ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben?“ (Eissler 1963/64), scheint mir damit einen leichten Zweifel gegenüber der frommen Vermutung, der Mensch sei schlimm nur als Folge seiner Umstände, auszudrücken. Ob die Eisslersche Position aber (noch) mit dem Freudschen Todestriebbegriff aufgeht, oder vielmehr sich mit Freud nur in dessen pessimistischer Weltsicht deckt, mag dabei zu fragen bleiben.

Für Eissler stellt Aggression im wesentlichen den umgeleiteten Todestrieb dar; dessen kulturelle Problematik besteht in der menschlichen Ambivalenz gegenüber den Objekten: Was wir lieben, hassen wir auch destruktiv, und die ausgeübte Aggression ist außerdem noch narzißtisch besetzt, lautet seine These.

Da bleibt nur Raum für Unglauben hinsichtlich der Aussicht auf Befriedung der Menschheit. Eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft hält Eissler angesichts der archaischen Erbschaft des Menschen in Gestalt seiner Destruktions- und Todestriebe für unmöglich. Ich habe die Eisslerschen Gedanken auch deshalb mitaufgenommen, weil sie einen fundierten Gegenpol zum schon skizzierten optimistischen Welterklärungs- und Triebmodell von Erich Fromm abgeben. Eissler greift überdies manche von mir schon erwähnte Autoren auf und wird seinerseits, z.B. von Elfriede Löchel am Ende meiner Arbeit, kritisiert. Das macht die Sache rund.

Eissler will Material ausbreiten, das – so sieht er es jedenfalls – die Freudsche Todestriebhypothese stützt. Sein besonderes Anliegen ist es ferner, wie auch der Titel seiner Abhandlung es nahelegt, die fatalen internen Wechselwirkungen von Todestrieb, Ambivalenz und Narzißmus skizzenhaft aufzuzeigen, die nach seiner Auffassung eben nur Raum für rundum kulturpessimistische Schlüsse lassen. Am Beginn seiner Abhandlung erörtert auch er die Freudschen Originalarbeiten zum Todestrieb und das ihm bis dato vorliegende einschlägige Material anderer Autoren, und auch er konstatiert Anfang der 70iger Jahre eine fast einhellige

Ablehnung der Todestriebhypothese seitens der Mehrheit der praktizierenden Psychoanalytiker, verweist dabei auf den von mir schon ausführlich dargestellten Brun (1953).

Darüber hinaus habe Brenner (1971) gemeint, allein aus der psychoanalytischen Beobachtung eine angemessenen Klassifizierung der Triebe vornehmen und daraus wohl das Vorhandensein eines unabgeleiteten Aggressionstriebes ableiten zu können, soetwas wie ein vermeintlicher Todestrieb solle aber besser den Biologen überlassen bleiben. Hartmann (1949) habe sich, so Eissler, ähnlich geäußert.

Eissler will aber der Psychologie und der Psychoanalyse die Frage nach einem möglichen Todestrieb nicht wegnehmen lassen. Er argumentiert aus einer mir sehr bedenkenswerten Ecke, fragt dabei, ob die Ablehnung eines Todestriebes wirklich einem konstruktiven Zweck dient:

„Schließlich ist nach der Geburt der Tod das wichtigste Ereignis im Leben des Menschen, und eine Psychologie, die dazu nichts zu sagen weiß, die unfähig ist, dem Tod einen sinnvollen Platz in ihrer Gesamtstruktur zuzuweisen, scheint nicht der Rede wert.“ (Eissler 1980, S. 8)⁶³

Listig führt er sogar die von ihm sonst nicht sehr geschätzte Philosophie Heideggers (1927) an, in der wenigstens dieser von ihm geteilte Gedanke stecke:

„Ereignisse müssen durch das erklärt werden, was ihnen vorangeht – das heißt, daß sich in den vorangehenden Umständen nachfolgende Ereignisse auf die eine oder andere Art bereits ankündigen müssen, wenn sie nicht tatsächlich schon darin enthalten sind; da Menschen ausnahmslos sterben, müssen die verschiedenen Vorgänge, die dem Tod vorangehen, das Ende nicht nur verständlich, sondern auch unvermeidbar machen. Die menschliche Existenz ist im Grunde ein kontinuierliches Fortschreiten auf den Tod zu, darum müssen die vor dem Ende dieses Weges liegenden Schritte nachweisbar sein.“ (Eissler 1980, S. 8)

Eissler mag sich also der (Psycho)Logik nicht anschließen, die da sagt, „der Tod sei per se ein rein biologisches Geschehnis und stehe außerhalb psychologischer Zusammenhänge“ (ebd.). Das wäre ihm „pure Ausflucht“ (ebd.) und es wäre ihm völlig unwahrscheinlich, „daß das einzige mit absoluter Gewißheit vorhersagbare Ereignis im Leben des Menschen ein vollkommen nicht-psychologisches sein sollte (ebd.)“. Vor der allgewaltigen allgegenwärtigen

⁶³Schleich hat Interessantes zur Frage nach Leben und Tod zu sagen: „Instinktiv interessiert den naiven und nachdenklichen Menschen sogar diese Frage nach dem Ende des Lebens viel intensiver, als es die ihm anscheinend viel näher liegende nach dem Wesen seines Daseins“ (Schleich 1921, S. 5). Für Schleich steckt das „Geheimnis allen Daseins“ gar nicht im Leben, sondern im Tod, und er macht eine einfache Rechnung auf: „Wäre die in einer beliebigen Zeitspanne blühende Lebenseinheit ein Körnchen Sand, so müßte die Gemeinschaft der schon Gestorbenen und einst Todten [‘dt’ sic!] dagegen größer sein, als alle Sonnen der Welt zusammengenommen; denn die Kette des Todeszuges ist unendlich, die der zeitlich die Erdenwinzigkeit bevölkernden Lebenseinheit zur Not vorstellbar.“ (ebd., S. 7)

Unausweichlichkeit des Todes, welcher Eissler sogar wahrscheinlicher scheint als der Sonnenaufgang am nächsten Tag wird er angenehm deutlich:

„Im Hinblick auf die überragende Bedeutung des Gegenstandes könnte man sogar sagen, daß eine dürftige Theorie besser ist als gar keine, und sich daher der Freud'schen Todestriebtheorie anschließen, bis eine bessere Theorie erarbeitet worden ist. Wer den Todestrieb ablehnt, ohne eine andere Reihe von Erklärungen für das Phänomen des Todes einzuführen, ist sich nicht darüber klar, daß er vor dem relevantesten Teil der Psychologie einfach die Augen verschließt und dann fortfährt, als hätten seine Theorien noch irgendeine Chance, korrekt zu sein.“ (ebd., S. 9)⁶⁴

Daß es zu solcher Ausgrenzung des Todes kam, sieht Eissler in den Wissenschafts- und Technologieschüben seit Anfang des 19. Jahrhunderts begründet. Der Fortschrittsglaube seit jener Zeit und das mit ihm einhergehende medizinische Denken hätten nur noch Wahrnehmungsraum für den individuellen Tod gelassen, den durch Krankheit, Unfall, Krieg verursachten.

„Mehr oder weniger übersehen wurde jedoch die Tatsache, daß derselbe Mensch auch dann hätte sterben müssen, wenn er nicht diesen speziellen Krankheit zum Opfer gefallen wäre. Im Schatten der Fülle an Wissen, die durch das Studium des individuellen Todes erlangt wurde, hat der Tod als allgemeines Phänomen, das alle Formen organischen Lebens charakterisiert, wesentlich weniger Interesse erweckt.“ (ebd., S. 10)

Mit jenem Tod, der im Sinne der herrschenden Biologie wohl nicht nur jener Zeit lediglich als „Betriebsunfall“ (ebd.), als „Abnützungserscheinung“ (ebd.) das Dasein einer komplizierten Maschine ‘Lebewesen’ beendet, hätte Freuds Idee eines Todestriebes nichts zu tun und träfe auf sie nicht zu, meint er.

„Physiologie oder Pathologie des Todestriebes sind nur durch eine Biologie kennenzulernen, die das Leben unter dem Aspekt des Todes als fundamentales, direkt oder indirekt alle Manifestationen des Lebens regelndes Lebensproblem studiert. Mit anderen Worten, Freuds Theorie setzt eine Biologie voraus, die die Ursachen des physiologischen Todes untersucht – das heißt die den Tod selbst unter optimalen Bedingungen als lebensnotwendig anerkennt.“ (ebd.)

Eissler hat es aufgegeben, eine biologische Basis für den Freud'schen Todestrieb aus den Lehrbüchern zur Physiologie und Pathologie seiner Zeit ableiten zu wollen, meint jedoch we-

⁶⁴Schleich auch dazu: „Die Menschen, welche sich anklammern an den Begriff des Lebens als das einzige uns scheinbar zugängliche, objektive Material tiefster Erwägungen gleichen wirklich armen Wasserschröpfen, die im seichten Strome stehen, einen Eimer voll Wasser zur Sonne heben und ausrufen: ‘Seht, hier halte ich das Leben, und was hier funkelt, das ist das A und O; was gehts mich an, was davor ist, was dahinter? Ich habe nichts als diesen Eimer Leben!’ [...] Gerade umgekehrt ist es: nur die den Tod umsegelnde Phantasie kann zu den Ozeanen der Geheimnisse gelangen. Hier heißt es: Segel hissen und die Flugschiffe der Gedanken in Gang setzen! Das Problem des Alls, das Rätsel des Daseins, wie das vom Hiersein jedes Einzelnen steckt im Tode, nicht im Le-

nigstens *einen* Vertreter diese Zünfte gefunden zu haben, dessen Denken doch mit der Freud-schen Todestriebkonstruktion in lockere Übereinstimmung zu bringen ist. Für Rudolf Ehrenberg war in seiner „Theoretischen Biologie“ (1923) das „Kardinalproblem des Lebens und auch der Pathologie die Tatsache, daß der Ablauf des Lebens an sich regelmäßig zum Tode führt.“ Für Ehrenberg, so Eissler

„ist das Leben ein Vorgang der innerhalb eines *Vitalraumes* stattfindet und durch einen Assimilationsgradienten charakterisiert wird. Dieser Gradient ist nicht konstant, er variiert im Laufe des Lebens eines Organismus und ist außerdem nicht für alle Gewebe und Organe gleich. [...] Der Assimilationsgradient eines individuellen Organismus nähert sich nichtsdestoweniger in allen Fällen im Laufe seiner Existenz dem Nullpunkt; wenn dieser Punkt erreicht ist, tritt der physiologische Tod ein. Natürlich stirbt der Organismus im allgemeinen seinen individuellen Tod ehe er den Nullpunkt erreicht hat.“ (Eissler 1980, S. 11)

Je älter ein Organismus also wird, umso mehr ist er in Abhängigkeit des unausweichlich sinkenden Assimilationsgradienten allmählich von festen Strukturen angefüllt. Diese Struktur-bildung schreitet auch dann im Inneren fort, wenn der äußere Aufbau des Individuums abgeschlossen ist; beim Menschen z.B. ist die Existenzzeit *nach* der körperlichen Reifung durchweg länger als zu ihrer *Erreichung* Zeit nötig war. Eissler meint, diesen *äußerlichen* Prozeß aufs *Psychologische (Innere) übertragend*⁶⁵, ihn in Übereinstimmung mit der psychoanalytischen Terminologie als „Strukturierung“ (ebd., S. 12) oder „strukturelles Wachstum“ (ebd.) bezeichnen zu dürfen. Wenn nun, so Eissler, der strukturierte Anteil im Individuum im Laufe seines Lebens immer mehr zunimmt, Struktur gleichzeitig etwas biologisch Irreversibles ist, so gehören damit zum Leben Prozesse, die irreversibel sind. Damit ist der Tod ins Leben eingeführt, als dessen Bestandteil und Voraussetzung. Eissler meint dieses Prinzip „ohne jede Änderung und Verlust an Sinn“ (ebd., S. 13) auch auf die psychologische Geschichte des Individuums anwenden zu dürfen und folgert daraus,

„daß, wenn die Möglichkeit geschaffen wird, neue oder höhere Formen psychologischer Struktur zu bilden, der Tod hinausgeschoben wird. Das ‘Einschmelzen’ von Struktur, das Ausscheiden strukturierter Substanz erneuert die Vitalität...[...] Man kann den Tod sozusagen als Nebenprodukt betrachten, verursacht durch etwas Unvermeidliches.“ (ebd.)

Auf der einen Seite, so Eissler, sind es die Strukturen, „die das katastrophale Ende des Organismus bedingen. Dennoch entwickelt sich innerhalb des Lebensvorganges notwendig Struk-

ben!“ (Schleich 1921, S. 8f). Das mag nicht alles ganz analytisch, gar psychoanalytisch sein, rückt aber die Größenordnungen von Tod und Leben weiterhin zurecht.

⁶⁵Inwieweit die scheinbar sichere Scheidung in ein ‘Innen’ und ein ‘Außen’ nur einer menschlichen (auch Freud-schen) Denkgewohnheit entspricht, muß diskutiert werden und wird es im Laplanche gewidmeten Kapitel meiner Arbeit.

tur, und ihr Weiterwachsen ist der Kernprozeß des Lebens (ebd.).“ Mit ‘Leben’ meint er hier auch das psychologische Leben des Individuums, nicht nur dessen äußeres Vegetieren. Biologische und psychologische Strukturierung ist Eissler zugleich lebensnotwendig wie lebensbeendend. Strukturierung in Körper und Seele ist, so Eissler, genauso nötig wie tödlich, wie auch unvermeidlich.

„Man kann daher sagen, daß Leben aus irreversiblen Prozessen besteht, deren Endprodukte sich allmählich in der Zelle stauen und zu einem Zustand führen, der weitere Assimilierung verhindert.. Nur eine Preisgabe von Strukturen oder eine Erweiterung des Vitalraumes kann dann noch das Leben des Organismus verlängern.“ (ebd.)

In einer Fußnote vertritt Eissler die These, „daß manche Träume, wenn nicht sogar die meisten, die psychobiologische Funktion haben, psychische Strukturen aufzulösen“ (ebd.).

Doch mit wieviel künstlich ins Leben hineingeholten Veränderungen, mit wie vielen Versuchen, Strukturen abzuwerfen auch immer der Einzelne lebensverlängernde Manöver versucht haben mag, der Ausgang ist immer der gleiche:

„Wenn äußeres und strukturelles Wachstum ihren Endpunkt erreicht haben, wenn weitere Individualisierung nicht mehr möglich ist, wenn unstrukturierte oder weniger strukturierte Substanz nicht mehr in individualisierte Formen mit höherer Struktur umgewandelt werden – dann verfällt die strukturelle Konfiguration, zerbricht, stirbt.“ (ebd., S. 14)

Mit all dem wollte Eissler darauf hinaus,

„daß der Tod kein zufälliges oder ‘Minus’ – Ereignis ist, noch ist er eine Folgeerscheinung des Lebens oder einer Lebenssubstanz, die aufgezehrt wird. Vielmehr ist er für das Leben notwendig; ohne Tod gibt es kein Leben – oder wie es Ehrenberg ausdrückt – der Tod ist die Vorbedingung des Lebens.“ (ebd., S. 14)

Nun schließt Eissler den Bogen zu Freuds Todestriebhypothese und meint, daß die biologischen Kräfte, die für die Umwandlung des Organismus in ein geschlossenes System (= Tod) verantwortlich sind, das *Äquivalent* zu Freuds Todestrieb abgeben. Eissler hält die Ehrenbergischen Gedanken für eine „biologische Demonstration von Freuds psychologischer Theorie“ (ebd., S. 15). Aussagen aber über die genauen Zuordnungen der Ehrenbergischen und der Freudschen Begriffe zueinander will er nicht machen, da nimmt er es nicht so genau: „Ausschlaggebend ist die Tatsache, daß der grundlegende Lebensvorgang so beschaffen ist, daß er sich notwendig selbst zum Stillstand bringt“ (ebd.). Demzufolge handelt Eissler auch nur kurz das m. E. aber wichtige Problem ab, ob diesem ‘Treiben’ des obigen Lebensvorganges der durchaus auch anders besetzte Begriff ‘Trieb’ zukommt, allzumal in seiner psychoanalytischen Bedeutung.

„Ob die hemmenden biologischen Kräfte geeignet sind, als Grundlage eines Triebes zu dienen – das heißt, ob ‘Todestrieb’ insofern eine Fehlbezeichnung war, als die Kraft, mit der wir es hier zu tun haben, nicht ein Triebäquivalent ist –, wage ich nicht zu entscheiden. Die Hauptsache ist der Nachweis, daß der Tod dem Organismus nicht gleichsam gegen seinen Willen aufgezwungen wird, sondern daß der Vorgang des Lebens in sich (nicht gegen sich) und gerade, indem er sich vollendet, den Tod hervorbringt.“ (ebd.)

Auch hier stellt sich mir, wie schon öfter in meiner Arbeit, die Frage, wer denn mit welchem Recht soetwas wie ein ‘wissenschaftliches Copyright’ auf das Wort, von Begriff will ich nicht reden, ‘Todestrieb’ hat. Nicht alles, was damit zu tun hat, daß das Leben tödlich endet, verdankt sich sogleich einem Trieb, und dann auch noch einem psychoanalytischen Todestrieb, nur weil es so imposant zu formulieren ist. Löchel (1994) kommt zu dieser Problematik in einem späteren Kapitel meiner Arbeit noch zu Wort.

Zurück zu Eissler, der nach Absehung von den triebtheoretischen Feinheiten groß ausholt:

„Auch sollte nicht übersehen werden, daß sich Freuds Theorie des Todestriebes in Verbindung mit Ehrenbergs Biologie auch auf die Geschichte anwenden läßt. Reiche wachsen, reifen und verfallen, wie manche Historiker, Spengler etwa gesagt haben. Solange sie wachsen, sind sie gegen den Tod gefeit; ist ihre Expansionsphase aber beendet, sind sie vom Niedergang bedroht: Ihre Strukturierung wird beschleunigt, bis sie schließlich unter der doppelten Last ihrer inneren Erstarrung und eines Ansturms von außen zusammenbrechen.“ (ebd., S. 16f)

Fairerweise sei aber hier auch die Eisslersche Einschränkung dazu angemerkt: „Wieweit solche Beobachtungen nur als Metaphern angesehen werden sollten, werde ich hier nicht erörtern“ (ebd., S. 17).

Ehrenberg war Biologe und Physiologe, der seine Überlegungen für das *organische* Leben und Sterben des Individuums angestellt hat. Eissler nimmt weiterhin die Ehrenbergschen Konstruktionen als Grundlage dafür, etwas Ähnliche für die *psychische* Entwicklung des Einzelnen zu versuchen. Ein besonderes Augenmerk legt er auf den Zusammenhang zwischen Todestrieb und der Strukturierung des psychischen Apparates. Zur organischen, letztlich tödlichen Strukturierung läßt sich seiner Meinung nach ein psychologisches Äquivalent denken. Was im Körperlichen als Tendenz zur organischen Strukturierung – nach Ehrenberg jedenfalls – angesehen werden könnte, hätte seine Entsprechung auch im psychischen Apparat; auch hier sieht Eissler einen oder ‘den’ Todestrieb an seinem stummen Werk:

„Tatsächlich kann das Endstadium des menschlichen Lebens auch psychologisch als nahezu totale Rigidität, als Mangel an Elastizität beschrieben werden. Am Ende verliert auch der psychische Apparat die Fähigkeit, neues Material zu assimilieren.[...] Die Stimme des Es ist verstummt, die Fähigkeit, sich Veränderungen anzupassen, ist

verloren; die Effizienz der Wahrnehmungsorgane hat sich zunehmend verringert; im Endstadium haben irreversible Prozesse den psychischen Apparat von einem totipotenten zu einem nahezu geschlossenen System gemacht.“ (ebd., S. 17)

Als Beleg oder zumindest als anschauliches Beispiel dient Eissler das Gedächtnis älterer Menschen, darin können im Alter keine neuen Strukturen mehr gebildet werden, „[Die] Gegenwart hinterläßt keine Erinnerungsspuren mehr“ (ebd.).

Die gleiche Notwendigkeit – aber auch Tödlichkeit – von Strukturbildung wie Ehrenberg sie für den organischen Lebenslauf postulierte, sieht Eissler auch für das Werden und Vergehen des Psychischen gegeben: „Psychisches Leben ist ohne ständige Strukturbildung ebensowenig möglich wie organisches Leben; auch der Mensch scheint infolge der Strukturierung des psychischen Apparates zugrunde zu gehen“ (ebd., S. 18).

Doch wie kommt der strukturbildende Prozeß in der Psyche des Säuglings in Gang, fragt Eissler und weiß doch gleich die Antwort. Die Forschungen von Spitz (1945, 1946) hätten ergeben, daß libidinöse Befriedigungen die Voraussetzung für strukturbildende Prozesse sind. Ohne Zuwendung, sei es durch Zärtlichkeit oder auf andere Art und Weise, entwickelten die von Spitz untersuchten Säuglinge ihr psychologisches Potential nicht oder zeigten zumindest die Symptome, die später als ‘Hospitalismus’ zum geflügelten Wort wurden, wenn sie nicht sogar manchmal am Mangel von Zuwendung starben. Der libidinöse Zufluß aus äußeren Quellen ist es nach Eissler, der den psychischen Apparat in Gang setzt und hält. Doch wenn diese psychische Strukturierung einmal in Gang gekommen ist, führt sie „zu einem irreversiblen Zustand von Rigidität und Unelastizität“ (ebd., S. 19).

„Das psychische Äquivalent zur organischen Notwendigkeit, Struktur zu bilden, die sich akkumuliert und schließlich zum Tode führt, wären die zahllosen Ketten von strukturellen Prozessen innerhalb des psychischen Selbst. So betrachtet, würde das ‘stille Wirken’ des Todestriebes also zwei Aspekte aufweisen: einen innerhalb des Körpers, den anderen innerhalb des psychischen Selbst. Beide Aspekte wären charakterisiert durch eine Anhäufung von irreversibler Strukturbildung.“ (ebd.)

Der Todestrieb ist für Eissler eine durchaus mit klinischem Material belegbare Hypothese. Angelehnt an die Freudsche Formulierung, daß die Energien des Todestriebes durch sein Wirken im Innern des Individuums nicht erschöpft sind und teilweise in Form von Aggression und Zerstörung auf die Außenwelt abgelenkt werden, wo der Todestrieb wegen der Beimischung von Libido kaum in Reinform mehr festzumachen ist, meint Eissler aber doch ihn schon im Saugreflex des Kleinkindes nachweisen zu können:

„Die Wirkung des Saugreflexes ist das Verschwinden des Objektes, auf das er gerichtet ist; dies macht es leicht, ja geradezu zwingend, ihn als Prototyp der Aggressi-

on zu bezeichnen: Nie wieder wird der Todestrieb unter seinen vielen veräußerlichten Formen ein Muster finden, bei dem die Objekte so gründlich zerstört werden.“ (ebd., S. 21)

Eissler scheint es für das Überleben des Säuglings unverzichtbar, daß dieser einen Akt vollzieht, „der objektiv auf möglichst vollständige Zerstörung hinausläuft“ (ebd., S. 21f). Später dann, z.B. in der analen Phase wird der aggressiv – destruktive Trieb modifiziert, hin zum Bestreben, das geliebte Objekt nicht zu vernichten, doch zumindest „zu manipulieren, zu verletzen, zu peinigen“ (ebd., S. 23). Hier sieht Eissler libidinöse und aggressive Befriedigungen nicht länger antagonistisch getrennt, sondern legiert. Diese Abdämpfung der rein zutage tretenden Äußerungen des Todestriebes in Gestalt von Aggressionsimpulsen auf die Außenwelt hin schreitet fort, bis in der – selten erreichten – genitalen Phase die Aggression auf jenes Minimum reduziert ist, „das notwendig ist, um das Liebesobjekt sexuell in Besitz zu nehmen“ (ebd., S. 24).

Die Ambivalenz gegenüber den Liebesobjekten nimmt im Laufe der psychischen Entwicklung ständig zu. Der ödipale Wunsch des Knaben, seinem Vater den Hals umzudrehen und mit seiner (des Knaben) Mutter zu schlafen, „diese richtigen Repräsentanten des ungehemmten Trieblebens“ (Freud 1916-17, zit. nach Eissler 1980, S. 24), kommt aber nur selten komplett zur Ausführung. Was vom Todestrieb zu erkennen bleibt, so Eissler, ist die Ambivalenz gegenüber den Objekten und damit die Tatsache, daß das, was wir lieben, wir auch hassen.

Diesen Ambivalenzgedanken richtet Eissler nun auf das Problem, daß viele Analytiker aber der Meinung sind, „daß es für die erogenen Zonen keine Äquivalente im Bereich der Aggression gibt“ (ebd., S. 25), mithin der Todestrieb kein zumindest psychoanalytisch definierter Trieb sein könne, und hält denen entgegen: „Wenn man aber Freuds Annahme folgt, daß Triebmanifestationen eine Mischung aus libidinösen und aggressiven Trieben sind, so ist zu erwarten, daß es keine rein erogenen Zonen gibt“ (ebd.). Die Suche nach (auch) „aggressiogenen“ (ebd.) Zonen sei zwar „noch komplizierter“ (ebd.), als die nach den erogenen, da schon bei Freud der Begriff der erogenen Zone schwammig und doppeldeutig geblieben sei, doch Eissler meint, an jeder erogenen Zone in mehr oder weniger ausgeprägtem Charakter auch ‘Aggressiogenes’ festmachen zu können und schließt weiter: „Dies gilt praktisch für alle sogenannten erogenen Zonen: Der Mund kann küssen oder beißen, die Hand kann streicheln oder schlagen“ (ebd.). Sogar der genitale Apparat, der doch scheinbar auf libidinöse Befriedigung ausgelegt sei, habe diesen ambivalenten Doppelcharakter, lasse sich auch zur Aggressionsabfuhr verwenden, z.B. durch die Männerphantasie, die Frau beim Geschlechtsverkehr zu verletzen, zu ermorden.

So wehrt sich Eissler also gegen die Bezeichnung „erogene Zone“ (ebd., S. 26), denn „diese Stellen dienen den Energien beider Triebe.“ (ebd.), wenn ihm (Eissler) auch die organische Grundlage der Libido viel deutlicher sichtbar scheint als die des Todestriebes. Aber, so meint er, es bedurfte gar keiner so genauen Zuordnung, welche Zone in welcher Ausprägung denn nun der Libido oder dem Todestrieb zuzurechnen sei, hätte doch Freud „seine Theorie nicht an eine spezifische Gruppe von biologischen Mustern gebunden“ (ebd.). Da könne durchaus eine Vielzahl von biologischen Möglichkeiten als Unterbau seiner Theorie dienen. Wichtig ist Eissler,

„daß Freuds psychologische Aggressionstheorie nicht davon abhängig ist, ob irgendein spezifischer biologischer Apparat gefunden wird, der diesem Zweck dient, oder ob die aggressiven Triebe eine Ausstattung benützen, die primär im Dienste der libidinösen Triebkomponenten steht.“ (ebd., S. 27)

Was es für die Biologen so schwermache, eine befriedigende Erklärung für den physiologischen Tod zu geben, sei vielleicht eben die „Allgegenwart des Todestriebes innerhalb des organischen Reiches“ (ebd.).

Nun tut sich ein Problem auf. Da auf Ehrenbergscher *organischer* Grundlage und von Eissler für den *psychischen* Bereich weitergedacht, der Todestrieb als Kraft identifiziert wird, die zu organischer und psychischer Strukturbildung führt, könne doch Aggression nicht vom Todestrieb abgeleitet werden, denn die Ziele ja geradezu auf Zerstörung von Struktur, nicht auf deren Aufbau:

„Es ist ein Widerspruch, daß ein Trieb, dessen primäres Ziel die Bildung von Struktur ist, sein Ziel ins Gegenteil verkehrt, nämlich auf die Zerstörung von Struktur abzielt, wenn er vom Organismus abgewendet wird und auf die äußere Realität gerichtet wird.“ (ebd., S. 28)

Ließe man aber, so Eissler; z.B. das Saugen des Kleinkindes als „erste Manifestation des Todestriebes“ (ebd.) gelten, so zeige dieser Fall, „daß die Aggression völlig im Dienste der Selbsterhaltung des Organismus steht“ (ebd.). Eine elegante Lösung, finde ich.

Wie von mir zu Anfang dieses Kapitels bereits erwähnt, ist es Eisslers Anliegen, die Wechselbeziehung der drei Begriffe Todestrieb, Ambivalenz und Narzißmus in ihrer fatalen Wirkung aufeinander aufzuzeigen. Über die Hineinnahme der Eisslerschen Vorstellungen zu Ambivalenz, bzw. Narzißmus wird erst die Bedeutung des Todestriebbegriffes bei ihm klar. Deshalb komme ich nicht umhin, wenigstens kurz das zu skizzieren, was er zu Ambivalenz und Narzißmus vorträgt.

Zunächst die Ambivalenz:

Sie ist ihm etwas anderes als das bloße „Bestehen zweier gegensätzlicher Triebkräfte“ (ebd., S. 30); sie liegt „jenseits des Bereichs der Triebe“ (ebd.), setzt diese jedoch voraus. Am Beispiel des Wahrnehmungsapparates, insbesondere am Phänomen der sich verringernden Reaktion auf einen äußeren Reiz macht Eissler deutlich, was er damit meint, daß nämlich die Abschwächung der Wahrnehmungsbindungen an das Objekt eindeutig biologisch bedingt ist. „Es ist, als wolle die Natur nicht, daß der Mensch zu lange bei einem einzelnen Objekt verweilt, als wolle sie, daß er beständig – vielleicht sogar unaufhörlich – seine Umgebung prüft“ (ebd., S. 31). Eissler zufolge liegt der „teleologische Sinn der perzeptorischen Ambivalenz“ (ebd.), so nennt sich obiger Vorgang, darin, den Menschen „vor der Anziehung durch Objekte allein aufgrund ihrer immanenten perzeptorischen Werte zu bewahren“ (ebd.).

Es sei eben gefährlich, *meint zumindest Eissler*, wenn der Mensch „zu lange in der Lust schwelge“ (ebd.), und dieser Sachverhalt erfordere „allumfassende“ (ebd.) Ambivalenz. Der Sinn (ich weiß, eine fragwürdige Kategorie) dieses Phänomens sei es, daß der Mensch an allem, was sich wiederholt, das Interesse verliere, als Vorbedingung für Fortschritt und kulturelle Entwicklung. Lebensformen, wissenschaftliche Anschauungen etc. würden so zunächst „schal“ (ebd., S. 33) befunden, dann mit der Zeit abgelehnt. „Stattdessen erwacht der Wunsch, sie durch neue zu ersetzen, auch wenn das, was als ‘neu’ etikettiert wird, oft nichts weiter ist als eine Variation einer früheren Struktur, die lange zuvor aufgegeben worden war“ (ebd.).

Nach Eissler ist der psychische Apparat mit Ambivalenz geradezu ‘durchdrungen’. So bekommen sogar Trennungen von was und wem auch immer ihren Sinn:

„Die Natur strebt nach Vielfalt und Weiterentwicklung von Formen. Die Wahrscheinlichkeit von Vielfalt und höherer Entwicklung nimmt zu, je mehr die Mitglieder von Gruppen sich vermischen. Es wäre nicht im Interesse von Wachstum und Ausdehnung organischen Lebens, wenn die Mitglieder einer Gruppe aneinander gebunden bleiben würden.“ (ebd.)

Soweit zur anreizenden Klärung der Ambivalenz, nun zum Narzißmus:

In dessen prägnanter Kürze, wenn auch nicht gänzlich zustimmend, schließt Eissler sich Cusanus’⁶⁶ Negativdefinition des Narzißmus an als „*nicht* die Energie, die vom Subjekt zur Welt fließt“ (ebd., S. 34). Man müsse, so Eissler, hierzu die Einschränkung (oder Ergänzung) ma-

⁶⁶Zu Cusanus macht Eissler keine Literaturangabe.

chen, daß auch Objekte narzißtisch besetzt sein können, mithin dann doch narzißtische Energie nach außen fließt. Er sieht Narzißmus als die Fähigkeit des Ich zur Aufrechterhaltung von Kohärenz durch Entwicklung der Liebe zum eigenen Körper und zur eigenen Person. Die Entwicklung eines solchen Narzißmus ist nach Eissler eine schiere Lebensnotwendigkeit:

„Von der psychobiologischen Bedeutung des Narzißmus abgesehen, muß man auch bedenken, daß er das unentbehrliche Gegengewicht zu der erschreckenden Bedeutungslosigkeit des Menschen im Kosmos ist. Angesichts der Weite des Planeten, den der Mensch bewohnt, und der unermesslichen Größe des Firmaments, zu dem er seinen Blick erhebt, würde er ohne gesunden Narzißmus von den Unendlichkeiten zermalmt, die ihn umgeben.“ (ebd., S. 35f)

In einer so beschriebenen Welt läßt es sich, nach Eissler, psychologisch nicht leben; der Narzißmus des Menschen verwandele diese aber in einen Aufenthaltsort, „der von Gott ausdrücklich zu seiner Lust, beinahe zu seiner Unterhaltung geschaffen wurde“ (ebd., S. 36).

Leider, so Eissler, könne auch Aggression – im Gegensatz zum Tierreich – *beim Menschen* narzißtisch besetzt sein. Er zitiert hierzu auch Freud, der im „Unbehagen an der Kultur“ schrieb: „Noch in der blindesten Zerstörungswut läßt sich nicht verkennen, daß [ihre] Befriedigung mit einem außerordentlichen narzißtischen Genuß verknüpft ist“ (Freud 1930, zit. nach Eissler 1980, S. 37). Die nahe Verwandtschaft zwischen Narzißmus und Zerstörungstrieb sei auch aus der Psychoanalyse von Delinquenten beobachtbar, meint er.

Nun denkt er die drei Begriffe Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus zusammen:

„Ein Todestrieb innerhalb des Organismus erzwingt mittels des Lebensvorgangs Differenzierung – das heißt strukturelles Wachstum. Hat diese Strukturierung ihr Maximum erreicht, so verfällt die psychobiologische Einheit, jedoch nicht, ohne eine unbestimmte Anzahl von Sprößlingen hinterlassen zu haben, in denen der gleiche Vorgang sich wiederholt. Dieser Todestrieb wird teilweise abgelenkt und in Form von Aggression in den Dienst des menschlichen Überlebens und des Schutzes vor Gefahren gestellt. Die Ambivalenz steht der Fixierung an Objekte im Weg – Fixierungen, die die weitere Entwicklung des Menschen gefährden und Stagnation in der kulturellen Entwicklung verursachen würden. Der Narzißmus ist dadurch, daß er eine egozentrische Einstellung erzwingt, die erste Vorbedingung für das Überleben; er verschafft dem Menschen eine feste Ausgangsstellung, von der aus er sich in das Abenteuer des Lebens vorwagen kann, ohne Gefahr zu laufen, sein wertvolles Erbe zu vergeuden.“ (ebd., S. 37)

Jede dieser drei Eigenschaften und Ausstattungen mache *für sich allein* durchaus Sinn, meint Eissler, aber ihre *Wechselwirkung* sei verhängnisvoll. So sei ein „weiser Gebrauch“ (ebd.) der an sich nützlichen und notwendigen Aggression kaum möglich, diene diese doch zugleich als Hauptquelle narzißtischer Befriedigung. Die bindungsschwächende, dadurch fortschrittsbeflügelnde Ambivalenz bietet gleichzeitig den Weg für Abfuhr von Aggression gegen geliebte

Objekte, „und der Mensch wird gerade da zerstörerisch, wo er liebt“ (ebd.). Eissler spitzt es zu: „Das Problem des Menschen ist nicht sein Aggressionstrieb als solcher, sondern vielmehr die Tatsache, daß seine Aggression nicht von Selbsterhaltung gesteuert wird, sondern von Narzißmus und Ambivalenz“ (ebd.). Die menschliche Aggression als umgeleiteter Todestrieb geht weit über den Bereich des Notwendigen und der Selbsterhaltung hinaus, „nimmt allzuoft eine Form an, die das eigene Wohlergehen gefährdet und sogar zum Untergang des Menschen führt“ (ebd., S. 38f). Ein Blick in die Geschichte gibt Eissler (narzißtische?) Bestätigung:

„Der Mißbrauch kollektiver Aggression im Dienste narzißtischer Befriedigung ist eines der Leitmotive der gesamten Menschheitsgeschichte. Der Mensch wendet seine Aggression nicht in erster Linie gegen den Feind oder den voraussichtlichen Feind; vielmehr zwingt ihn die Ambivalenz, wie zuvor schon erwähnt, sie gerade gegen seine Liebesobjekte zu richten. Freud schrieb von der ‘unerwarteten Regelmäßigkeit’ [Freud 1923], mit der die Liebe von Haß begleitet ist.“ (ebd., S. 39)

Und zuhause gälte das sowieso. Eissler meint, es sei

„wahrscheinlich keine Übertreibung, daß meist die Eltern das Unglück ihrer Kinder sind, obwohl sie ihnen im Regelfall am meisten am Herzen liegen. Es sieht fast so aus, als gäbe es im Menschen eine geheime Tendenz, gerade das zu zerstören, was er am meisten liebt.“ (ebd., S. 41)

Er kann es sich nicht vorstellen, daß hierhinter (den eigenen Kindern zu schaden) keine, wie unbewußt auch immer gebliebene Absicht liegt. In all diesen Fällen schließe die Aggression als Abkömmling des Todestriebes „ein heillosos Bündnis mit der Ambivalenz“ (ebd., S. 43).

Desweiteren wendet er sich dem ihm nur scheinbaren Widerspruch zwischen zwei Freudschen Aussagen über das Verhältnis von Todestrieb und Selbsterhaltungstrieben in dessen „Jenseits des Lustprinzips“ zu. Dort heißt es über die Selbsterhaltungstriebe: „Es sind Partialtriebe, dazu bestimmt, den eigenen Todesweg des Organismus zu sichern und andere Möglichkeiten der Rückkehr zum Anorganischen als die immanenten fernzuhalten ...“ (Freud 1920, S.41, zit. nach Eissler 1980, S. 43). Die Selbsterhaltungstriebe werden damit dem Bereich des Todestriebes zugerechnet. Und etwas später im selben Text heißt es, daß „die Selbsterhaltungstriebe libidinöser Natur sind“ (Freud 1920, zit. nach Eissler 1980, S. 43), weil Eros der Erhalter aller Dinge sei, so Freud.

Eissler meint, die vielen Analytikern so erscheinende Unvereinbarkeit beider Aussagen auflösen zu können. Aufbauend auf den Ehrenbergschen Gedanken das *organische* Leben betreffend, und diese übernehmend für das *psychische*, hält er es einerseits für die Aufgabe der Selbsterhaltungstriebe, zu verhindern, „daß – durch Schicksal oder Zufall – der individuelle Tod vor Erreichen maximaler Strukturierung eintritt; sie schützen nicht vor dem physiologi-

schen Tod“ (ebd., S. 44), andererseits: „Wenn man maximale Strukturierung als Ziel des Todestriebes gelten läßt, dann sind die Selbsterhaltungstriebe die ‘Schergen des Todes’, wenn auch nur des physiologischen“ (ebd.). Beide Aussagen Freuds im „Jenseits des Lustprinzips“ haben also ihre Berechtigung. In diesem Fall sieht Eissler sogar Vernunft mit Natur übereinstimmen:

„Die Natur wahrt das Prinzip ihres grundlegenden Kräftespiels. Da Leben nur aufgrund des Todes möglich ist und jeder Organismus es dem Tode seinen Vorgänger verdankt, daß er überhaupt existiert, kann jede Generation – sofern sie vernunftbegabt ist – ihr eigenes Aufhören erst dann akzeptieren, wenn sie die Funktion ihrer Existenz erfüllt hat. Der Organismus sollte jedoch so gut wie möglich vor zufälligem und vorzeitigem Sterben bewahrt werden, eine Aufgabe, die die Selbsterhaltungstriebe wahrnehmen. Die Vernunft würde sich dem Tode nicht widersetzen, sobald die maximale Strukturierung einmal erreicht ist und die psychobiologische Einheit – wenn überhaupt etwas – nur noch erwarten kann, daß ihre Vitalfunktionen teilweise oder völlig zusammenbrechen. Nur der individuelle Tod trägt das Zeichen des Schreckens.“ (ebd.)

Fast poetisch klingt Eisslers – von ihm selber auch so titulierter „Gemeinplatz [...], daß der entscheidende Faktor für die Bewertung des Todes der Abstand zum physiologischen Tod ist“ (ebd.). Der Säuglingstod scheint ihm nach dieser Logik so tragisch wie andererseits das Greisensterben erlösend.⁶⁷

Der Tod als solcher macht für Eissler also durchaus Sinn, als Voraussetzung, Bestandteil und Beendigung des Lebens, wohlgemerkt der *physiologische* Tod. Den *individuellen*, d.h. den vorzeitigen Tod gilt es aufzuhalten, da seien die Selbsterhaltungstriebe vor, solange bis es am allerletzten Schluß heißen kann: „Der Kampf zwischen Eros und Thanatos hat ein Ende gefunden, und die Existenz ist zu einem passiven Warten auf den Abschluß des Lebens geworden“ (ebd., S. 45).

Die Selbsterhaltungstendenzen, jedenfalls bis zum physiologischen Tod, kommen nach Eissler ohne ein gehöriges Maß an Aggression – *als nach außen gelenkter Todestrieb* nicht aus, bedürfen der destruktiven Tendenzen des Todestriebes. Dies veranschaulicht er für das Beispiel der lebensnotwendigen Nahrungsaufnahme so: „Der Prototyp der Selbsterhaltung ist der Akt des Verschluckens, den man einem aggressiv-destruktiven Trieb zuschreiben möchte“ (ebd.), was sich auch mit der von ihm angeführten Bemerkung Freuds über den Todestrieb deckt, „der aus dem Ich herausgedrängte Sadismus habe den libidinösen Komponenten des

⁶⁷Da hat der von mir schon zitierte Ferenczi in seiner Abhandlung „Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb“ (1929) aber sich anders geäußert, und aus meiner eigenen Erfahrung als Hilfspfleger im Siechenheim muß ich sagen, daß kaum einer der dort zum Sterben Versammelten darin *sichtbar* eine willkommene Erlösung sah. Die scheinbare ‘Ruhe’ angesichts des Todes war meistens medikamentös herbeigeführt.

Sexualtriebs den Weg gezeigt; späterhin drängen diese zum Objekt nach“ (Freud 1920, zit. nach Eissler 1980, S. 45). Die orale Destruktivität, die „kannibalistische Bedeutung von Nahrung“ (Eissler 1980, S. 47) muß mit moralischen Geboten neutralisiert werden, mahnt Eissler: „Eine Fülle von kulturellen Daten macht es fast unmöglich, die Nahrungsaufnahme als neutralen, nicht-aggressiven Akt zu akzeptieren, da kaum eine Kultur bekannt ist, die keine Nahrungstabus institutionalisiert hätte“ (ebd., S. 47).⁶⁸ Fenichel (1939) meinte, nach Eissler, wohl Ähnliches mit seinem Gedanken, „daß die menschliche Gier und Lust, den Mitmenschen zu unterwerfen, genetisch Abkömmlinge des oralen Impulses seien“ (Eissler 1980, S. 47).⁶⁹

So gelingt es dem Narzißmus, indem er sich der Aggression als Abkömmling des Todestriebes bemächtigt, „Aggression in alle Bereiche menschlicher Kontakte zu tragen“ (ebd.). Es ist nach Eissler der Narzißmus, der der Aggression erst den scheinbar unersättlichen Charakter verleiht; für sich selber hätten Aggression und Todestrieb durchaus beschränktere, befriedigbare Ziele. Einen Ausweg gibt es nicht; Aggressionsabwehr bringt auch nichts. Sogar in der Melancholie – als exzessiver Abwehr einer durch ein ambivalent geliebtes Objekt hervorgerufenen Aggression – setzt sich die vorgeblich-vergeblich zurückgehaltene Aggression durch, indem die/der von ihr Betroffene seine Umwelt in seine/ihre Qual mit hineinzieht und den Anderen den Spaß am (Über)Leben vergällt: „Aggressionsabwehr erreicht ihr Ziel in der sozialen Realität nicht, weil die Wirkung dieser Abwehr auf die Umgebung eine destruktive ist“ (ebd., S. 53). Eissler stimmt voll Freud in dessen im „Unbehagen an der Kultur“ gemachte Thesen zu, übertrifft, wie es mir scheint diesen sogar noch, was den Kulturpessimismus angeht, wenn er die Wirkung des nach außen gelenkten, in Aggression, deren sich der Narzißmus bemächtigt hat, überführten Todestrieb beschreibt:

„Es gibt vermutlich keine erlesenere Freude, als die, wenn ein grausamer und kompromißloser Haß durch die totale Zerstörung eines verabscheuten Feindes befriedigt wird. Je schrecklicher und demütigender die Zerstörung, desto größer der Triumph.“

⁶⁸Das läßt sich auch anders deuten. Schleich meint z.B., etwas tückisch: „Speisung ist ein heiliger Akt, ein Mysterium, das wir alle, wie die Urvölker in religiösen Gebräuchen mit ernstesten Gedanken begleiten sollten. Mahlzeiten sind Feierstunden werdender Wunder. Die zerrissenen Leiber der sich verspeisenden Lebewesen geben die Saaten her, mittels deren sich das individuelle Leben eine kurze Frist im Licht der Sonne beieinander hält.“ (Schleich 1921, S. 21). Schleichs Biologieauffassung mag in der nächsten Fußnote deutlicher werden:

⁶⁹Man kann das alles aber auch versöhnlicher betrachten. Schleich meint: „Die Tatsache, daß Leben nur durch Vernichtung von Leben bestehen kann, wäre furchtbar, weil sie der Natur den Fluch einer allgemeinen Mord- und Vernichtungstechnik zuschöbe, wenn nicht in dem Vorgang der Ernährung durch Tötung von Lebewesen sich ein gewaltiger Mechanismus und eine überwältigende Flut von Ideen auftäte. Wenn Leben nur bestehen kann, wenn es Lebendes zermalmt, zerkaut, zerfleischt, abbaut, so geschieht das darum, weil nur durch ewiges Kartenmischen der Eigenschaften aller Lebewesen der Aufstieg aller Fähigkeiten der in sich einheitlichen Lebensmasse garantiert werden kann.“ (Schleich 1921, S. 19) Schleich hängt der These an, daß die Nukleinbausteine des organischen Lebens unsterblich sind, im Gegensatz zu ihren jeweiligen, von ihnen aufgebauten Wirtsexistenzen, die ‘verwesen’. Mit dieser, auf Weis(s)mann zurückgehenden Theorie befaßte sich auch Freud im „Jenseits des Lustprinzips“ ausgiebig als er eine Anlehnung seines ‘Todestriebes’ an die Biologie zu versuchen vorgab.

Dies sollte uns die Geschichte lehren, da die Moral uns verbietet, bewußt in solchen Gefühlen zu schwelgen. [...] Das triumphale Erleben der gleichzeitigen Erfüllung von Haß, Narzißmus und Ambivalenz ist an Intensität wahrscheinlich durch keine andere Erfahrung zu übertreffen. Das Selbst verspürt in diesem Augenblick ein grenzenloses Gefühl der Allmacht; für eine beträchtliche Weile ist es sogar in der Lage, die zermürbende Erfahrung der verrinnenden Zeit, die stets an den Tod erinnert, zu ignorieren.“ (ebd., S. 57)

Das mag ja alles schlimm klingen, ist aber andererseits Voraussetzung für den heutigen (Zu)Stand der *Zivilisation*, so fährt Eissler im Sozialpsychologischen fort, denn die Wahrscheinlichkeit sei gering,

„daß der gegenwärtige Stand von Zivilisation und Kultur erreicht worden wäre, ohne das zuvor einige Akte gröbster Aggression und Destruktion verübt worden wären: Das Römische Reich wäre nicht gebildet worden, Europa nicht christianisiert worden, hätten nicht einige erbarmungslose und brutale Individuen oder Gruppen kompromißlos zur Aggression gegriffen.“ (ebd., S. 58)

Wo Fortschritt so eng mit der menschlichen Fähigkeit zum Mord verknüpft ist, ist die Frage angebracht,

„wie denn die bisherige Geschichte der Menschheit ausgesehen hätte, wenn die Aggression nicht von Ambivalenz und Narzißmus gelenkt worden wäre: So notwendig oder sogar unentbehrlich Aggression, Ambivalenz und Narzißmus einzeln auch sein mögen, wenn sie gemeinsam vorgehen, was sie anscheinend immer getan haben, werden sie zu den apokalyptischen Reitern der Menschheit.“ (ebd., S. 60)

Damit schließt Eissler seine Abhandlung über Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus und läßt uns allein mit dem Dilemma, entweder uns oder andere zugrunde zu quälen, oder nach einem zynisch ausgewogenen Mittelweg dabei Ausschau zu halten. Ich fand es notwendig, Eissler in meine Arbeit aufzunehmen, da er einen handfest-kantigen Gegenpol zum beharrlichen Optimismus des späten Erich Fromm bildet. Beide Autoren, scheint es mir, kamen in ihrer Auseinandersetzung mit der Freudschen Todestriebhypothese nicht aus ihrer mitgebrachten Haut heraus, versuchten wohl das, was sie sowieso schon dachten, fühlten, wovon sie – ob unbewußt oder nicht – durchdrungen waren, in Anlehnung an wissenschaftliches Arbeiten, Aufbereiten und Argumentieren und schließlichem Gewichten, festzuschreiben. Auch in der Psychoanalyse mag gelten, daß *der Wunsch* der Vater der Gedanken sein und bleiben kann. Das macht aber nichts, für den kritikfähigen Leser bleibt immernoch bei beiden zumindest viel Bedenkenswertes dabei übrig, und er lernt nicht nur den Standpunkt des Autors, sondern – vielleicht auch gegen dessen Willen – den Autor selbst ein Stückchen kennen.

Nach soviel Katastrophe und Zustimmung zu Freud, weil auf alle Fälle dessen *Ergebnisse* sich mit denen des vorgestellten Autors Eissler decken, folgt im nächste Kapitel ein Autor,

genauer ein sich als Wissenschaftshistoriker verstehender ‘Außenseiter, Außenstehender’ der Psychoanalyse, der, angeblich völlig unabhängig davon, ob sich die Freudschen Schlüsse und Beschreibungen mit seinem (Freuds und des Autors) Welt- und Kultursicht decken, der inneren Logik, Schlüssigkeit, Stringenz der Freudschen (Todestrieb-)Theorie nachforscht: Frank S. Sulloway.

4. Das (Bio)Logische an Freuds Todestriebhypothese – Frank S. Sulloway

Was bisher geschah: Ich habe in fast unvertretbarer Kurzform das Freudsche Originalmaterial zur Todestriebhypothesenaufstellung ausgebreitet, um überhaupt den zwar interessierten, aber nicht spontan mit den einschlägigen Freudschen Textstellen vertrauten Leser wenigstens ausschnittshaft in eine ähnliche Ausgangsposition zu bringen, wie die verschiedenen bisher vorgeführten Rezensenten sie hatten, als sie sich an eine Kritik dieser Freudschen Konstruktion machten.

Ich habe einen Kritiker (Brun 1953) vorgeführt, der seine Untersuchung in die Breite angelegt hatte und alle ihm aus der Literatur verfügbaren Einschätzungen zur Freudsche Todestriebhypothese stichwortartig verkürzt nebeneinanderstellte und dabei durchaus mit seinem eigenen – ablehnenden – Standpunkt nicht zurückhielt.

Der nächste Autor (Fromm 1974) sollte dann dazu gedient haben, dem was bei Brun eben immer wieder nur allzu kurz angerissen wurde und auf dem verfügbaren Raum wohl auch nur so behandelt werden konnte, am durchgehalten referierten Beispiel eines einzigen und auch noch wohlbekannten Autors nun in die Tiefe nachzufolgen in dessen Darlegung und Argumentation. Daß auch Fromm sich letztlich oder vielleicht von vornherein mit der Freudschen Todestriebhypothese nicht anfreunden konnte/wollte, machte die Sache nur interessanter.

Als Kontrapunkt zu Fromm habe ich dann die Position K. R. Eisslers gebracht, der zu einem ganz anderen Ergebnis kam.

Nach drei (oder mit Freud vier) psychoanalytisch erfahrenen Autoren mit klinischer Praxis und der Psychoanalyse als Institution zuzurechnenden ‘Betroffenen’ äußert sich jetzt ein Vertreter einer anderen Zunft, dem es angeblich letztlich gar nicht darum geht, für oder gegen soetwas wie eine Todestriebhypothese Stellung zu beziehen, sondern der aus wissenschaftshistorischem Interesse heraus die Freudsche Logik aufzeigen will, die diesen nicht nur zur Aufstellung sondern auch zur immerhin 19-jährigen Beibehaltung seiner Todestriebhypothese bis zu seinem Lebensende führte. Nun also ein Beitrag zum Thema aus der vermeintlichen ‘Distanz’ des Außenstehenden.

Der amerikanische Wissenschaftshistoriker Frank S. Sulloway (1982) durchleuchtet in seinen Buch „Freud – Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende“ die geistige Entwicklung seines Protagonisten und versucht, die lebenslange Gebundenheit des Freudschen Denkens an Biologie und Physiologie nachzuweisen und Freuds Bemühen zu belegen,

mit der Psychoanalyse eine naturwissenschaftlich begründbare und nachprüfbar Theorie zu liefern, während er gleichzeitig – aus noch aufzuzeigenden Gründen – die Psychoanalyse zu einer ‘reinen’ Psychologie umdeutete.

In Sullowayscher Sicht entwickelte sich Freuds späterer Triebdualismus eines Lebens- und eines Todestriebes von einer Arbeitshypothese im „Jenseits des Lustprinzips“ allmählich zu einem „wesentlichen und dauerhaften Bestandteil seiner theoretischen Psychologie“ (Sulloway 1982, S. 539). Er schildert diesen Prozeß:

„Ich hatte die hier entwickelten Auffassungen [gemeint sind die im ‘Das Unbehagen in der Kultur’ (1930) sich auf das ‘Jenseits des Lustprinzips’ beziehenden] anfangs nur versuchsweise vertreten, aber im Laufe der Zeit haben sie eine solche Macht über mich gewonnen, daß ich nicht mehr anders denken kann. Ich meine, sie sind theoretisch ungleich brauchbarer als alle möglichen anderen, sie stellen jene Vereinfachung ohne Vernachlässigung oder Vergewaltigung der Tatsachen her, nach der wir in der wissenschaftlichen Arbeit streben.“ (Freud 1930, zit. nach Sulloway 1982, S. 539)

Auch Sulloway berichtet von den vielfältigen Verrissen, die diese Wendung in der Freud-schen Triebtheorie selbst bei Freuds Anhängern erfuhr, bis hin zu z.B. McDougalls (1936) Verdikt, der Todestrieb sei „das bizarrste Monster aus seiner gesamten Monstergalerie“ (McDougall 1936, zit. nach Sulloway 1982, S. 539), und Beckers (1937) Einschätzung, daß „Freuds gewundene Äußerungen über den Todestrieb jetzt mit Sicherheit in den Mülleimer der Geschichte verwiesen werden können“ (Becker 1937, zit. nach Sulloway 1982, S. 540).

Die Versuchung, die Todestriebhypothese mit dem Hinweis auf Freuds persönliche Dauerbeschäftigung mit dem Tod, den erlittenen Schicksalsschlägen, seiner Krankheit, etc., in Verbindung zu bringen und damit eventuell wissenschaftlich nicht mehr ganz so ernst nehmen zu müssen, sprach – nach Sulloway – Jones (1962) aus:

„Wenn sich für Freuds Todestriebhypothese, mit der er seinem theoretischen Gebäude den letzten Stein einfügte, so wenig objektive Unterstützung finden läßt, wird man nicht um die Erwägung herumkommen, ob nicht bei ihrem Entstehen subjektive Faktoren hineingespielt haben, die zweifellos mit dem Thema des Todes als solchem zusammenhängen.“ (Jones 1962, zit. nach Sulloway 1982, S. 540)

Die hierzu (an den Haaren?) herbeigezogenen Ereignisse aus Freuds persönlichem Lebensbereich stechen aber nach Sulloways Einschätzung nicht; süffisant bemerkt er: „Bedauerlicherweise läßt sich die genaue Chronologie dieser suggestiven Einflußfaktoren nicht ganz mit der Deutung vereinbaren, die ihnen so oft zuteil geworden ist“ (Sulloway 1982, S. 540). Die einschlägigen Todestriebartikel wurden nämlich allesamt *vor* dem Auftreten dieser Freudschen Lebensbelastungen verfaßt, meint er aus seiner Kenntnis der Freudschen Privatbibliothek nachweisen zu können. Eigene Krankheit, der Tod von Familienangehörigen etc., hätten also

nach Sullowayscher Logik bestenfalls zur Erklärung eines Beibehaltens der Todestriebhypothese herbeizitiert werden können, nicht aber zu deren Aufstellung.⁷⁰

Laut Sulloway hätte Freud, vorbeugend solchen attraktiven Zuordnungen begegnen wollend, „Max Eitingon, der im Herbst 1919 ‘Jenseits des Lustprinzips’ im Manuskript gelesen hatte, um die ‘Bestätigung’ [gebeten], daß seine Theorie bereits entwickelt gewesen sei, als Sophie [Freuds Tochter] sich noch bester Gesundheit erfreute“ (ebd., S. 540). Damit hätten aber die Versuche, Freuds Todestriebhypothese eine subjektive Deutung zu geben, nicht geendet. Zumindest Freuds lebenslange Beschäftigung mit dem Tod und der pauschale Hinweis auf das Weltkrieg-I-Geschehen, in dem Freud um drei Söhne bangen mußte, seien immer wieder als relativierendes Moment in die Debatte eingebracht worden von der Seite, die den Todestrieb in der Psychoanalyse nicht haben wollte.

Sulloway macht sich auf, die ‘Mißverständnisse’, wie es ihm scheint, um die Freudsche Todestriebhypothese aufzuklären, als auch die jedenfalls ihm – Sulloway – unabweisbare Logik des Freudschen Denkens, das konsequent zu diesem Konstrukt führen mußte, darzulegen. Seiner Auffassung nach ist

„Freuds Begriff eines Todestriebes gerade aufgrund seiner ständigen mißverstandenen Stellung in der psychoanalytischen Theorie ein gutes Beispiel dafür, wie weitgehend unwürdigt seine intellektuelle Synthese von Psychologie und Biologie in der Psychoanalyse geblieben ist. Denn seine Theorie des Todestriebes findet in seinen eigenen psychobiologischen Begriffen eine vollkommen rationale und logische Erklärung.“ (ebd., S. 541)

Er bezieht sich auf Ramzy (1956) der zurecht hervorgehoben habe, Freuds Denken beschreibend: „Wenn irgendeine seiner Theorien unannehmbar ist, [...] so nicht aufgrund der Art und Weise, wie er sie darlegte, sondern aufgrund der Prämissen, von denen er ausging...“ (Ramzy 1956, zit. nach Sulloway 1982, S. 541). Im Verein mit der „rigoros logischen Art der Beweisführung“ (Sulloway 1982, S. 541) böten diese Prämissen den wirklichen Schlüssel zu Freuds Todestriebhypothese, und es wären logische Erwägungen – nicht persönliche, unreflektierte Launen und Stimmungen – gewesen, die Freud 1920 zur Neuformulierung seiner Triebtheorie gedrängt hätten. Freud sah 1920 seine Theorie von gewissen begrifflichen Widersprüchen untergraben, jedoch sei das Bemühen, die intellektuelle Einheit seines Theoriegebäudes zurückzugewinnen, nicht der eigentliche Anlaß für seine Neuformulierung gewesen, vielmehr „muß diese Theorie als Teilaspekt der in den Jahren 1910-1920 fortschreitenden Biologisie-

⁷⁰Grubrich-Simitis (1993, S. 232 – 244) wies jedoch kürzlich darauf hin, daß Freud das 6. Kapitel vom „Jenseits...“, also das Kapitel, in dem er die Todestriebhypothese explizit zum erstenmal formulierte, erst nachträg-

rung bestimmter Schlüsselkonzepte der Psychoanalyse gesehen werden“ (ebd., S. 542). 1920 trennte sich Freud, nachdem er sich zur Übernahme gewisser biologischer Prämissen, die weiter unten noch vorgestellt werden, entschieden hatte als „verlässlicher Psychobiologe“ (ebd.) von dem „eher rein psychologischen Freud, als der er von seinen orthodoxen Anhängern auf den Schild gehoben wurde“ (ebd.), meint zumindest Sulloway.

Er widmet sich wie die schon besprochenen Fromm (1973) und Brun (1953) den drei begrifflichen Hauptwidersprüchen, die sich innerhalb der Triebtheorie in den Jahren zwischen 1910 und 1920 gebildet hatten und beschreibt Freuds Versuche, diese zu lösen.

Mit der Einführung des Narzißmusbegriffs sei die strenge dualistische Scheidung in Selbsterhaltungs- und Sexualtriebe nicht mehr aufrechtzuerhalten gewesen. Einen Triebmonismus, mit Libido als vielleicht einziger Form psychischer Energie, mochte Freud nicht annehmen, wie er in seiner „Selbstdarstellung“ (1925) einräumte: „Damit war offenbar das letzte Wort nicht gesprochen; biologische Erwägungen schienen zu verbieten, daß man sich mit der Annahme einer einzigen Art von Trieben begnüge“ (Freud 1925, zit. nach Sulloway 1982, S. 543). Im Hinblick auf den Affekt des Hasses hatte er zwar 1915 in „Triebe und Triebsschicksale“ die unabhängige Existenz einer Aggressionsneigung angenommen, dennoch

„blieb die ganze Unterscheidung zwischen Ich-(oder Selbstbehauptungs-)Trieben und Libidotrieben vor seiner Neuformulierung von 1920 verworren. Erst im *‘Jenseits des Lustprinzips’* (1920) billigte er dem Aggressionstrieb schließlich einen vollkommen unabhängigen Status als Primär- (Todes-)Trieb zu und trennte ihn damit von den libidinösen wie den Selbsterhaltungs- (Ich)Trieben. Mit diesem entscheidenden Schritt war Freuds binäre Konzeption der Triebe letztlich wiederhergestellt.“ (ebd., S. 543)

Das zweite Problem, so Sulloway, das die Einführung des Todestrieb lösen sollte, war der Wiederholungszwang. Für Freud hätte sich um 1920 ergeben, daß bestimmte Klassen neurotischer Symptome mit Fixierungen an traumatische Ereignisse und mit deren zwanghafter Wiederholung verbunden schienen. Wenn z.B. Soldaten in nächtlichen Träumen erneut die verschiedenen traumatischen Erlebnisse, die deren Symptome zuerst ausgelöst hatten, durchlebten, so schien das Freuds bisheriger Theorie des Traumes als Wunscherfüllung zu widersprechen, es sei denn, er erklärte solche traumatischen Träume für masochistisch und selbstbestrafend. Und auch bei den von seinen Patienten im Laufe der Behandlung ihm gegenüber entwickelten Übertragungsneurosen stieß Freud, so Sulloway, auf eine Tendenz zur zwanghaften Wiederholung, ohne daß er sich die treibende Kraft dahinter erklären konnte.

lich im Jahre 1920, mithin nach dem Tode seiner Tochter Sophie der Abhandlung hinzufügte. Hier tut sich ein Widerspruch auf, den ich nicht aufklären kann.

„Im Gegensatz zu den lustbetonten libidinösen Fixierungen des Neurotikers [...] schöpfen traumatische Fixierungen jedoch aus keiner offensichtlichen Lustquelle in irgendeinem psychischen System. Konnte es sein, begann Freud sich zu fragen, daß ein besonderes Prinzip der psychischen Aktivität besteht, das unabhängig vom Lustprinzip operiert und sich bei manchen neurotischen Störungen darüber hinwegsetzt? Es war diese Überlegung, die später die Titelgebung von *Jenseits des Lustprinzips* beeinflusste.“ (ebd., S. 544)

Eine dritte Schwierigkeit mit der älteren Triebtheorie entstand für Freud, so Sulloway, bei einer genaueren Betrachtung der Regressionsphänomene. Unterscheide man die nämlich in eine auf ein früheres Trieb**objekt** (wie z.B. bei der Hysterie) gerichtete Regression und eine auf ein früheres Trieb**ziel** gerichtete, so barg letztere verzwickte theoretische Verwicklungen in sich:

„Die Regression auf ein früheres Libidoobjekt (wie bei der Hysterie) bringt wenig mehr mit sich als einen Wandel der spezifischen Ansatzstellen der Libido. Eine *Ziel* – Regression umfaßt dagegen gewöhnlich sowohl einen Wandel in bezug auf das Objekt als auch einen zusätzlichen Wandel der Art und Weise der sexuellen Aktivität, einen Wandel, der eine tieferliegende, nichtgenitale Form psychosexueller Befriedigung wiederbelebt, die in der Normalentwicklung seither lange aufgehoben worden ist.“ (ebd., S. 544f)

Vor 1920 hätte Freud, so Sulloway, diese Form der Regression noch mit vagen Begriffen wie ‘Klebrigkeit der Libido’ und einer ‘psychischen Trägheit’, die der Libido selbst innewohne, zu erklären versucht, doch letztendlich, wenn die Ziel-Regression auch eng mit dem psychischen Geschehen verbunden schien, einen ‘organischen Faktor’ als entscheidend angenommen. Doch die Frage, was denn diese ‘trägen’ und ‘regressiven’ Tendenzen der Libido nun verursache, hätte erst in der Todestriebkonzeption ihre theoretische Antwort gefunden. Sulloway faßt zusammen:

„Der Wiederholungszwang und das Problem der Fixierung von Traumata machten ebenfalls die Anerkennung der Existenz irgendeiner unabhängigen regressiven Kraft erforderlich. Es überrascht also kaum, daß sich Freud mehr und mehr die Vermutung aufdrängte, das ‘konservative’ Wesen des Triebes enthalte möglicherweise selbst den Schlüssel zu allen seinen gegenwärtigen theoretischen Schwierigkeiten. Aber erst 1920 entschloß er sich schließlich zur dringend erforderlichen theoretischen Korrektur, und zwar mit der Behauptung, ‘ein Trieb wäre also ein dem belebten Organismus innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes.’ [Freud 1920]“ (Sulloway 1982, S. 547)

Sulloways Anliegen, Freuds intellektuelle Synthese von Psychologie und Biologie in der Psychoanalyse nachzuweisen, woraus dann die Entwicklung einer Todestriebhypothese einer inneren Logik folgend notwendig und konsequent erscheint, erfordert es, Freuds biologischen Prämissen nachzuspüren, um erst aus denen heraus verstehen zu können, was er mit dem

‘konservativen’ Charakter eines Triebes meint. Die Anregung zu dem Gedanken an einen ‘dem belebten Organismus innewohnenden Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes’ hätte Freud, so Sulloway, einer Arbeit Ferenczis (1913)⁷¹ entnommen, deren zentrale Aussage lautet:

„Lebende Organismen zeigen [...] keine wie auch immer gearteten progressiven Tendenzen. So gibt der menschliche Fötus absolut keine spontanen Bemühungen zu erkennen, die Schutzhülle des Mutterleibes zu verlassen. Seinen eigentlichen Wünschen und Intentionen zum trotz aber, ‘wird er grausam in die Welt gesetzt’ [Ferenczi 1913, zit. nach Sulloway 1982] und muß notgedrungen ‘die lieb gewordenen Befriedigungsarten vergessen (verdrängen) und sich an neue anpassen [ebd.]’“ (Sulloway 1982, S. 547)

Die gesamte Ontogenese, also das Lebensschicksal jedes Einzelnen, folge, so Sulloway Ferenczi wiedergebend, diesem passiven Schema der Reaktionsbildung und Verdrängung. Die grundlegende Passivität des organischen Lebens schlägt sich nieder in dem Versuch des Organismus,

„sich frühere (ontogenetische und phylogenetische) Existenzstadien zu bewahren oder im Gegenteil, diejenigen zu verdrängen, die sich als mit den gegenwärtigen Anpassungsebenen unvereinbar erwiesen haben. Diese Vorstellung logisch zu Ende denkend, erklärte Ferenczi, müsse man sich ‘mit der Idee einer auch das Organische beherrschenden *Beharrungs-*, resp. *Regressionstendenz* vertraut machen, während die Tendenz nach Fortentwicklung, Anpassung usw. nur auf äußere Reize lebendig wird.’ [Ferenczi 1913, zit. nach Sulloway 1982]“ (Sulloway 1982., S. 549)

Was als ontogenetischer Entwicklungsfortschritt im Leben erscheine, „ist lediglich eine passive Wiederholung aller früheren Reaktionen der Vorfahren auf unlustvolle Eindrücke, Reaktionen, die jetzt in der Embryogenese jeder neuen Generation zwanghaft wiederholt werden müssen“ (ebd.). Aus diesen von Ferenczi angeregten Gedanken sei, nach Sulloway, die Freudsche Todestriebhypothese erwachsen, der im „Jenseits...“ auch ausdrücklich auf Ferenczis Arbeit Bezug nahm. Was nach außen den Anschein erwecke, als seien sie innere Kräfte, die nach Veränderung und Fortschritt strebten, wären vielmehr für die künftige Entwicklungs – Wiederholung aufgespeicherte äußere Einflüsse auf den Organismus.⁷² In diesem Licht erst wird, nach Sulloway, die Freudsche Todestriebdefinition in ihrer weiteren Ausformulierung verständlich:

⁷¹ „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes“

⁷² Der ‘Große Brockhaus’ führt als eine These des von Sulloway hier angesprochenen ‘Lamarckismus’ aus: „Alle Änderungen oder alle Neuerwerbungen der körperlichen Organisation eines Individuums während seines Lebens werden durch den Prozeß der Fortpflanzung auf seine Nachkommen übertragen. Diese frühe Deszendenztheorie, die von Lamarck selbst nicht auf den Menschen übertragen wurde, erlangte um die Jahrhundertwende große Bedeutung. [...] Lamarcks Anschauungen sind jedoch durch die spätere Forschung nicht bestätigt worden. Die

„Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Einfluß äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art von organischer Elastizität, oder wenn man will, die Äußerung der Trägheit im organischen Leben. (Freud 1920, zit. nach Sulloway 1982, S. 550)

Hierin liegt das besondere ‘Jenseits’ des Lustprinzips begründet, „denn es zwingt den Organismus, alle früheren psychischen Stadien – ob lust- oder unlustvoll – wiederzubeleben“ (Sulloway 1982, S. 550). Unter Zugrundelegung dieser einen organischen Wiederholungszwang beinhaltenden, regressiven Triebdefinition schienen endlich auch die Rätsel der Mechanismen der traumatischen Fixierung und der Übertragungsneurosen in der psychoanalytischen Therapiesituation gelöst, meint zumindest Sulloway. Was Freud als Stütze seiner neuen Postulierung eines instinktiven Zwanges zur Wiederholung an Analogien aus der Tierwelt herbeizitiert, – die Laichwanderungen mancher Fischarten hin zu Gewässern, die ihre Art einstmals vielleicht bewohnt haben mag, die Wanderungen der Zugvögel etc., überzeugt Sulloway sofort als „schlagender Beweis“ (ebd.) und er folgt Freud ohne Abstriche in dessen weiterer biologischer Argumentation:

„Aber der Suche nach weiteren Beispielen enthebt uns bald die Mahnung, daß wir in den Phänomenen der Erblichkeit und in den Tatsachen der Embryologie die großartigsten Beweise für den organischen Wiederholungszwang haben⁷³. Wir sehen, der Keim eines lebenden Tieres ist genötigt, in seiner Entwicklung die Strukturen all der Formen, von denen das Tier abstammt – wenn auch in flüchtiger Abkürzung – zu wiederholen, anstatt auf dem kürzesten Wege zu seiner definitiven Gestaltung zu eilen.“ (Freud 1920, zit. nach Sulloway 1982, S. 550)

Sulloway folgt Freuds Denken, die konservative Natur des Triebes bis an ihr logisches Ende auszuforschen, wobei dann herauskommt, „daß es das Ziel des Lebens sein muß, einen Ausgangspunkt wieder zu erreichen, der ihm selbst vorausging – mit anderen Worten. ‘*Das Ziel alles Lebens ist der Tod*’ [Freud 1920]“ (Sulloway 1982, S. 551).

Als das Leben durch irgendeine Krafteinwirkung auf die unbelebte Materie entstand, trat – nach Freud – damit ein Trieb ins Leben, der nach dem vorherrschenden ökonomischen Prinzip des psychischen Geschehens, – nämlich dem Impuls, die Summe der psychischen Innenspannung vollständig abzuführen oder konstant zu halten –, die im unbelebten Stoff entstan-

experimentelle Genetik erbrachte z.B. bisher keine Beweise für die Vererbbarkeit funktioneller oder psychischer Anpassungen (‘erworbener Eigenschaften’).“ (Brockhaus Enzyklopädie, Bb. 11, 1970, S. 56)

⁷³Wie so oft, wenn ich so allgemein vom ‘Wiederholungszwang’ lese, drängt sich mir die Frage auf, warum und wie die verschiedenen Autoren, die den Todestrieb über den Wiederholungszwang stützen wollen, nicht dem Unterschied nachgehen, den es bedeutet, ‘etwas zu wiederholen’ und ‘etwas wiederzuholen’. Ersteres ist bei je passender Gelegenheit ein unendliches Spiel, wie ein ‘Knacks’ auf einer Schallplatte, letzteres will nur einmalig

dene Spannung abzuführen suchte. Vielleicht nicht immer, aber immer öfter durch Einflüsse der Außenwelt vom angestrebten sofortigen Tod abgeschnitten, mußte die am Sterben gehin- derte überlebende Substanz immer kompliziertere Umwege bis zur Erreichung des Todeszie- les bewältigen, wodurch die Lebensspannen sich verlängerten, so Freud nach Sulloway. Daneben hätte Freud aber noch die Auffassung vertreten,

„daß die Sexualtriebe, die die Fortdauer des Lebens durch die Fortpflanzung sichern, eine zweite und unabhängige Triebkraft in der organischen Natur bilden. Wie der Todestrieb sind auch die Sexualtriebe ‘konservativ’ und führen das Leben auf seine einfachste Form als männliche und weibliche Gameten [= Fortpflanzungszellen] zu- rück, die sich dann miteinander vereinigen und den Prozeß der organischen Entwick- lung immer wieder Neubeginnen lassen.“ (Sulloway 1982, S. 552)

Die Sexualtriebe würden die Tendenzen des Todestriebes bis zu einem späten Zeitpunkt im Leben abwehren, indem sie eine große Zahl von Zellen zu multizellularen Organismen zu vereinigen trachten, die so besser den zerstörerischen Kräften der Außenwelt standhalten könnten. Als Quelle dieses zweiten Triebes nahm Freud, so Sulloway, an,

„daß die lebende Substanz bei ihrer Belebung einst in kleine Partikel zerrissen wur- de, ein Ereignis, das auf irgendeine Weise einen Trieb zur Wiedervereinigung dieser zersprengten Teile und damit ‘zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes’ ent- stehen ließ.“ (ebd.)

Er hält diese Hypothese, die Freud selber als ‘vorläufig’ bezeichnete, für gerechtfertigt,

„als sie in ein sonst verwirrendes Problem eine begriffliche Ordnung einführte. Für Freud persönlich war es genau das, was seine Theorie tatsächlich leistete. Seine drei theoretischen Hauptschwierigkeiten in der Zeit von 1910 bis 1920 (das Problem des Narzißmus und seine Herausforderung des Triebdualismus, die verwandten Probleme von Fixierung an Traumata und Wiederholungszwang und das Paradoxon der Regres- sion) waren von der neuen Dichotomie von Lebens- und Todestrieben zerstreut wor- den.“ (ebd.)

Und in seinem zähen Bemühen, die Freudsche Theoriewendung mit dessen auch bei der Ent- wicklung der Psychoanalyse angeblich beibehaltener biologischen Orientierung erklären zu können, zitiert er Freud, dem die Mängel und das Spekulative seiner Beschreibung des psy- chischen Geschehens wohl bewußt gewesen wären:

„[Die Mängel] unserer Beschreibung würden wahrscheinlich verschwinden, wenn wir anstatt der psychologischen Termini schon die physiologischen oder chemischen einsetzen könnten.[...] Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten Mög- lichkeiten, wir haben die überraschendsten Aufklärungen von ihr zu erwarten und können nicht erraten, welche Antworten sie auf die von uns an sie gestellten Fragen

einige Jahrzehnte später geben würde.’“ (Freud 1920, zit. nach Sulloway 1982, S. 553)

Nach diesem Gewalttritt durch die Genese der Freudschen Todestriebhypothesen-Entwicklung mit dabei besonders deutlich gewordener Emphase auf deren Begründetheit in den Freudschen *biologischen Prämissen* gelegt, macht sich Sulloway auf, zwei besonders krasse ‘Mißverständnisse’, wie er es nennt, in bezug auf die Todestriebhypothese zu beleuchten, die deren Verständnis erschwerten. Erst deren Ausräumen entließe die Todestriebhypothese aus deren vermeintlichem Dunkel. Dabei macht er eine m.E. interessante Bemerkung, die ein Problem aufgreift, daß auch mich seit meiner Beschäftigung mit dieser Thematik verfolgt. Er unterscheidet zwischen Wiederholungszwang und dem Impuls zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes als zwei gänzlich verschiedenen Phänomenen.

„Der Wiederholungszwang stellt in seiner ersten Phase einen früheren Zustand wieder her, schreitet in seiner zweiten dann aber fort und von ihm weg. Dieselbe zweiphasige Abfolge wird dann wieder und wieder durchlaufen, und zwar so, daß auf lange Sicht kein wirklicher Wandel eintritt. Der Regression dagegen fehlt die progressive Phase, die das Wiederholungsprinzip mit sich bringt. Die Regression bewirkt deshalb einen einseitig gerichteten Wandel in der Zeit und nicht eine Verneinung des Wandels wie der Wiederholungszwang. Die beiden Prinzipien sind also logisch gegensätzlich, ein allem Anschein nach merkwürdiges Versehen Freuds, aber ein Widerspruch, den er nichtsdestoweniger löste⁷⁴.“ Sulloway 1982, S. 554)

Sulloway scheint sehr biologisch, jedenfalls naturwissenschaftlich orientiert in seiner Freud-Betrachtung, bezeichnet Freud des öfteren vereinnahmend als „Krypto-Biologen“ (ebd., S. 29), d.h. einen Biologen, der aus bestimmten Gründen, die Sulloway noch näher untersuchen will, meint seine biologischen Prämissen verleugnen zu sollen, aber dennoch wehrt er sich gegen eine allzu simpel-mechanistische Subsumierung der Freudschen Triebauffassung unter z.B. das im „Jenseits ...“ verarbeitete Fechnersche physikalische Stabilitätsprinzip. Der von Freud geschätzte Fechner hatte sehr wohl die Gültigkeit seiner verschiedenen Stabilitätsformen ‘Absolute Stabilität’, ‘Völlige Stabilität’, ‘Annähernde Stabilität’ unterschieden im Hinblick auf die Gültigkeit seiner Theorie für *Belebtes* und *Unbelebtes*, meint Sulloway, doch:

„Mehrere psychoanalytische Autoren ließen sich von dieser Unterscheidung zwischen belebten und unbelebten Formen des Stabilitätsprinzips nicht stören und haben Freuds Todestrieb mit Hilfe von Fechners (unbelebtem) Prinzip der absoluten Stabilität mit dem zweiten thermodynamischen Hauptsatz gleichzustellen versucht.“ (ebd., S. 555)

⁷⁴Wo Freud diesen Widerspruch allerdings aufgriff und sogar löste, ist mir nicht aufgegangen.

Im Lichte des physikalisch abgesicherten Entropieprinzips sei der Todestrieb zwar „manchen Psychoanalytikern merklich schmackhafter geworden, und zwar dank seiner respektablen Verbindung mit der Physik“ (ebd.), aber solche theoretische Annahme führe zu der Schwierigkeit,

„daß Freuds Todestrieb, im Sinne des zweiten thermodynamischen Gesetzes verstanden, aufhört, einen Lebensprozeß zu beschreiben, wie er sich den Trieb selbst deutlich vorgestellt hatte; eher reduziert diese Konzeption den Todestrieb auf eine rein physikalische Tendenz, ohne jede ausdrücklich biologische Basis.“ (ebd.)

Der Physik will Sulloway den Todestrieb nicht überlassen; insbesondere nicht, da gravierende Unterschiede zwischen dem zweiten thermodynamischen Gesetz⁷⁵ der Physik und den Freud-schen psychologischen Gedanken bestünden. Freuds Veränderung seiner Todestriebtheorie hin zur Annahme eines Todestriebes

„vollzog sich von einer vorwiegend mechanistischen Interpretation, in der der Trieb als Form der Energieproduktion (und seine Befriedigung als lustvolle Abreaktion dieser Energie) vorgestellt wurde, zu einer historisch-gerichteten Auffassung, die Freud über das (mechanistische) Lustprinzip hinauszugehen erlaubte.“ (ebd., S. 556)

Er sei zur Revision seiner früheren, eher mechanistisch ausgerichteten Theorie der Lustgewinnung als einfacher Spannungsreduzierung gezwungen gewesen,

„um die besonderen Tendenzen des Nirwana- und des Lustprinzips unterscheiden zu können. In ‘Das ökonomische Prinzip des Masochismus’ [1924] schrieb er, daß ‘wir es von nun an vermeiden werden, die beiden Prinzipien für eines zu halten’. Er erkannte damit an, daß Lust häufig einen Spannungszuwachs [ebd., S. 372] mit sich bringt (vgl. den offensichtlichen Fall der Sexualerregung). Lust und Unlust, schloß er, müssen also primär von ‘qualitativen’, nicht von ‘quantitativen’ Faktoren abhängen. [...] Somit gab es nach 1920 keine einfache und rein mechanistische Gleichstellung mehr von Trieb, Energiepegel und Lust-Unlust in Freuds Gesamtsystem des psychischen Apparates, wenn auch der Kern der älteren, ökonomisch-mechanistischen Theorie erhalten blieb.“ (ebd.)

Solche Triebumdefinitionen ließen sich, so Sulloway, nicht mehr mit dem Fechnerschen ‘Prinzip der absoluten Stabilität’ und Ähnlichem, wie dem zweiten thermodynamischen Gesetz gleichstellen.

Das zweite ‘Mißverständnis’, nach Sulloway, gilt der oft gemachten Äußerung, Freuds Postulierung eines dem einzelnen Lebewesen innewohnenden Todestriebes sei ‘undarwinistisch’, d.h. Lebewesen mit solcher Triebausstattung wären „vermutlich im Existenzkampf ‘selektiv’

⁷⁵ „Das zweite thermodynamische Gesetz [auch ‘Entropiegesetz’ genannt] statuiert, daß alle Formen von Energie [...] in einem geschlossenen System zu gleichmäßiger Verteilung neigen. Entropie [...] ist [...] die Tendenz der Dinge ‘sich selbst kaputtzumachen.’“ (Sulloway 1982, S. 555)

schwer benachteiligt, gerade im Vergleich zu Organismen, die lediglich über einen Lebenstrieb verfügen“ (ebd., S. 557f). Nun sei Freud kein Antidarwinist gewesen, meint Sulloway, hätte aber gleichwohl in einem biogenetischen Bezugsrahmen gedacht, was meint, daß er analog zu Ferenczis schon geäußelter Auffassung „die biogenetische Einverleibung erworbener Eigenschaften und die Frage, wie die ganze Rekapitulation, durch die Wiederholung solcher Erwerbungen bei zahllosen sich entwickelnden Exemplaren, ‘beschleunigt’ wird“ (ebd., S. 558) als Prämisse pflegte. Freud hätte, so sieht es Sulloway, aufgrund der Fakten der Embryologie und der klinischen Probleme der Neurosen an eine „triebhaftige Neigung zur Rückentwicklung“ (ebd.) geglaubt und versucht,

„diese Tendenz im Sinne eines primären phylogenetischen Bedürfnisses zu erklären. (die frühere psychophysikalische Theorie der Spannungsreduktion). Seine frühere, mechanistische Triebhypothese wurde deshalb zum Spezialfall seiner späteren historisch – gerichteten Theorie.“ (ebd.)

Das *biogenetische Gesetz* (Einverleibung erworbener Eigenschaften und deren spätere Rekapitulation, Wiederholung solcher Eigenschaften bei zahllosen sich entwickelnden Exemplaren) brachte den Wiederholungszwang „auf den Begriff“ (ebd.) und konnte gleichzeitig „auf eine historisch-gerichtete Tendenz zur Regression und damit auf Fechners Prinzip der absoluten Stabilität reduziert werden“ (ebd.). Dies hätte Freud gemeint, als er in der „Neue[n] Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1933) sagte:

„Wir können annehmen [...], von dem Moment an, da ein solcher einmal erreichter Zustand gestört worden [ist], entsteht ein Trieb, ihn neu zu schaffen, und bringt [regressive] Phänomene hervor, die wir als Wiederholungszwang bezeichnen. So ist die Embryologie ein einziges Stück Wiederholungszwang.“ (Freud 1933, zit. nach Sulloway 1982, S. 558f)

Damit sei endgültig die „Insuffizienz des mechanistischen Lustprinzips für die Erklärung menschlichen Verhaltens“ (Sulloway 1982, S. 559) zutage getreten, meint Sulloway, denn wo das Lustprinzip als Erklärung menschlichen Verhaltens nicht hinreicht, ist Platz für (s)ein ‘Jenseits’.

Sulloway nennt es selber eine „*logische tour de force*“ (ebd.), die Freud mit der Etablierung des Todestriebes vorführte, bezeichnet dessen Einführung aber gleichwohl als „Höhepunkt von Freuds biogenetischer Romanze zur Geschichte des Lebens“ (ebd.). Nachdem der Todestrieb als Konstrukt eingeführt war, ließ er sich, so Sulloway, als „Katalysator“ (ebd.) für zahlreiche Neuformulierungen in der psychoanalytischen Theorie gebrauchen. Zu nennen sind hier in seiner Aufzählung, wovon ein paar Punkte daraus ich auch ausführen werde: Freuds

erneute Betonung der traumatischen Ätiologie, seine revidierte Angsttheorie, eine wichtige Modifizierung der Traumtheorie, ein neuer Begriff zur Triebmischung, bzw. -entmischung, bestimmte Schlüsselaspekte der späteren strukturalistischen Theorie des psychischen Geschehens, ein Großteil der allgemeinen Beweisführung im „Unbehagen in der Kultur“, Freuds revidierte Einschätzung der therapeutischen Wirksamkeit der Psychoanalyse.

Die traumatische Ätiologie der Neurose hatte sich dahingehend geändert, daß nach 1920 „unabhängig von verdrängten Perversionen wirkende Traumen wachsende Anerkennung fanden als Hauptquellen neurotischer Symptome“ (ebd., S. 560).

Die Traumtheorie wurde so modifiziert, daß nun auch die keinesfalls als Wunscherfüllung zu interpretierenden traumawiederholenden Träume der Kriegsneurotiker nun dem Wiederholungszwang und damit dem Todestrieb zugeschrieben werden konnten. Diese Wiederholungsträume wurden fortan als „vereitelte Wünsche nach Umgestaltung der Erinnerung an ein Trauma zu einem erwünschten Ereignis“ (ebd., S. 561) gesehen. Diesen Einsichten über die Rolle des Wiederholungszwangs und des Todestriebes beim Traumgeschehen verdankt sich Freuds nuancierte Ansicht in der „Neue[n] Folge der Vorlesungen...“, der Traum sei nun nur noch „der *Versuch* einer Wunscherfüllung“ (Freud 1933, zit. nach Sulloway 1982, S. 561).

Was die Frage der Triebmischung angeht, so wurde der Todestrieb im wesentlichen als *im Stillen* wirkend dargestellt, *der sich nur in der Mischung* mit Eros als destruktiver oder aggressiver nach außen gerichteter Impuls für die Beobachtung manifestierte.

Auch in Freuds Strukturmodell des psychischen Apparates, mit den Instanzen Es, Ich, Über-Ich ließ sich der Todestrieb einfügen:

„Das Es, der Sitz des Unbewußten, gilt in diesem dreigliedrigen Schema als der ursprüngliche Speicher von Lebenstrieb (Eros) und Todestrieb. Im Es zielt der Todestrieb auf Spannungsverminderung und damit letztlich auf einen Nirwanazustand ab. Der Eros führt im Gegensatz dazu ständig neue Spannungen ins Es ein, Spannungen, die die Form solcher Triebbedürfnisse annehmen, wie sie für die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer der Spezies erforderlich sind. Sich selbst mit dem Todestrieb mischend, lenkt der Eros diesen aufsässigen Trieb als adaptive Aggression nach außen. Im Laufe der Entwicklung lösen Sublimierungen der Libido jedoch Entmischungen dieser Triebverbindung aus, und damit werden bestimmte Anteile des Todestriebes freigesetzt. Diese entmischten Komponenten des Todestriebes werden zur Über-Ich-Bildung benutzt und bringen so die letzte große traumatische Bedrohung hervor, der sich das Kind im Laufe seiner Entwicklung ausgesetzt sieht – den Verlust der Liebe eines übermäßig strengen Über-Ichs.“ (Sulloway 1982, S. 562 f)

Ebenso kam Freuds Kulturauffassung nicht mehr ohne Todestrieb aus. Im „Unbehagen in der Kultur“ gibt er zu:

„Ich verstehe nicht mehr, daß wir die Ubiquität [= Allgegenwart] der nicht erotischen Aggressivität und Destruktion übersehen und versäumen konnten, ihr die gebührende Stellung in der Deutung des Lebens einzuräumen.“ (Freud 1930, zit. nach Sulloway 1982, S. 563)

Wie Freud im einzelnen die revidierte psychoanalytische Perspektive zur Aggression auf die Aspekte von Kultur, menschlichem Leiden und Krieg anwendet, habe ich in einem eigenen, dem „Unbehagen in der Kultur“ als Wirkungsstätte des Todestriebes im ‘Diesseits’ gewidmeten Kapitel bearbeitet, siehe dort.

Und für die nicht wegzuleugnenden negativen therapeutischen Reaktionen der Freudschen Patienten taugte der Todestrieb allemal:

„Hält man sich das Bild in seiner Gesamtheit vor, zu dem sich die Erscheinungen des immanenten Masochismus so vieler Personen, der negativen therapeutischen Reaktion und des Schuldbewußtseins der Neurotiker zusammensetzen, so wird man nicht mehr dem Glauben anhängen können, daß das seelische Geschehen ausschließlich vom Luststreben beherrscht wird.... Nur das Zusammen- und Gegeneinanderwirken beider Urtriebe Eros und Todestrieb erklärt die Buntheit der Lebenserscheinungen, niemals einer von ihnen allein.“ (Freud 1937, zit. nach Sulloway 1982, S. 564)

Sulloway meint, daß in den 30iger Jahren dieses Jahrhunderts sich Freuds polares Begriffspaar Eros und Todestrieb so gut in seinem „psychoanalytischen Korpus“ (Sulloway 1982, S. 564) integriert hatte, daß Freud tatsächlich ‘nicht mehr anders denken konnte’, wie er es im „Unbehagen...“ beschrieben hatte. Er belegt das auch mit einem Zitat des Psychoanalytikers Robert Fließ, dem Sohn des einstigen Freud-Freundes Wilhelm (‘Nasen’) Fließ:

„Er [Freud] sagte, ‘Als ich diese Idee ursprünglich hatte, dachte ich mir: Das ist entweder etwas ganz Abwegiges oder etwas sehr Wichtiges... Nun’, fuhr er mit einem Lächeln fort, ‘letztlich habe ich gefunden, daß ich eher der zweiten Möglichkeit zuneige.’“ (R. Fließ 1956, zit. nach Sulloway 1982, S. 564)

Das was auf (und auf manche Leser bei) Freud so logisch und unabweisbar wirkte, wurde von späteren Autoren jedoch häufig mit Worten wie ‘fragwürdige Logik’, ‘gewundene Formulierungen, mit ‘krassem Mangel an stützenden Beweisen’ beiseite zu schieben versucht, um, wie Sulloway jedenfalls meint, der störenden Verwirrung zu entgehen, die dieses Freudsche Denken auslöste.

„Aus diesen Gründen hat die psychoanalytische Tradition ständig versucht, Freuds bizarre Lehre im subjektivistisch-biographischen Sinne zu rationalisieren, und sich dabei auf seine eigene Beschäftigung mit dem Tod berufen. Auf diese Weise wirkt Freud letzten Endes menschlicher, während die Todestriblehre gefahrlos und effektiv aus dem Gesamtkorpus des Freudschen Denkens herausgelöst wird. War aber Freud wirklich von einer fatalistischen Beschäftigung mit dem eigenen Tod verblendet? Oder läßt seine Todestriebtheorie etwa eine bisher nur unzureichend gewürdigte

Seite seiner biologischen Sicht des Seelenlebens erkennen?“ (Sulloway 1982, S. 564f)

Man sieht, Sulloway läßt nicht locker in seiner Tendenz, in Freuds Denken die biologischen Wurzeln und Äste aufzuspüren und *dann für das Ganze auszugeben*. Er meint, die Todestriebshypothese lieferte Freud endlich „das dringend benötigte Gleichgewicht der Entwicklungstriebkräfte von Evolution (Progression) und Involution (Regression)“ (ebd., S. 565). Gerade darin läge der „logische Schlüssel“ (ebd.) für den Gesamtkomplex von Freuds umstrittenen Neuformulierungen der Triebtheorie:

„Denn um weiterhin behaupten zu können – wie er es vor 1920 wiederholt getan hatte –, daß die Kindheit biogenetisch ‘programmgemäß’ verläuft und daß dort, wo ontogenetisches Erleben fehlt, phylogenetisches eintritt, mußte er auch eine *zweite Kraft* im organischen Leben postulieren, eine Kraft, die in der Lage ist, solche biogenetischen Leistungen durch Regression auf frühere und aufgegebene Stadien umzukehren. Die Plausibilität von Freuds gesamtem Evolutions-Involutions-Paradigma hängt von der Existenz einer solchen alternativen Kraft ab. Im Jahre 1920 wurde der Trieb selbst in der psychoanalytischen Theorie zu dieser zweiten gegensätzlichen Kraft, die damit nicht nur den Mechanismus der Regression, sondern auch den der traumatischen Fixierung und des Wiederholungszwanges erklärte.“ (ebd., S. 565)

Der Urzustand von Nicht-Leben schien in der Tat Freud das „letzte historische Ziel“ (ebd., S. 566) allen Lebens.

„Neben die regressiven Strebungen dieses hypothetischen Todestriebes stellte Freud gleichzeitig die konstruktiven Äußerungen des Eros (Lebens- und libidinöser Trieb), jenes alternativen Triebagens, dem er die Fähigkeit des Lebens zuschrieb, sich zu immer größeren Einheiten zusammenzuschließen. Auf dem Wege der Fortpflanzung triumphierte der Lebens- über den Todestrieb, während Freud in der zyklischen Rückkehr des Lebenstriebes zum gleichen Schema der sexuellen Verschmelzung ein Zeichen seiner eigenen [des Sexualtriebes] ‘konservativen’ Natur sah. Aus der hypothetischen Mischung von Eros und Todestrieb leitete er schließlich die angeborenen aggressiven und destruktiven Regungen ab, die normalerweise im Dienste des Eros nach draußen gerichtet werden.“ (ebd.)

Sulloway hält Freud zugute, zumindest aus seiner (Freuds) Sicht sei diese Art der Beweisführung „logisch elegant“ (ebd.) und löse auf beeindruckende Weise „mit einem Schlage“ (ebd.) viele seiner angesammelten theoretischen Triebprobleme. Freuds binäre, im Sinne der Biogenese durchaus der Biologie verbundene Triebklassifikation übte, nach Sulloways Meinung jedenfalls, mehr Einfluß auf Freuds theoretisches psychoanalytisches Denken aus als seinen späteren Anhängern lieb oder bewußt war.

„Lediglich die defensive Propaganda einer in Verlegenheit befindlichen Bewegung veranlaßt einen so scharfsichtigen Autor wie David Rapaport, Freuds Todestrieb als

‘spekulativen Ausflug, der kein integraler Bestandteil der [freudschen] Theorie zu sein scheint’ [Rapaport 1960, S. 50], zu etikettieren.“ (Sulloway 1982, S. 567)

Sulloway setzt Freuds „Jenseits des Lustprinzips“ auf eine Stufe mit dessen ganz früher Schrift „Entwurf einer Psychologie“ aus dem Jahre 1895. In beiden Werken hätte Freud versucht, „zur Lösung seiner entscheidendsten Fragen zum menschlichen Verhalten Psychologie und Biologie zu vereinigen“ (Sulloway 1982, S. 567). Aber, wie an mehreren Stellen schon betont, und auch von Freud selber bestätigt, hatte der ein sehr spezielles Verhältnis zur Biologie, das sich im Laufe seines Lebens auch noch wandelte, sich aber nie mit dem gängigen Biologieverständnis seiner Zeit deckte. Sulloway meint, beim ganz frühen Freud, dem der 1895 den „Entwurf...“ verfaßte, einen „*direkt*-kausalen Reduktionismus (die Mischung von Psychophysik und Neurophysiologie, die sein Denken bis 1905 beherrschte)“ (ebd., S. 568) feststellen zu können, der sich spätestens beim „Jenseits...“ zu einem „eher *letzt*-kausalem Reduktionismus (der sich auf historische und evolutionäre Gesichtspunkte bezog)“ (ebd.) wandelte. Insofern ist Sulloway das „Jenseits des Lustprinzips“

„der Höhepunkt von Freuds bemerkenswerter biogenetischer Geschichte der menschlichen Psychosexualität, einer Geschichte, wie sie einige fünfundzwanzig Jahre zuvor im Gefolge seines problematischen ‘Entwurfs einer Psychologie’ einsetzte. Es ist der Historismus – und nicht der Mechanismus oder die Psychophysik –, der in der innovativen Logik von ‘Jenseits des Lustprinzips’ überwiegt. Es ist ebenfalls und wiederum der Historismus, – und nicht der Mechanismus –, der Freud befähigte, seine biogenetische Romanze von den eigentlichen Ursprüngen des Lebens über die evolutionäre Odyssee des Urmenschen bis hin zu den konfliktuösen Problemen des gegenwärtigen *homo psychologicus* auszudehnen.“ (ebd., S. 568)

Freud selber aber habe die biologisch-biogenetischen Quellen und Verwurzelungen seines psychoanalytischen Denkens später im Hintergrund gehalten, sich als ‘reiner Psychologe’ präsentieren wollen, sei zum „Krypto (= heimlicher) – Biologen“ (ebd.) geworden, um, wie Sulloway es vermutet, seine neue Wissenschaft der Psychoanalyse besser als etwas Eigenständiges institutionalisieren zu können, auf daß sie *neben* und nicht *als Zweig unterhalb der* hergebrachten Disziplinen der Medizin, Biologie, Physik etc. ihren gleichberechtigten Rang erhalte. Die Umdeutung der Quellen und Axiome des Freudschen Denkens rühre von der „inneren Politik“ (ebd.) her, „die die Entstehung der psychoanalytischen Bewegung begleitete“ (ebd.) und Freud selber habe an der Legendenbildung durchaus kalkulierenden Anteil gehabt.

Was hat Sulloway gemacht?

Indem er eine Art exklusive Re-Biologisierung in Freud hineinzwingt, zwingt er viele der sonst offengebliebenen Brüche aus dessen Theorie hinaus, damit aber auch eine Menge wei-

terhin nützlicher Fragen und Problemfelder, denen sich Psychoanalyse widmen könnte. Sulloway verengt künstlich den psychoanalytischen Horizont, der zumindest bei Freud auch Philosophisches, Anthropologisches, Soziologisches, Spekulatives sowie Kulturkritisches umfaßte und daraus Anregungen für die Theoriebildung zu ziehen erlaubte. Wer nur die hart zu beweisenden Fakten der (Natur)Wissenschaft schätzt (dabei u.a. aber obskure biogenetische 'lamarckistische' Vererbungstheorien als gültig voraussetzen muß), wer den nicht immer sofort in letzte begriffliche Klarheit überführten Freudschen Termini mißtraut, wer an Freud nicht dessen essayistischen, tastenden Stil und das gleichwohl damit – und vielleicht nur so mögliche – Vorankommenden oder Abbilden der eben nicht so bequem, schlüssig und zwingend ins Naturgesetzbuch einzutragenden Wirklichkeiten schätzt, der hat nun mit Sulloway einen überzeichneten harten, berechenbaren, gezähmten Freud; den von abgründiger abendländischer Philosophie und Geschichtserfahrung bereinigten, amerikanisch-pragmatisch gewendeten Sullo-way of Freud.

Das in dessen Werk, speziell in der Todestriebhypothese, noch ganz andere Auslegungsmöglichkeiten, das Lebensselbstverständliche sogar um die scheinbare Sicherheit der Sprache beraubende Interpretationen stecken, und was das für die Psychoanalyse bedeuten mag oder kann, kommt im nächsten Kapitel dennoch 'zur Sprache', und überdies dabei ganz ohne den re-biologisierten Freud aus. Lacan spricht (zu) uns durch Peter Widmer.

5. Sprache als Jenseits des Biologismus der Todestriebhypothese – Lacan durch Peter Widmer

Zu meinem, erst im Verlaufe des Schreibens dieser Arbeit aufgetretenen Erstaunen kann man den Todestrieb noch ganz anders sehen als wie ich ihn bisher verstanden zu haben mir einbildete anhand der von mir ausgewählten und aufbereiteten Autoren, was gegenüber meiner anfänglichen Urnaivität und bloßen Neugier aber schon einen Menge Wissensfortschritt bedeutet hatte. Scheinbar hat das zum Verständnis der angesprochenen Problematik nicht gereicht, denn jetzt kommt Lacan, was dem Eingeweihten signalisiert, daß es schwierig wird. Gegenüber dem, was jetzt ansteht, wirkt meine anfängliche Neugier und Schlichtinterpretation darüber, was es denn mit dem so effekt- und geheimnisvoll so bezeichneten Todestrieb so auf sich hat, geradezu anschaulich, mechanistisch, hemdsärmelig. Ich habe das bemerkt, gebe es zu, weiß wenigstens ab jetzt wenigstens das und mache trotzdem weiter.

Über genaues Nachlesen bei Freud, dessen Auslegungen, Weiterdenken oder tendenziösem Mißverstehen, Verwenden für Eigenes durch Andere (und wohl auch mich) dazu gedrängt worden, meinen anfangs so bequem noch übergewichtig biologischen Horizont meiner Betrachtung aufzuweichen hin zu einer Anerkennung auch geschichtlich-gesellschaftlich-soziologischer 'Todestrieb-Betrachtungsweisen', muß ich abermals meine Sichtweise ändern, mühsam zurechtgezurrt Sicherheiten aufkündigen und die Frage ertragen, wie denn am Schluß das alles je zusammengehen soll. Aber muß es das?

Andererseits darf ich, nur um lästiger Verwirrung auszuweichen oder um etwas runder aussehen zu lassen als es ist, nicht eine Sichtweise auf Freuds Todestriebhypothese unterschlagen, die durchaus eine ganze Richtung in der Psychoanalyse repräsentiert, egal wie man zu ihr steht. Wenn ich mir die – schon allmählich fast bereute – Aufgabe gestellt habe, den Horizont auszuleuchten, in dem der Todestriebbegriff aufgefaßt wird, läßt sich Lacansche Schule wohl nicht gut übergehen, obwohl ich auf ihr nicht gelernt habe.

Ich gestehe, mich während meines Studiums nicht gerade intensiv mit Lacan beschäftigt zu haben. Dessen Denkungsart – wenn ich denn überhaupt etwas davon verstanden habe – blieb mir fremd. Vielleicht ist mein Gemüt zu schlicht oder sind meine Ignoranz und Abwehr zu clever oder bin ich nur gewohnheitsmäßig von meiner eingespielten Psychoanalyse-Auffassung geprägt, als das mir Lacan etwas gesagt hätte. Als Mensch zwischen Konflikten und Ambivalenzen hin und her ge(t)rieben, hin und hertreibend, bleibt Lacan mir zu 'blut-leer'.

Der mag ja Recht und ernstzunehmende Substanz und theoretisches Gewicht haben, macht aber zumindest keinen Spaß. Und trotzdem muß er jetzt ein Stückchen sein, sonst wird er zu wichtig.

Sein Denken in und über die Psychoanalyse ist in der Tat 'eigen'-artig. Das mag daran liegen, daß er ursprünglich Mitglied eines surrealistischen Zirkels war (was nichts Schlechtes ist) und entsprechende Artikel von sich gab. Später, in seiner psychoanalytischen Tätigkeit und eng an der Funktion der Sprache orientierten Theoriebildung, unterfütterte er diese 'Denkungsart' zusätzlich mit wissenschaftlichen Prinzipien. Sass zumindest spricht in diesem Zusammenhang von einem dabei herausgekommenen „High-Tech-Irrationalismus“ (Sass 1992, S. 634) und konstatiert:

„Lacan betrachtet das Unbewußte weder als einen großen Kessel, in dem archaische Ängste und Sehnsüchte brodeln, noch als Theater personifizierter Bilder; er konzipierte es in der Terminologie der zeitgenössischen Semiologie als Geflecht ausgedehnter formaler Systeme.“ (ebd., S. 630)

Lacan begreift, nach Sass, als eines dieser Systeme die

„Sprache als eine präexistente Struktur intersystemischer Regeln, die so bindend sind, daß sie dem Sprecher jede Möglichkeit der Freiheit oder Originalität verwehren und dem Diskurs keine Möglichkeit lassen, auf eine Welt jenseits des Systems Bezug zu nehmen. Sprache ist aus diesem Grund eine Art Primärkraft, eine unbewirkte Ursache – ein selbstreferenzielles, selbstgeschaffenes System, das nicht länger als Instrument des Menschen betrachtet werden kann, sondern als Quelle und zugleich Grenze seines Bewußtseins angesehen werden muß.“ (Sass, S. 632)

Zumindest Sass hält Lacan „mit dieser Auffassung von der menschlichen Natur [...] seinen Wurzeln im surrealistischen Irrationalismus überraschend nahegeblieben“ (ebd., S. 633f). Mit dieser – vielleicht muß man solches bloß erstmal länger auf sich wirken lassen – Auffassung vom Psychologischen, die das Selbst in ein „quasi-linguistisches Labyrinth oder einen mechanischen Prozeß“ (Sass S. 634) auflöst, und es mitsamt der Welt einfach im Begriff der sprachähnlichen Strukturen verschwinden läßt, habe ich mich noch nicht gänzlich angefreundet, aber ich spüre den Reiz, den es bedeutet, mit solchem Denken allzu simplizistischen Denkmodellen, etwa dem des reinen Kausalismus wie dem der reinen Intentionalität zu begegnen. Deshalb habe ich einen 'durch Peter Widmer übersetzen (gemilderten?)' Lacanansatz hier in meine Arbeit aufgenommen, zumal dieser Widmersche Text sich explizit mit dem Todestrieb befassen will, wobei man sich schon jetzt fragen kann, was bei solchen Grundannahen wie den oben aufgeführten aus dem werden wird.

Widmer, der sich der Lacanschen Schule zurechnet, äußert sich aber gleichwohl noch in einer Sprache, die auch dem nicht detailgenau oder gläubig Eingeweihten zumindest Einblick in dieses Denken ermöglicht. In seiner Arbeit „Zum Problem des Todestriebes“ (1984) macht er sich daran, das komplexe Problem der Freudschen Todestriebhypothese „unter strikter Vermeidung einer biologischen Begründung“ (ebd., S. 1059) zu diskutieren. Er tut das, indem er die Äußerungen des Todestriebes (im Gegensatz zu Widmer schreibe ich dessen Genitiv in meiner Sprache mit *-es*) „als immer schon sprachlich vermittelte interpretiert“ (ebd.) und meint, mit dieser Verstehensweise des Freudschen Todestrieb-Gedankens Phänomene wie Sadismus, Masochismus und Melancholie theoretisch wie klinisch-praktisch besser fassen zu können. Desweiteren versucht er, diese seine, und wohl für eine ganze Richtung repräsentative Sicht- und Denkungsweise als durchaus kompatibel mit Freuds eigenen Aussagen zum Todestrieb darzustellen.

Widmer orientiert sich an den Artikeln Freuds, den Fragen, die diese aufwarfen und stehenließen und an den Gedanken Lacans, wie sie in dessen Gesamtwerk verstreut sind. Ob er die verstanden hat, weiß er selber nicht, gibt hinsichtlich ihrer für seine Person zu:

„Deren Schwierigkeit nötigt mich zu der Bemerkung, daß die Absicht, etwas von Lacan darzustellen, mehr noch als bei Freud einer Interpretation gleichkommt, was auch Vereinfachung oder gar Verzerrung sein kann.“ (ebd., S. 1059)

Auch Widmer skizziert kurz die Geschichte und die Verwirrungen der Freudschen Todestriebhypothesenaufstellung. Weil bisher jeder meiner Autoren allein schon bei der Darstellung dieser Geschichte in der Auswahl dessen, was ihm dabei erwähnenswert schien aus dem Freudschen Material und was nicht, eigentlich genausoviel über sich und seinen Ansatz wie über das vermeintlich Darzustellende sich ausließ, lasse ich die entsprechende Passage Widmers nicht weg:

„In der ersten Triebkonzeption sprach er [Freud] von Hunger und Liebe als den beiden Grundtrieben, sich dabei auf Schiller berufend. Das Lustprinzip verstand Freud als homöostatische Regulation, die dazu tendierte, Spannungen im psychischen Apparat möglichst gering zu halten. Sein Interesse war vorwiegend auf die Erforschung der Sexualität gerichtet, die als verdrängte, verleugnerte oder sublimierte mit ihren Partialtrieben und dem zweizeitigen Auftreten bewußt zur Artikulation gebracht werden sollte. In der Auseinandersetzung mit Jung erwies sich dann, daß der Dualismus von Liebe und Hunger zu verschwimmen drohte, da dieser [wohl Jung] ihm entgegenhielt, die Libido, die Energie der Freudschen Sexualtriebe, affiziere auch das Ich. Jung wies auf seine Erfahrung mit Psychosen hin, die zeigten – z.B. im Größenwahn –, daß das Ich selbst Objekt der Sexualtriebe werden konnte. Der Dualismus drohte in einen Monismus überzugehen, wogegen Freud sich sträubte.“ (ebd., S. 1059)

Mit dem „Jenseits des Lustprinzips“ hätte Freud – auch aus persönlichen Abgrenzungsgründen gegenüber dem ungeschätzten Jung – mit der Postulierung von Eros und Todestrieb in seinen Theoriegebäude den Triebdualismus wiederhergestellt, begründet u.a. mit den rätselhaften Wiederholungszwängen, die unlustvolle Situationen reproduzieren und so in unleugbaren Gegensatz zur bisher angenommenen Funktionsweise des Lustprinzips standen. Die unübersehbaren negativen therapeutischen Reaktionen mancher Patienten, die sich geradezu gegen eine Heilung sträubten, hätten ein Übriges getan, ein ‘Jenseits’ des Lustprinzips zu vermuten.

Widmer umreißt „*Freuds ‘Biologismus’*“ (ebd., S. 1061), mit dem dieser diese rätselhaften Tendenzen, die ihn in Richtung Todestriebhypothese geführt hatten, abstützen zu können vorgab, und meint:

„Für Freud war das biologische Fundament nichts Festes, kein Garant für sprießende Lebenskräfte. Er sprach vom Konservatismus der Triebe, der dazu tendiere, einen früheren Zustand wiederherzustellen. Freud ging dabei soweit, eine Kraft anzunehmen, die alles Lebende ins Unbelebte zurückführe. Das Ziel allen Lebens sei der Tod. In diesem biologischen Todestrieb sah Freud die Ursache für die Wiederholungszwänge und die negativen therapeutischen Reaktionen. Wie ein Gewicht würde demnach die Natur den Menschen zurück in ihren Schoß ziehen.“ (ebd.)

Widmer hebt dabei hervor, „daß Freud annimmt, daß selbst innerhalb des biologischen Bereichs etwas dem menschlichen Leben nicht günstig sei“ (ebd., S. 1061), ferner daß diese Konstruktion – die „behauptete Annahme des Konservatismus der Triebe“ (ebd.) – zum Primat des Masochismus vor dem Sadismus führe.

Eine theoretische Schwierigkeit, ein sog. ‘Jenseits’ des Lustprinzips anzunehmen, bestand, so Widmer, mindestens solange wie Freud dem Lustprinzip die „Tendenz zum Null – Zustand“ (ebd.) zusprach. Damit „erschien auch das Lustprinzip als dem Todestrieb unterworfen“ (ebd.), sein ‘Jenseits’ wäre damit unnötig. Erst mit der Aufgabe des „allgemeinen Nirwanaprinzips“ (ebd.) als Charakteristikum des Lustprinzips (bisher: Spannungsreduktion auf Null) stellte sich dieses als etwas nicht voll auf der Linie des Todestriebes Liegendes dar, was für die Verortung des Todestriebes nun wieder den Begriff ‘Jenseits’ rechtfertigte und damit auch den Triebdualismus zwischen Eros und Todestrieb wieder zuließ. Dem Lustprinzip wurde, speziell nach dessen Definition in „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924) nun eine Stabilität zuerkannt, „die auf einem Besetzungsniveau funktionierte, das nicht auf Null reduzierbar sei“ (Widmer 1985, S. 1061).

Widmers These ist es nun, neben dieser spekulativ-biologischen Begründung der Todestriebhypothese, schon bei Freud im „Jenseits des Lustprinzips“ wie auch in anderen Werken Hinweise dafür zu finden, daß *auch Freud schon* eine Herleitung seiner Todestriebhypothese über die *Sprache* geleistet habe, insbesondere im sog. ‘Fort-Da-Spiel’. Ich habe diese Episode, aus der Freud und seine Ausleger so viel machten, im ‘Jenseits-Kapitel’ bereits dargestellt.⁷⁶

Ihr fügt Widmer in Anlehnung an Lacan eine weitere Deutungsvariante hinzu. Das besagte Kind in der Fort-Da-Episode hatte sich durch Symbolisierung Substitute für seine Eltern geschaffen, so deren Abwesenheit bewältigt, sich sogar „zum Herrn über ihre Substitute gemacht“ (ebd., S. 1062), indem es die Abwesenheit der Eltern eben durch sein (auch sprachliches) Fort-Da-Spiel habe regulieren können. Die Eltern waren wohl leibhaftig fort, deren vom Kind geschaffenen sprachlich gebildeten Symbolisierungen⁷⁷ blieben aber (manipulierbar) zurück, meint jedenfalls Widmer. Die Funktion der Sprache in der Psyche erklärt Widmer unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Lacan so:

„Durch die Situierung in der Sprache geschieht ein Sprung aus der Unmittelbarkeit heraus. Reale und imaginäre Substitute treten an die Stelle der zuvor selbstverständlichen Präsenz der Anderen. Die Symbolisierung negatiert die realen Personen, läßt sie als Abwesende anwesend sein und erkennt sie damit als sterbliche Objekte, die fort sein können, als sprachliche Zeichen aber gleichwohl da sind. Durch diese Negativierung geschieht ein symbolischer Mord, der dazu führt, daß nicht nur die Anderen für das Subjekt abwesend-anwesend sind, sondern auch es selbst sich für die anderen als abwesend konstituiert.“ (ebd., S. 1062)

Sprache hat eine „mörderische“ (ebd.) und zugleich eine ‘ordnende’ Funktion; sie trennt Ich von Nicht-Ich, ihr Gehalt an Sinn bildet ein „Gegengewicht“ (ebd.) zur Unruhe der „Metonymie [= Namensvertauschung]“ (ebd.):

„Vor der Sprache nahm das Subjekt seine Umwelt nicht als etwas von ihm Verschiedenes wahr, sondern als ein Chaos, wo sich die flüchtigen Wahrnehmungen des Außen und des Körpers nicht voneinander abgrenzen ließen. Durch die Introjektion von Sprache ordnet sich das Chaos schrittweise.“ (ebd., S. 1063)

Durch die Versprachlichung der Dinge werden diese der „Flüchtigkeit“ (ebd.) enthoben, und bei Abwesenheit ist „das Zeichen der Sache“ (ebd.) noch im Gedächtnis und kann „realiter wiedergefunden werden“ (ebd.). Durch die Gesetze der Sprache verwandeln sich die zuvor vom Subjekt ungetrennten Dinge in etwas von ihm (dem Subjekt) Separiertes, andererseits treten diese Dinge nun dem Subjekt als durch Sprache geordnete Sachen zu ihm in Bezie-

⁷⁶Vergl. dazu Löchels ausführliche Erörterung. In: Löchel 1994, S. 15ff

⁷⁷ Warf das Kind die Garnrolle aus seinem Sichtbereich hinaus, äußerte es – nach Freud – soetwas wie „Fort“, zog es sie wieder in diesen zurück, gab es ein „Da“ von sich. Vergl. Freud 1920, S. 12

hung. Die Sprache kleidet die Dinge ein, erzeugt aber damit auch in dem, was ihr entgeht, ihr ungreifbar bleibt, ihr 'Jenseits', so Widmer⁷⁸, und er wählt ein Bild zur Veranschaulichung:

„Durch die Niederschrift im Gedächtnis ist dieses zu einer Gedenktafel der Außenwelt geworden. Dadurch ist es dem Subjekt möglich, sich gemäß der Herrschaft des Lustprinzips das Nicht-Ich zu unterwerfen, wieder zum Lebendigen vorzustoßen, angesichts dessen es die Sprache vergißt.“ (ebd.)

Mit Stirnrunzeln muß ich aber auch den folgenden Satz zitieren, der m.E. doch reichlich assoziativ abhebt, wenn er auch die irgendwie in Beziehung zu bringenden Begriffe unter seinen Hut bringt (zwingt):

„Die Externalisierung der introjizierten Sprache zeigt deren Merkmale der Destruktion, des Tödlichen in den schwarz gedruckten Buchstaben, deren erster die Form einer Pyramide hat. Die Realität ist also durch Sprache gebaut, der die Merkmale des Mordes am Unmittelbaren, der Negativierung der Personen und Sachen, der Transformation des Lebendigen in die relative Zeitlosigkeit der Sprache inhärent ist.“ (ebd.)

Vielleicht stoße ich mich auch nur an der Einkleidung der mir hier und da bedenkenswert erscheinenden Gedanken dieser (Sprach)Schule in durch die Alltagssprache eindeutig und zumindest mir durchschlagend besetzten Begriffen, wie 'Mord' etc.; will sie mir nicht durch solchen 'Zweitgebrauch' verwässern lassen.⁷⁹ Nichtsdestotrotz hält Widmer mit solchen Schlüssen den Bogen von Sprache zu Tod und Todestrieb für geschlagen. Biologie und anderes braucht's da nicht.⁸⁰

Diese Folgen der Sprachentwicklung für die Psyche bilden, so Widmer, die Basis für Freuds nach 1920 ausformuliertes Strukturmodell der Psyche mit der Einführung der Begriffe Es, Ich, Über-Ich. Das Über-Ich, z.B., „das Freud als sprachliche Instanz definierte, sei etwas, was das Subjekt von außen her bestimme. Was sich also intrapsychisch sedimentiert habe, sei der Niederschlag interpsychischer Vorgänge“ (ebd., S. 1065). Den besonderen Anteil der Sprache an den Äußerungen des Todestriebes versucht Widmer – nach dem oben skizzierten, schwierigen theoretischen Teil – nun auf konkrete klinische Beispiele anzuwenden, auf Masochismus, Sadismus und auf die Melancholie:

„Der Masochismus erschien Freud als Problem, weil er anscheinend dem Lustprinzip widerspricht, insofern dieses auf eine Reduktion der Spannung tendiert, der Maso-

⁷⁸Besonders Elfriede Löchel wird noch in dem sich auf sie beziehenden Kapitel meiner Arbeit den Todestrieb eher mit diesem, der Sprache entgehenden 'Unsagbaren' identifizieren als ihn auf biologisch-soziologische Grundlagen stellen.

⁷⁹Zumindest ich habe noch einen Alltag.

⁸⁰Ob in solchen Modellen noch richtig gestorben wird, und dann vielleicht noch unter Mitverursachung eines um/un-versprachlichten Todestriebes, wird noch erörtert werden.

chismus sie aber durch Zufügung von Schmerz erhöht. Unverständlich war ihm auch, warum dieser Schmerz an der Grenze zum Lustvollen empfunden wird.“ (ebd.)

Die Erkenntnis, daß Lust scheinbar keineswegs mit Spannungsreduktion automatisch gleichzusetzen sei, daß es darüber hinaus sogar lustvolle Spannungen gab, mußte irgendwie in Freuds Theoriegebäude eingefügt werden. Fortan – seit der Vorlage von „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924) – unterschied Freud „zwischen einem quantitativen und einem qualitativen Moment und ordnete jenes dem Todestrieb, dieses – als lustvolle Spannung – dem Lebenstrieb, der Libido, zu“ (Widmer 1984, S. 1065). Diese Neuerung erlaubte eine strengere Betonung des Triebdualismus zwischen Eros (Libido) und Todestrieb. Nun ließ sich Libido

„nicht nur als nach Abfuhr drängende Energie [...] begreifen. Diese Hypothese hatte ja stets zur Frage geführt, wer denn überhaupt Träger des Lebens sei, wenn doch alles zum Tod tendiere. Unter dieser Voraussetzung blieb allein übrig, den Todestrieb selber als Träger des Lebens zu erklären – ein merkwürdiges Paradox. Nun wurde aus dem Todestrieb wieder jene zersetzende Kraft, die das Leben in die unbelebte Materie zurückführen will, und aus der Libido die Energie der Lebenstriebe.“ (ebd., S. 1066)

Ein so (um)verstandener Todestrieb ließ sich gut als Grundlage des primären Masochismus denken. Dieser nimmt eine „libidinöse Miterregung“ (ebd.) bei Schmerz und Unlustempfindungen an, meint Widmer:

„Die Libido treffe auf den zersetzenden Todestrieb. Sie versuche nun, ihn nach außen abzuleiten, dabei bleibe aber ein Teil im Organismus, der libidinös gebunden sei. Von daher komme die Schmerzlust, die jeder Form von Masochismus inhärent sei.“ (ebd.)

So faßt Widmer Freuds Gedankengang in dieser Sache zusammen. Der nach außen abgeleitete Teil des Todestriebes führe, nach seinem Freudverständnis, zur Aggressivität, dann über deren Reintrojektion zum „*sekundären Masochismus*“ (ebd.). Widmer wehrt sich gegen die Unterstellung, „das ganze Spiel von Masochismus, Destruktion nach außen, Rückwendung gegen das eigene Ich“ (ebd., S. 1067) spiele sich im *biologisch* fundierten psychischen Bereich ab – „ohne daß die Sprache eine Rolle spielte“ (ebd.):

„Zumindest im sekundären Masochismus spielt Sprache eine zentrale Rolle. Das Über-Ich wurde von Freud seit ‘Das Ich und das Es’ als sprachliche Instanz beschrieben, die sich nun im Masochismus gegen das Ich wendet. Da diese Selbstdestruktion, die sich in der Praxis als negative therapeutische Reaktion manifestiert, Introjekt einer nach außen gewendeten Aggression ist, muß der Schluß gezogen werden, daß auch diese sprachlich ist. Wenn sich also der primäre Masochismus unter dem Einfluß der libidinösen Bindung nach außen wendet, muß er spätestens dann sprachliche Formen angenommen haben.“ (ebd., S. 1067)

Mit dieser Logik meint Widmer ein weiteres Mal den Todestriebbegriff frei von biologischem und soziologischem Ballast rechtfertigen zu können. Ob das aber noch derselbe ist, an dem Freud gearbeitet hat, bleibe dahingestellt.

Auch den Sadismus nimmt Widmer sich unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der Sprache auf dessen Entstehen und Erscheinungsformen im Hinblick auf die Todestriebproblematik noch einmal neu vor. Die Wendung der destruktiven Kräfte nach außen erschien schon Freud „keineswegs selbstverständlich“ (Widmer 1984, S. 1069), meint er, was besagt, daß Freud das Leben „schlechthin rätselhaft“ (ebd.) erschienen war. Die Frage hätte für Freud im Raum gestanden: „Warum wendet sich das Subjekt an den anderen, an den Mitmenschen, nimmt die Not des Lebens auf sich, statt auf kürzestem Weg zu sterben?“ (ebd.)? Diese Frage hält Widmer schon für falsch gestellt, denn – und das scheint auch mir wichtig, sofern man sich bis hierhin seinem Denken angeschlossen hat:

„Da ist nicht zuerst ein Subjekt, das mit Sprache konfrontiert wird, worauf es sich entscheidet, ob es die Konsequenzen auf sich nehmen will: Wenn sich das Subjekt wahrnimmt, hat die Sprache schon ihre Wirkung getan, so daß das Subjekt, wie Lacan sagt, ihr Effekt ist. Die Vorstellung, daß das Subjekt über Sprache verfügt, gehört zum hysterischen Diskurs, auch wenn er zur sogenannten Normalität gehört.“ (ebd.)

Nach Freudschem Verständnis, so z.B. im „Unbehagen...“ ausformuliert, verfolge der nach außen gewendete Todestrieb statt des eigenen Todes *den des Anderen* oder zumindest die Bemächtigung des Anderen. „Sadismus wäre dann eine bestimmte Legierung von Eros und Thanatos, so daß die Befriedigung des Subjekts an die Auslösung von Schmerzen beim Objekt gebunden ist“ (ebd.). Hier hakt Widmer wiederum ein, fragt nach der Berechtigung des biologischen Modells, das dahinter steht, das die Triebtheorie fundieren soll, und wie weit die Destruktivität *biologisch* begründbar ist, oder ob sie vielleicht (noch?) andere Ursachen hat, und er holt weit aus. Erst die Sprache erlaube – und erzwingen – eine Differenzierung von Ich und Du, von Ich und Nicht-Ich. Wenn es durch sie den Andern gibt, erweckt der Wut und Neid, weil

„der etwas hat oder ist, das ich nicht habe oder nicht bin, und das gerade dadurch mein Begehren erweckt, so daß die Absicht dieser Aggressivität auf ein Gleichmachen zielt – entweder will ich es auch haben oder so sein oder der Andere darf auch nicht; scheitern beide Absichten, bieten sich Strategien der Verleugnung und Entwertung an.“ (ebd., S. 1070)

Die Wahrnehmung der Nichtidentität mit dem Anderen ist ein Verlusterlebnis, das „das Subjekt in die Leere seines Alleinseins stürzt“ (ebd.), z.B. durch „Aufbrechen von mehrmals fraglosen Identifikationen mit elterlichen Imagines“ (ebd.). Das kann zu Gefühlen der Angst und

des „Auseinanderbrechens“ (ebd.) führen, meint Widmer. Im Widmerschen Lacan-Verständnis bedeutet nun Sadismus die Tendenz, dieses Getrenntsein wieder aufzuheben. „Denn die entfremdende Macht ist gemäß den Einsichten der Psychoanalyse die Sprache, die eine Kluft zum Unmittelbaren aufreißt“ (ebd., S. 1071). Der Sadismus gerät so zum „Protest gegen alles, was durch Kultur trennend wirkt und von der Identität mit der Natur wegführt“ (ebd.), braucht damit wiederum keine biologische Begründung. Er zeige als Abkömmling des Todestriebes im Widmerschen Verständnis „in aller Deutlichkeit eine Seite der Begierde des Menschen, die durch Sprache bedingte Trennung vom unmittelbaren zu überwinden“ (ebd.).

Widmer meint, schon bei Freud eine Menge von Gedanken gefunden zu haben, die Sadismus, Destruktivität und Habgier als *sprachlich vermittelt und nicht auf Biologie rückführbar* erscheinen lassen, und er verbindet seine Deutungen mit Freuds Originalgedanken so:

„Dadurch, daß das Subjekt sprachlich geworden ist [...], sieht es sich mit seinem Alleinsein, mit der Leere seines Lebens, auch mit der Unwissenheit über sich und die anderen, wer sie sind, was sie wollen etc., konfrontiert. Ein Unglück, das durch Erziehung vielleicht gemildert, aber nicht aufgehoben werden kann. Es ist die Quelle der Not des Lebens, von der Freud so oft spricht, aber auch die Ursache für Habgier, Destruktivität und Sadismus (was nicht dasselbe ist).“ (ebd., S. 1073)

Nach Widmerscher Freudinterpretation will *Habgier* „die entstandene Kluft zu den anderen und zu den Dingen schließen“ (ebd.), was unmöglich ist, weshalb sie unstillbar bleibt – eine Gier eben. Die *Destruktivität* will überhaupt die störenden Ursachen beseitigen, will sich „nicht auf die Bedingungen des Lebens“ (ebd.) einlassen, wohingegen der *Sadismus* in die Welt und das ihm Fremde eindringen will, auch um den Preis dessen *Zerstückelung*, aber nicht dessen *Zerstörung*. „Dieses Unglück, überhaupt zu leben, ist in den Tragödien, die für Freud eine so große Rolle spielen, im Ödipus und im Hamlet auf ähnliche Weise ausgedrückt: besser wäre, nicht geboren zu sein“ (ebd.). Widmer denunziert es als „schwarzen Humor“ (ebd.), wenn Kinder – oder Erwachsene – darüber sinnieren: „Warum haben mich die Eltern nicht gefragt, ob ich auf die Welt kommen will“ (ebd.)?⁸¹

Und die *Sexualität*, so fährt Widmer fort, versuche die Lücke, die durch das Auftreten von Sprache als Differenzen zu den anderen gerissen wurde, wieder zu schließen, ihr bleibt eine Trostfunktion. Widmer kriegt auf seine Art die Sache mit dem Todestrieb und den Vermittlungsschwierigkeiten von Freuds früherer mit der späteren Triebtheorie rund, bleibt aber im Vorläufigen, im spekulierenden Konjunktiv:

⁸¹Man muß keinen Humor haben, um sich und denen, die es angeht, diese Fragen vorzulegen, finde ich.

„Von diesen Gedanken her wäre es möglich, die ursprüngliche Triebkonzeption Freuds (Hunger und Liebe als Grundtriebe) anders zu lesen und eine Brücke zu den späteren Schriften zu schlagen: Hunger wäre dann ein Ausdruck für Selbsterhaltung, was auch heißt: Kampf ums Dasein. In diesem Kampf müßte die Destrudo gehemmt werden, so daß aus dem tödlichen Kampf eine sublimierte Form erwüchse, die das Leben der anderen anerkennt, um den Gewinn der Schonung des eigenen Lebens. Und die Sexualität wäre der Versuch, die Wunden des Kampfes und der Trennungen zu schließen.“ (ebd., S. 1074)

In diesem (Um)Deuten der einst Freudschen Begriffe sieht Widmer nun den Vorteil, „die gegenseitigen Verflechtungen von Eros und Thanatos ohne Schwierigkeiten integrieren zu können“ (ebd.). „Der eine Trieb wäre ohne den anderen gar nicht möglich. Im Kielwasser der sublimierten Destrudo (Sprache, Arbeit) hätte die Sexualität ihr Feld“ (ebd.).

Den Energiebegriff, d.h. die Frage, was denn das Ganze antreibt, läßt Widmer eingestandenmaßen außerhalb seiner Erörterung.

Nun widmet er sich auch noch der Melancholie mit dem gleichen Muster zu und hält die in ihr von Freud postulierte Äußerungsform des Todestriebes für genauso sprachlich bedingt und allein aus solcher Herkunft erklärbar, wie er es für Sadismus und Masochismus bereits getan hat. Schon der Text „Trauer und Melancholie“ (1917) steht für Widmer an der Schwelle zur Todestriebeführung durch Freud. Der Begriff ‘Todestrieb’ taucht in dieser Arbeit zwar noch nicht auf, das Thema der Arbeit, der Unterschied zwischen Trauer und Melancholie eben, sei aber ohne ihn, den noch Unbenannten, nicht gänzlich zu verstehen und mit der ursprünglichen Freudschen Triebkonstruktion nicht zu erfassen.

Ich will den Rahmen meiner Arbeit nicht gänzlich sprengen und glaube, mit den Widmerschen Hinweisen zu Masochismus, Sadismus und zur Destruktivität die Sichtweise der Lacanschen Schule, soweit sie sich mir aus den Widmerschen Gedanken erschloß, auf den Todestriebbegriff aufgezeigt zu haben. Dieselbe Prozedur für den Anteil der Sprache am Entstehen und an den Erscheinungsformen der Melancholie noch einmal im Sinne der schon geleisteten Aufbereitung der oben genannten Begriffe durchzuführen, erscheint mir nicht nötig.

Der Todestrieb bleibt, so Widmer sich zusammenfassend, ein „überaus komplexer Begriff“ (ebd., S. 1079), dessen Diskussion auch außerhalb der Frage, ob er (auch) im biologischen Bereich zu verankern und darin wirksam sei, Sinn macht. Das Problem von Leben und Tod wird ihm zufolge, wie gezeigt, von Sprache (mit)bestimmt:

„Durch die Versprachlichung wird das Subjekt mit seinem Alleinsein konfrontiert. Gleichzeitig hebt die Sprache die Vereinzelung auf, aber um den Preis einer unaufhebbaren Distanz zu den anderen: Die Sprache wird so zum Träger des Lebens, das

seine Perspektive angesichts seiner Endlichkeit, des Todes gewinnt: Sie verhindert einen Kurzschluß und bringt das Subjekt auf seinen Lebensweg.“ (ebd., S. 1079f)

Doch der sprachlich Vereinzelte sträube sich gegen diese „Transformation vom biologischen zum sprachlichen Subjekt“ (ebd., S. 1080), tendiere dazu, „das Erworbene in einer Bewegung nach rückwärts aufzugeben, wieder in die Sprachlosigkeit einzutauchen, wo alles eins wäre“ (ebd.). Auch im Sadismus zeige sich der un(bio)logische Todestrieb. Der Sadist im Widmerschen Sinne will ein „Jenseits der Sprache“ (ebd., S. 1081) einholen: „dieses Jenseits ist so unvorstellbar wie der Tod selbst; die Begierde des Sadisten will aber dieses Jenseits erreichen, alle Entfremdungen der Menschen, die sie durch Kultur erfahren haben, überwinden“ (ebd.).

Was hat Widmer gemacht?

Aus diesem schwierigen Artikel von Peter Widmer bleibt mir festzuhalten, daß der Autor es nicht darauf anlegte, eine Diskussion darüber zu entfachen, ob und wie der Todestrieb biologisch begründbar ist. Sein Thema steht 'jenseits' davon. Widmer versucht, den Begriff des Todestriebes beizubehalten, ohne auf dessen Freudsche Begründung besonders einzugehen, nimmt gleichsam das vom 'Meister' entwickelte Vokabular als geräumige, geheiligte Hülle für Eigenes. Das hat der Psychoanalyse (oder der Linguistik?) einige neue Begriffe erspart, aber die Verwirrung um den Inhalt der alten durchaus bereichert. Das halte ich für problematisch, besonders wenn Freud rückwirkend und nachträglich dabei unterstellt wird, er hätte – zwischen den Zeilen – 'sowieso schon ähnliches gedacht'. *Ein Bruch ist ein Bruch und sollte auch so benannt werden*; vielleicht ist es eine Frage des Temperaments, der Redlichkeit oder des Kalküls, ob einem die Klarheit der Begriffe vorgeht vor der Harmonie mit der längst auseinanderstrebenden psychoanalytischen Gemeinde, die nur durch den – nicht mehr zu rechtfertigenden – gemeinsamen Gebrauch der scheinbar gleichen Begriffe eine Homogenität als Institution nach außen vorgibt, die in der inneren Diskussion nicht trägt.

Nun, wo mir eine Lebensselbstverständlichkeit und Selbstbetrachtungsgewohnheit nach der andern durch meinen Text abhanden gekommen ist, soll mich auch der vorletzte Autor meiner Sammlung nicht schrecken: Jean Laplanche ist an der Reihe. Bitte umblättern.

6. Das sprachlose ‘Warum’ des Todestriebes und ‘Seine Stellung in der Theorie des Sexualtriebes’ – Jean Laplanche

Eigentlich hatte ich ja keine Lust mehr. Ich hatte genug vom Todestrieb in mir und außer mir. Was ich am Todestrieb am Schreibtisch sitzend nicht verstanden hatte, schien sich stattdessen um mich herum im Leben zu inszenieren; nie war ich so garstig zur Welt und sie zu mir. Und übermorgen ist auch noch Totensonntag.

Da aber die Kapitel, Zitate, Gedanken, Bücher und Artikel, durch die ich mich gekämpft hatte, in dem Moment, wo ich denn einmal mit ihnen fertig war, hinter mir lagen, blieb zu jedem frühen Morgen Platz für ein neues Pensum.

Warum sich dann nicht, wenn draußen sowieso der Winter heraufzieht, sich doch noch mal an Laplanche wagen? Vielleicht hatte ich ja doch wenigstens soviel von meinem mir fahrlässig und naiv einst selbstgestellten Todes(trieb)thema begriffen, daß ich mir einen Reim (ein)bilden konnte auf Laplanches Thesen von „Warum Todestrieb?“ (1985) und „Der Todestrieb innerhalb der Theorie des Sexualtriebs“ (1988). Solche sich sichere Begründung einerseits und anschließende (Neu)Verortung des Todestriebes andererseits schien nun aber alles endgültig zu verwirren, versprach aber auch Klärung, sollte ich Laplanche in seinem Gedankengang folgen können. Laplanche schien mir auch aus dem Grunde attraktiv für meine Arbeit, weil mir das von ihm mitverfaßte Nachschlagewerk „Das Vokabular der Psychoanalyse“ (1972) bereits gute Dienste geleistet hatte.

Wer schnell wissen will, worauf Laplanche letzten Endes hinauswill, und wo dieser neben den anderen von mir aufbereiteten Autoren und deren Sichtweisen auf die Freudsche Todestriebhypothese einzuordnen ist, halte sich an meine Aufbereitung seines eher thesenartig abgefaßten Beitrags „Der Todestrieb in der Theorie des Sexualtriebes“, worin Laplanche seinerseits schon zur Vertiefung auf die anderen zu diesem Thema bereits von ihm geleisteten Arbeiten verweist. Wer den eher etwas mühsamen Weg hin zu den Laplancheschen Ergebnissen nachschreiten will, tue sich auch den unmittelbar folgenden Abschnitt über das „Warum“ des Todestriebes an.

Warum Todestrieb?

Die Gedanken Laplaches gehören mir zu den ausgefeiltesten und überzeugendsten, die mir seit meiner Beschäftigung mit dem Todestrieb untergekommen sind. Ich hätte sie nicht verstanden, hätte ich mich nicht durch die anderen Autoren, die ich bearbeitet habe, mittlerweile hindurchgewühlt. Daß Laplanche also ziemlich am Ende der Arbeit zu Wort kommt, hat nicht nur seinen Grund in der halbwegs chronologischen Anlage meiner Arbeit, sondern auch in dem, was er an Verständnis voraussetzt.

Als Einstieg in die Problematik des Todestriebes dient Laplanche seine Irritation über den Begriff des Freudschen Masochismus. Die diesem und seinem 'ökonomischen Problem' gewidmete Abhandlung Freuds⁸² bleibt viele Erklärungen schuldig, stattdessen widmet sich Freud darin dem '*Titanenkampf*' zwischen Lebenstrieb und Todestrieb, wobei er ersterem das 'Lustprinzip' und letzterem das 'Nirwanaprinzip' als Funktionsweisen zuschreibt.

Dahinter bleiben manche Paradoxien des Masochismus unerörtert, so z.B. der innere Widerspruch in der Definition, daß der Masochismus nach Freud „die Lust an der Unlust“ (Freud 1924, zit. nach Laplanche 1985, S. 153) sei. Soetwas miteinander Unvereinbares (Lust an der Unlust) geht nach Laplanche nur auf, „wenn man entweder sagt, daß die beiden Seiten der Gleichung nicht dem selben Feld angehören, oder irgendein Gleiten der Bedeutung beim einen oder anderen der Termini annimmt“ (Laplanche 1985, S. 153). Denken ließe sich, so Laplanche, daß – wenn man zwei verschiedene Systeme voraussetzt –, die *Lust* innerhalb des einen Systems gleichzeitig *Unlust* innerhalb des anderen Systems sein könne:

„Wenn im sadistischen Szenario die Lust beim Subjekt und die Unlust beim Objekt ist, so würden die Introjektion des Objekts und dessen Integration als Instanz der Persönlichkeit (als Ich) zu einer Verinnerlichung der ganzen Szene führen – wodurch sich das Paradox des Masochismus leicht erklären ließe.“ (ebd., S. 153)

Doch leider hat Freud diese 'Lösung' nie vorgeschlagen, stattdessen „*die Lust, Leiden zuzufügen, immer für weit rätselhafter und erklärungsbedürftiger gehalten, als die Lust zu leiden*“ (ebd.), so Laplanche. Die Erklärung für diese Phänomene und das Freudsche Denken über sie mußte anderswo liegen. Doch nachdem Laplanche das Problem des Masochismus aufgebrochen hat, bricht er ab⁸³ und beginnt stattdessen, – oder um in einem Bogen später vielleicht zurückzukehren –, damit, *seine* Lesart des „Jenseits des Lustprinzips“ auszubreiten. Auch ihm ist das der „faszinierendste und am stärksten vom übrigen Werk abweichende Text Freuds. Nie zeigt sich Freud so frei und so kühn wie in diesem großen metapsychologischen, metaphysischen und metabiologischen Fresko“ (ebd., S. 156). Eine „unerhörte Verbindung der

⁸² „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924)

⁸³ Als hätte er sich die Freudschen argumentativen Zauderrhythmen, die zumindest im „Jenseits des Lustprinzips“ eingearbeitet sind, zueigen gemacht.

verschiedenen Weisen dessen, was man allgemein als das 'Negative' bezeichnen könnte: Aggression, Destruktion, Sado-Masochismus, Haß..." (ebd., S. 157) kommt, so Laplanche, in dieser Abhandlung zum Ausdruck. Dieser Text, der „eine Art freies Denken“ (ebd., S. 157) darstellt, mag manchen enttäuschen, meint Laplanche: „Die Lücken im Schlußfolgern sind ebensoviele Fußangeln, die gleitenden Bedeutungen der Begriffe stiften Unordnung in den terminologischen Bezügen, [...]“ (ebd., S. 157). Da nimmt es für Laplanche nicht wunder, daß Ablehnung der Todestriebhypothese die Folge war, oder Akzeptanz des Begriffes in abgewandelter Form unter Absehung von seinen philosophischen, biologischen oder sonstigen Freudschen Grundlagen. Einfaches Ignorieren und Vergessen des Begriffes sei eine weitverbreitete Umgangs-/Umgehungsweise mit ihm.

Wesentlich scheint Laplanche, daß im „Jenseits..." „die verschiedensten Wiederholungsphänomene, soweit sie nicht weiter reduzierbar sind, mit dem Wesen des Triebs in Zusammenhang gebracht“ (ebd., S. 158) werden. Eine kosmische Macht wird postuliert, als treibende Kraft zur Tendenz des menschlichen Individuums zur Reproduktion seiner primären Zustände. Damit ist nach Laplanche das *psychologische* Feld genauso verlassen wie *das des Lebens*.

„Es geht also darum, zu erfassen, was das am meisten 'Triebhafte' am Trieb sei – die Ataraxie [= Unerschütterlichkeit, Gleichmut, Seelenruhe], das Nirwana als Abschaffung jeglichen Triebs –, und was das Lebendigste am Biologischen sei – der Tod als ausdrückliches 'Endziel' des Lebens.“ (ebd., S. 158)

Diesem „Universalen“ (ebd.) des Todes steht der Lebenstrieb, Eros, gegenüber, der auf der biologischen, psychologischen und sozialen Ebene danach trachtet, „das energetische Niveau der Konfigurationen, deren innerstes Band er darstellt, zu erhalten und zu heben“ (ebd., S. 158f). Die Dialektik dieser beiden Tendenzen spielt sich, so Laplanche Freud verstehend, im Innern jeder Zelle jedes Lebewesens, jedes Atoms ab, und „erst in zweiter Linie wird ein Teil der ursprünglichen Zerstörungswut auf die äußere Welt gewendet und bewirkt dann das, was wir in den Phänomenen erkennen können: die Aggression“ (ebd., S. 159).

Hiermit ist das Primat der Autoaggression gesetzt; diese ist „ihrerseits nichts anderes als die Folge des absoluten Primats der Tendenz zur Null beim Individuum, die als die radikalste Form des Lustprinzips anzusehen ist“ (ebd.). Doch was sich da alles im Innern des Individuums, seiner Zellen und Atome so an angenommenen Tendenzen und Strebungen alles sammelt, scheint einander durchaus zum Teil erheblich zu widersprechen:

„Reduktion der Spannungen auf Null, (Nirwana), Neigung zum Tode, Autoaggression, Streben nach Leiden oder Unlust. Ökonomisch gesehen, besteht der Hauptwiderspruch darin, daß die Tendenz zur radikalen Abschaffung jeglicher Spannung, also die höchste Form des Lustprinzips, auf ein und denselben Trieb bezogen werden soll

wie das masochistische Streben nach Unlust, das sich doch logisch nur als Zunahme der Spannung interpretieren läßt.“ (ebd.)

Eine direkte Lösung der von ihm akribisch aufgefächerten Probleme hat auch Laplanche nicht, meint, daß mit der Einführung des Todestriebes „das Spiel falsch ausgegeben und die Partie schlecht gespielt worden“ (ebd., S. 161) ist. Nun will er sich aber nicht damit begnügen, „die Karten neu zu verteilen ohne vorher zu versuchen, die erste ‘Ausgabe’ zu interpretieren“ (ebd., S. 161). Er hält es – darin Elfriede Löchel und Erich Fromm ähnlich (siehe in den diesen gewidmeten Kapiteln meiner Arbeit) – für sinnvoll und geboten, eine Interpretation dessen zu versuchen, „was sich in einem Werk vom Unbewußten, aber durchaus auf der Ebene des diskursiven Denken, blicken läßt“ (ebd.).

Danach hält er den Todestrieb schlicht für einen von Freuds „Denkzwängen, die periodisch im Freudschen Werk wiederauftauchen“ (ebd.), gar für die Summe aller übrigen, die in gewissen, sich vom sonstigen Freudschen Werk absondernden Abhandlungen seit dem „Entwurf einer Psychologie“ (1895) regelmäßig äußerten. Das „Jenseits des Lustprinzips“ z.B. lasse sich in diese Reihe von Freud – Texten einreihen, die wie „aus einer Art zweiten Zustandes“ (ebd.) heraus geschrieben wurden, die außerhalb (jenseits?) der sonstigen Freudschen Kontinuität lägen außerhalb seiner sonstigen Argumentationsart.

In Freuds „Jenseits...“ stellt „eine Hypothese“ (ebd., S. 162) (Betonung auf *eine* oder *Hypothese*?) alles in Frage, so Laplanche:

„Sie wird ohne Absicherung hingestellt, mit Argumenten jeglicher Ordnung, die oft sogar aus Gebieten stammen, die außerhalb der psychoanalytischen Erfahrung liegen, mit Anleihen bei Biologie, Philosophie und Mythologie.“ (ebd.)

Zwar berufe sich Freud „auf die souveräne Freiheit, zu philosophieren und zu träumen. Dennoch zeigt sich bald der *Zwang*, und die metaphysische Träumerei wird für Freud zu einem Dogma, das er seinen Schülern auferlegt“ (ebd., S. 163). Das gipfelte in dem Freudschen, schon von mir zitierten und durchaus wörtlich zu verstehenden Eingeständnis, daß seine anfangs nur versuchsweise vorgetragenen Auffassungen im Laufe der Zeit eine solche *Macht* über ihn gewannen, daß er „nicht mehr anders denken [konnte]“ (Freud 1930, zit. nach Laplanche 1985, S. 163). Freuds Biograph Jones verteidigte, nach Laplanche, solch ein Besessensein von einer Idee bei seinem ‘Meister’: „Denn, wie begreiflich, schließt die psychologische Determiniertheit einer Lehre ihre wissenschaftliche Korrektheit keineswegs aus“ (Jones 1962, zit. nach Laplanche, S. 164).

Laplanche will die Idee der Freudschen Todestriebhypothese nicht als *plötzliche Wendung* im Freudschen Denken stehenlassen, sondern „den Zwang zum Todestrieb auf all das beziehen, was ihn präfiguriert oder in anderen Konfigurationen des Werks vorbereitet“ (Laplanche 1985, S. 165). Freud unterliegt nach Laplanche sein ganzes Werk hindurch dem Zwang, „gegen alle biologische oder gar psychophysische Wahrscheinlichkeit den Primat der Null vor der Konstanz zu behaupten“ (ebd., S. 171). Was heißt das? Zumindest, daß es jetzt kompliziert wird. Aber auch hier soll geduldiges Bemühen um Verstehen und nachzeichnendes Referieren ein paar dörre Früchte am Erkenntnisbaum eintragen.⁸⁴

Auch Laplanche stößt sich, wie wohl schon klargeworden ist, an den Windungen, Wendungen und Widersprüchlichkeiten der Freudschen Lustprinzipdefinitionen, deren zwei auf den ersten Blick unvereinbare sich in ein und demselben Text, dem „Jenseits...“ auffinden lassen.

„Dieses [das Lustprinzip] erscheint als ‘das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannung...’, dann wieder als die Tendenz des psychischen Apparates, ‘den Betrag der Erregung in ihm konstant oder möglichst niedrig zu erhalten’“ (Freud 1920, zit. nach Laplanche 1985, S. 167)

So wie Freud es tut, tendenziell unterschiedsnegierend mit den Streben nach ‘Aufhebung’ und ‘Konstanz’ umzugehen, hält auch Laplanche für problematisch. Das Streben zur Aufhebung, zur Null ist für Laplanche – und auch für mich – etwas begrifflich anderes als das Streben nach ‘Konstanz’, wobei während gewisser Phasen der ‘Wegstrecke’ dieser Unterschied nicht ins Auge springen mag, doch im angestrebten ‘Ziel’ unterscheiden sich beide Funktionsprinzipien *prinzipiell*.

„Die Ausdrücke ‘Null’ und ‘Konstanz’, auf deren Unterscheidung wir gerade Wert legen, werden von Freud oft in einem Kontinuum gesehen, sei es, daß er zwischen ihnen eine unscharfe Synonymie herstellt – auf die Gefahr hin, es der ‘Psychophysiologie’ überlassen zu müssen, sie wieder klar voneinander zu trennen –, sei es, daß er die Tendenz zur Konstanz als einen Notbehelf darstellt, der die absolute Reduktion der Spannungen ersetzt.“ (Laplanche, S. 167)

In einer langen, kompliziert mathematisch-physikalisch-physiologischen Abhandlung widmet er sich den verschiedenen möglichen Beziehungen zwischen den beiden Termini *Null-* und *Konstanzprinzip*, und geht der Frage nach, ob, wie und wann das eine der beiden Prinzipien vielleicht auf das andere rückführbar sei. Seine Aussage darüber lautet: „Keines der beiden Prinzipien – Nullprinzip und Konstanzprinzip – kann also, soweit sie sich innerhalb eines

⁸⁴ Meine Arbeit mag vielleicht in dem Sinne ‘wissenschaftlich’ sein, daß sie einen Bericht davon liefert, wie ich selber mir ‘Wissen schaffe’, mich mit einem mir durchaus unangenehmen Thema herumschlage, von dem ich vorher nicht viel mehr wußte, als daß es einem sich allmählich seiner Endlichkeit bewußt gewordenem Zeitge-

gleichen Systems auf die gleiche Art quantifizierbarer Energie beziehen, auf das andere reduziert werden“ (ebd., S. 168).

Im Denken des von Freud so geschätzten Physikers Fechner habe es eine exakte Lösung des Nullprinzips/Konstanzprinzips-Problems gegeben, *aber* unter Einbeziehung zweier völlig heterogener Typen von Quanten [= Energiemenge, -teilchen], „das Quantum der Abweichung von der Stabilität (was Fechner Empfindung nennt) und das Energiequantum (was Fechner Reiz nennt)“ (ebd., S. 171). Das würde es eigentlich ermöglichen, so Laplanche, „die Tendenz zur Null exakt auf die Tendenz zur Konstanz und die Null der wahrgenommenen Abweichung auf die Konstanz des inneren energetischen Niveaus zu beziehen“ (ebd., S. 170). Zur Verdeutlichung und Erinnerung, auf welchen Fechnerschen Gedanken sich diese ‘Lösung’ bezöge, hier noch einmal die auch von Freud schon im „Jenseits...“ zitierte Stelle, auf die Freud sich berief, aus der er aber etwas anderes machte, indem er die Grenzen ihrer Gültigkeit mißachtete:

„Insofern bewußte Antriebe immer mit Lust oder Unlust in Beziehung stehen, kann auch Lust oder Unlust mit Stabilitäts- und Instabilitätsverhältnissen in psychophysischer Beziehung gedacht werden, und es läßt sich hierauf die anderwärts von mir näher zu entwickelnde Hypothese begründen, daß jede die Schwelle des Bewußtseins übersteigende psychophysische Bewegung nach Maßgabe mit Lust behaftet sei, als sie über eine gewisse Grenze davon abweicht, indes zwischen beiden, als qualitative Schwelle der Lust oder Unlust zu bezeichnende Grenzen eine gewissen Breite ästhetischer Indifferenz besteht [...]“ (Fechner 1873, zit. nach Laplanche 1985, S. 170)

Doch Freud hätte die Fechnersche ‘Lösung’,- die mit den *zwei* heterogenen Energien –, für sich abgelehnt, da er nicht bereit war *mehr als eben eine einzige Art Energiequantum* anzunehmen als seelisches Regulativ, meint Laplanche. Dieses eine universelle psychische Energiequantum hätte für Freud darüber hinaus „*materiell ablösbar*“ (ebd., S. 171) sein und „*zirkulieren*“ (ebd.) können müssen. Die Fechnerschen eher mathematischen Funktionen hätten für ihn und sein psychoanalytisches Denkvorhaben nicht getaugt, meint Laplanche.

Aber als wesentlichsten Grund, weshalb Freud sich der bei Fechner vorgeführten eleganten Versöhnung von Lust- und Konstanzprinzip, von der Tendenz zur Null und dem Streben nach Stabilität – wenn auch unter Hereinnahme zweier ‘unfreudscher’ verschiedener Energiequanten in die Theorie – versagte, sieht Laplanche in Freuds erwähnten Zwang „gegen alle biologische oder gar psychophysische Wahrscheinlichkeit den Primat der Null vor der Konstanz zu behaupten“ (ebd.). In Freuds Schriften sei der Begriff der Konstanz ein sekundärer gegenüber

nossen gut anstände, sich über das klug zu machen, was die gewählte Studienrichtung der Psychologie psychoanalytischer Ausrichtung zu Tod, Trieb und ähnlichen unausweichlichen Lebenswichtigkeiten zu sagen hat.

dem der Null, und das schon vom „Entwurf einer Psychologie“ an, sei auch erst nach dieser (der Null) zur Erwähnung gekommen, als Anpassung der Tendenz zur Null an die ‘Not des Lebens’⁸⁵. Die so im unherkömmlichen, aber Freudschen Sinne verstandenen ‘Lebensnot’ des an seiner direkten Selbstabschaffung gehinderten Individuums definiert Laplanche als Druck,

„der auf den Organismus durch den Erregungs-Zustrom von innen her ausgeübt wird, das Ungenügen der anarchischen organischen Reaktionen, solche übermäßige Ladung dauerhaft abzuführen, und die Notwendigkeit, geeignete ‘spezifische’ Aktionen auszulösen, die geeignet sind, die Schleusen der Abfuhr zu öffnen.“ (ebd., S. 179)

Solche ‘Lebensnot’ zwingt das Neuronensystem (es handelt sich hier um Ausdrücke aus Freuds „Entwurf zu einer Psychologie“)

„die ursprüngliche Tendenz zur Trägheit d.h. zum Niveau = Null aufzugeben. Es muß sich Vorrat von Quantität gefallen lassen, um den Anforderungen zur spezifischen Aktion zu genügen. In der Art, wie es dies macht, zeigt sich indes die Fortdauer derselben Tendenz modifiziert zum Bestreben, die Quantität wenigstens möglichst niedrig zu halten und sich gegen Steigerung zu wehren, d.h. konstant zu halten.“ (Freud 1895, zit. nach Laplanche 1985, S. 172)

So kommt man (oder Es) doch noch, wenn auch über den Umweg des später so genannten Realitätsprinzips zum von Anfang an angestrebten Ende. Das Prinzip zur Null ist Freud zeit- lebens das Primäre, meint Laplanche, das zur Konstanz etwas Späteres, davon Abgeleitetes. Es ist an das Auftauchen der Ich-Instanz gebunden,

„also an die auf einem konstanten Niveau besetzte Gestalt, welche die freie Zirkulation des unbewußten Wunsches erschwert, verändert, regelt und so verhindert, daß die Vorstellungen, die an die ersten ‘Befriedigungserfahrungen’ gebunden sind, erneut besetzt werden und Halluzinationen auslösen.“ (ebd., S. 172)

Mit dem „Jenseits des Lustprinzips“ hat Freud, so Laplanche, die Priorität der Null bestätigt. Daß das in jenem Text so häufig erwähnte und dabei so widersprüchlich und ungreifbar erwähnte Lustprinzip mal der Tendenz zur Null, mal der der Konstanz zugeordnet erscheine, ließe sich dennoch durchaus harmonisch erklären:

„Soweit das Lustprinzip – durch diesen ganzen Text hindurch [gemeint ist das ‘Jenseits des Lustprinzips’] – immer zusammen mit ‘seiner Modifikation, dem Realitätsprinzip’, behandelt wird, ist es auf der Seite der Konstanz angesiedelt. Seine ‘radikalste Gestalt’ oder sein ‘Jenseits’ bestätigt als Nirwanaprinzip die Priorität der Tendenz zur absoluten Null oder des Todestriebes.“ (ebd.)

⁸⁵Hier sei noch einmal betont, daß für Freud die ‘Not des Lebens’ nicht etwa in irgendwelchen irdischen Bedrängnissen liegt, sondern in der Tatsache, daß es so schwer ist, das Leben auf kürzestem Wege wieder loszuwerden; da sind die Sexualtriebe vor. Auch die Freudsche ‘Lebensaufgabe’ erscheint in bedeutungsumkehrenden Doppelsinn; es ist nicht nur schwer aber erstrebenswert, die Aufgaben des Lebens zu bewältigen, sondern es ist auch (Trieb)Ziel, dieses Leben aufzugeben, meint er.

Damit hat Freud, so Laplanche, „das Ganze des biologischen Bereichs, seine Geschichte so gut wie seine heutigen Manifestationen, als verunsichert durch die in ihm enthaltene Tendenz zur Null, die ‘drinnen’ am Werk ist – im Dunkeln, aber doch unabwendbar“ (ebd., S. 173), dargestellt. Aber warum?

„Bezeugt diese Thematik romantischer und Rilkescher Art Freuds ständige Vertrautheit mit seinem eigenen Tod? Dies ist möglich. Doch das Einbringen der Null ins Leben und der Versuch, das Lebendige von ihr abzuleiten, haben im theoretischen Werk selbst ihre Vorläufer.“ (ebd.)

So meint zumindest Laplanche, und in einem weiten Bogen durch das Freudsche Werk versucht auch er diese Vorläufer aufzuzeigen. Ich zeichne das nicht im Einzelnen nach, ähnliches haben mit ähnlicher oder anderweitiger Beweisintention schon andere von mir in meiner Arbeit vorgestellte Autoren auf je ihre Art getan, satt dessen lasse ich Laplanche noch einmal mit seiner geballten und deshalb kaum kürzbaren wie unterschlagbaren Schlußbetrachtung zu Wort kommen. Im Hinblick auf die spätfreudsche Einführung der Begriffe Eros und Todestrieb ordnet er (sich) die Materie so:

„Nicht ohne Grund haben die Kommentatoren mehr als einmal bemerkt, daß auf der Ebene des letzten Freudschen ‘Dualismus’ nicht mehr von Trieben im ‘freudschen’ Sinne die Rede sein könne, sondern daß es sich dabei – in hyperbolischer Übersteigerung dessen, was der Terminus in den Wissenschaften vom Leben normalerweise bedeutet – um Instinkte handle. Wollte man besser begreifen, wie dieser Zwang zur Zerstörung des Lebens gerade 1919 [gemeint ist wohl die erste Abfassung des ‘Jenseits des Lustprinzips’, oder Laplanche hat bessere Quellen, was das genaue Erscheinungsjahr des ‘Jenseitstextes’ angeht, der nach meiner Kenntnis eben 1920 herauskam] an den Tag tritt und den Todestrieb prägt, so wären zusätzliche Erörterungen über die Entwicklung und die Struktur der Freudschen Theorie unumgänglich.

Im Jahre 1914 erscheint ‘Zur Einführung des Narzißmus’, neun Jahre später ‘Das Ich und das Es’. In dieser Zeit, also während der Entwicklung der Theorie über das Ich und dessen libidinös-narzißtische Besetzung, drängt sich das ‘Leben’ immer mehr in den Vordergrund. Das Ich reißt alle Kräfte und alle Vollmachten an sich; es wird ‘zuständig’ sowohl für die Selbsterhaltung wie für die Sexualität bis hin zur Liebe und zur Objektwahl – und dies, wie wir gesehen haben, immer im Zeichen des Narzißmus. Als Begleiterscheinung taucht der Eros auf, jene göttliche Macht, die sich so stark von der Sexualität unterscheidet, also von dem, was die Psychoanalyse primär entdeckt hatte. Eros ist das, was den Zusammenhalt und die synthetische Tendenz des Lebewesens ebenso wie des Seelenlebens aufrechterhalten, bewahren und sogar verstärken will. Während die Sexualität seit den Anfängen der Psychoanalyse ein Prinzip der ‘Entbindung’ war und erst nach Intervention des Ich ‘gebunden’ werden konnte, tritt mit dem Eros die gebundene und bindende Form der Sexualität auf, und zwar im Zusammenhang mit der Entdeckung des Narzißmus. Diese ein Objekt besetzende, an eine Gestalt gebundene Sexualität trägt nun das Ich und das Leben selbst, aber auch jede Art von Sublimation.

Auf diesen Triumph des Vitalen und des Homöostatischen mußte Freud – gemäß der strukturalen Notwendigkeit seiner Entdeckung – in der Weise reagieren, daß er eine Art Anti-Leben postulierte, nicht nur in der Psychoanalyse, sondern auch – mittels

einer kategorischen Überschreitung der epistemologischen Grenzen – in der Biologie. Als solches Anti-Leben erscheinen nun die Sexualität und das Lustempfinden und, negativ, der Wiederholungszwang. Strategisch gesehen erweist sich die Verlegung der Prinzipien aus dem psychoanalytischen Feld in die Lebensordnung als eine Gegenattacke; das Feuer wird auf jene Stellungen gerichtet, von denen Angriff und Invasion zu erwarten sind.“ (ebd., S. 182ff)

Der Todestrieb in der Theorie des Sexualtriebes

1988, also mehr als anderthalb Jahrzehnte nach dem Erscheinen der französischen Originalausgabe von „Leben und Tod in der Psychoanalyse“ im Jahre 1970, worin der Text „Warum Todestrieb?“ enthalten war, hat Laplanche noch einmal Gedanken zum Todestrieb zu Papier gebracht. Weil diese den Ansatz des von mir referierten „Warum Todestrieb?“, jedenfalls nach meinem Verständnis, hier und da nuancieren, und weil das Begreifen der Laplanche'schen Gedanken vielleicht nicht nur mir sondern auch meinen fiktiven Lesern (nicht den tatsächlichen) nicht allzu leicht gefallen ist, was zum größeren Teil wohl an meiner unvollkommenen Darstellung liegen mag, unterschlage ich beim Vorstellen der Arbeit „Der Todestrieb in der Theorie des Sexualtriebes“ nicht gewisse vom Autor selber gemachte Zusammenfassungen seiner früheren Gedanken, zumal das Thema der *Wiederholung*, des *Wieder* – Holens durchaus meiner Arbeit entspricht.⁸⁶

Laplanche meint auch 1988 noch, daß die Einführung der Todestriebhypothese zur Stellungnahme gegenüber der Freudschen Theoretisierung und ihrer Geschichte herausfordert. Es gälte, zwischen zwei „gegensätzlichen Klippen“ (Laplanche 1988, S. 178) eine Position zu finden. Man könne

„den Begriff ‘*Todestrieb*’ übernehmen, wobei wir ihn aber mit einem Inhalt versehen (z.B. Aggressivität), der weder den Erfahrungen, die Freud im Auge hatte, noch der Funktion des Begriffes im allgemeinen Gleichgewicht des Freudschen Denkens entspricht.“ (ebd.),

oder – was aber eine „absurde und unhaltbare Stellung“ (ebd., S. 179) bedeutete, allein schon wegen der widersprüchlichen Freudschen Formulierungen und deren Entwicklung – „dem Buchstaben nach und rein dogmatisch den Freudschen Formulierungen zustimmen“ (ebd.).

Eine nachträgliche Theoretisierung der Freudschen Gedanken im anlehnenden oder zeitlichen ‘*nach Freud*’, die dabei auch noch „manchmal ganz wesentliche Unterschiede zu dessen aus-

⁸⁶Manchmal dient die Wiederholung ganz profanen Lernzwecken, fernab jedes metaphysischen oder tiefstpsychologischen Bemühens, wird zur Voraussetzung eines schlichten Begreifens.

drücklichen Formulierungen hervorhebt“ (ebd.), hält Laplanche nur berechtigt, sofern diese anstrebt, „den Widerspruch auf die Spitze zu treiben, um zu versuchen, auf einer andern Ebene eine Formulierung zu finden, die die Weise, in der das Problem gestellt wird, selbst verändert“ (ebd.). Desweiteren müßte eine nachträgliche Uminterpretation des ‘wörtlichen’ Freud-schen Denkens der Tatsache Rechnung tragen, daß dieses „nicht eine simple Chronologie, in der die (klinischen und/oder spekulativen) Entdeckungen sich – die eine der anderen – hinzufügen würden“ (ebd.) ist, sondern daß dieses Denken selbst „den Phänomenen der Nachträglichkeit, der Verdrängung, der Rückkehr des Verdrängten, der Wiederholung usw.“ (ebd.) unterliegt. Kritisches, denkendes und historisches Lesen könne es erlauben, daß man „die sekundären Rationalisierungen und die oft verfälschende Weise vernachlässigt, in der Freud seine eigene Geschichte neu- und umschreibt“ (ebd., S. 180).

Zum Todestrieb sich äußern, verlangt zumindest ein Grundverständnis dessen, was für Freud die Begriffe ‘Tod’ und ‘Trieb’ bedeuten, meint Laplanche, und ich stimme zu. ‘Trieb’ sei abzusetzen von ‘Instinkt’, ‘Bedürfnis’, ‘Funktion’; der Freudsche ‘Tod’ sei vornehmlich der des Individuums selbst, weniger der dem Anderen zugefügte. Der „*Trieb des Todes*“, so Laplanche, sei genaugenommen und auf die eingestandene Gefahr hin, Freud umzudeuten, der „*Trieb des eigenen Todes*“ (ebd., S. 181).

Aus diesen abgegrenzten Genauigkeiten erkläre sich auch Freuds langjährige Weigerung, einen sog. ‘Aggressionstrieb’ dem Todestrieb gleichzusetzen. Der ‘Tod’ im Todestrieb, letzteren siedelte Freud nach Laplanche „auf der tiefsten Ebene des unbewußten Es“ (ebd., S. 182) an, sei Freud aber nie als unvereinbar mit dem gleichfalls von ihm postulierten Fehlen der „Verneinung, des Widerspruchs und der Idee des Todes“ (ebd.) im Unbewußten erschienen.

„Der Todestrieb ist bei Freud eng verbunden mit dem Begriff des Null-Prinzips oder des Nirwana-Prinzips (Rückkehr auf dem kürzesten Wege zur Abwesenheit jeglicher Erregung) und mit dem Wiederholungszwang, dessen beharrlicher Druck sowohl in der Klinik als auch in der Kur immer offensichtlicher wird. [...] Kurz, das ‘Unerwünschte’, das ‘Dämonische’, das, was man weder beherrschen noch binden kann, kehrt in ‘Jenseits des Lustprinzips’ mit Macht zurück.“ (ebd., S. 181f)

Viele von Freuds Ausführungen und Argumentationssträngen hin zur Todestriebhypothese sind (auch) für Laplanche „falls man sie wörtlich nimmt, unhaltbar“ (ebd., S. 182). Die mechanistische Auffassung des Organismus als Reflex-Apparat mit einbebauter Tendenz zur Totalabfuhr der Erregung sei absurd, trage nicht dem *homöostatischen* Geschehen Rechnung. Mithin sei „der im ‘Todestrieb’ gemeinte Tod nicht der Tod des Organismus, sondern der Tod jenes ‘Organismus’, der beim Menschen die Interessen des biologischen Organismus vertritt, d.h. des *Ichs*“ (ebd., S. 183).

So wie Laplanche präzisierend, aber auch tendenziös (um)deutend die ‘Todesfrage’ (jedenfalls für sich, vielleicht auch für Freud) harmonisch löst, geht er auch den Triebbegriff an. Am Schluß seiner Ausführungen geht soviel glatt auf, das sei jetzt schon gesagt, daß man den Verdacht nicht loswird, die Begriffe werden auf das Endresultat hin ‘zurechtfrisirt’. Ein Autor, der nichts davon hat, die Dinge genauer oder anders zu fassen, weil’s am Schluß der textlichen Prozedur inhaltlich ‘immer noch nicht aufgeht’, wirkt auf alle Fälle überzeugender, wenn auch nicht so französisch elegant. Trotzdem muß es nicht falsch sein, was Laplanche da macht.⁸⁷

Ihm ist überhaupt schon die Notwendigkeit eines Triebbegriffs in der Psychoanalyse umstritten. In der Linie des „Humeschen Empirismus“ (ebd., S. 183) läge es z. B., „jeglichen Appell an abstrakte, hinter den Phänomenen angenommene Kräfte als metaphysisch, ‘mechanistisch’ usw.“ (ebd.) zurückzuweisen.

Doch in bezug auf die „Aktion des Unbewußten-Es“ (ebd.) seien wir (Menschen) den Trieben als „Kräften, die uns treiben“ (ebd.), die uns „in der 3.Person“ (ebd.) anreden und bestimmen, unterworfen. Die Existenz und der Drang des Es, in Verbindung mit unserer „Passivität diesem gegenüber“ (ebd.) bestimmen die „Bedingungen des psychoanalytischen Aktes“ (ebd., S. 183f).

Eine theoretische Bewußtwerdung darüber, sowie die „Wiederaneignung der Triebkraft in der ersten Person“ (ebd., S. 184), bleibt immer nur „unendliches Ziel“ (ebd.), es besteht weiter unsere passive Unterworfenheit unter den Triebdrang, womit aber nicht eine biologisierende Auffassung des Triebbegriffs eröffnet werden soll, unterstreicht Laplanche deutlich. Ein Verständnis des Triebes als „Grenz-Begriff“ (ebd.) zwischen Biologischem und Psychischem lehnt Laplanche entschieden ab, genauso wie den „bestreitbaren Dualismus des ‘Psychischen’ und des ‘Somatischen’“ (ebd.). Für ihn (ent)steht der Trieb zwar „auch an einer Grenze“ (ebd.), aber an der zwischen „Selbsterhaltung und dem Sexuellem“ (ebd.).

„Daß das Biologische, die Selbsterhaltung in mehrfacher Hinsicht im Triebkonflikt *vertreten* ist, bedeutet nicht zwingend, daß der Trieb eine biologische Kraft ist und nicht einmal, daß das Somatische an das Psychische eine ‘Arbeitsanforderung’ stellt.“ (ebd.)

Für Laplanche ist es das Es, das einem „inneren Fremdkörper“ (ebd.) gleich, sich an den „Organismus des Ich“ (ebd.) fordernd wendet. Auch schon für Freud sei das Ich „vor allem ein

⁸⁷ „Ein Narr (oder Schurke?), wer Schlimmes dabei denkt...“, lautet ein *französisches* Sprichwort.

Körper-Ich“ (ebd.) gewesen.⁸⁸ Es sei falsch verstandene Biologie wie Psychoanalyse, ein primäres, nicht verdrängtes Es oder Unbewußtes anzunehmen, meint Laplanche, sich weiter gegen allzuviel Biologisches im (Todes)Triebbegriff wehrend:

„Die Hypothese eines nicht verdrängten, als absolut erstes aufgefaßtes Es (‘alles, was bewußt ist, war zuerst unbewußt’) führt zu allen Aporien des Versuchs, die menschliche Welt ausgehend von einer zunächst in sich geschlossenen Monade, die, man weiß nicht wie, sich der Welt und dem In-der-Welt-Sein öffnen müßte, zu rekonstruieren. Die Hypothese eines nicht verdrängten Es setzt die Möglichkeit psychischer vererbter Spuren von archaischen Erfahrungen voraus: Eine Lamarcksche Ansicht, die in einem merkwürdigen Kontrast sowohl zum Freudschen Darwinismus als auch zum gegenwärtigen Triumph des Neo-Darwinismus steht.“ (ebd., S. 185)⁸⁹

Nach Laplanche bildet sich das sog. „ursprüngliche Unbewußte durch die Aktion der Urverdrängung“ (ebd., S. 185) (Was es mit der ‘Urverdrängung’ auf sich hat, kommt bei mir und Laplanche weiter unten noch genauer zu Wort.), und weiter: „Sobald das Unbewußte durch die Verdrängung gebildet ist, ist es allerdings ein Es und es wird wohl auch zu einer Natur, zu einer zweiten Natur, die ‘uns wirkt’“ (ebd.). Und schon stehen Es, Unbewußtes und sogar Natur harmonisch in einer Reihe... Nur die Biologie geht in diesem Kapitel leer aus, aber dafür kommt sie in anderen meiner Kapitel (umso übertriebener?) zu Wort.

Nach solch Rekurrieren auf die ‘Urverdrängung’ verblüfft es nicht mehr, wenn Laplanche mit wenigen weiteren Streichen die ehemals oder andernorts noch herrschende Verwirrung über Freudsche Widersprüchlichkeiten ausräumt. Die klassische, zeitliche Unterscheidung der Freudschen Triebtheorien in die frühere Phase der aufgestellten Dichotomie *Selbsterhaltung contra Sexualität* und dann später *Lebens- contra Todestribe* deutet Laplanche so um, daß sich diese, soviel Streit und Schwierigkeiten auslösenden Freudschen Umbauten nun bei ihm harmonisch ergänzen, „wobei die zweite [Triebtheorie] die erste verändert und ausgewogener macht“ (ebd.).

Laplanche verdeutlicht das Thema seiner hier behandelten Arbeit, daß nämlich ‘*der Todestrieb in die Theorie des Sexualtriebes angesiedelt werden kann*’. Wie beim ‘frühen Freud’ stellt er die Selbsterhaltungsfunktionen (Freuds frühere Ich-Triebe) den Sexualtrieben gegenüber. Letztere teilen sich in seinem Schema auf in einerseits „sexuelle Lebenstribe“ (ebd., S. 186), welche fähig sind zur Ich- bzw. Objektliebe, und andererseits „sexuelle Todestribe“.

⁸⁸ Fundstelle *dazu* bei Freud wird von Laplanche nicht genannt.

⁸⁹ Diese Laplanchesche Trieb-, Unbewußtes- und Freud- Interpretation paßt so gar nicht zu der von mir aufbereiteten Sullowayschen Bemühung, Freud geradezu als ‘sich – verheimlichenden’, ‘Krypto’- Biologen wenigstens nachträglich zu entlarven (oder zu ehren) und ihm genau diese ‘lamarckschen’, biogenetischen Neigungen zu unterstellen. Näheres dazu siehe im Kapitel über „Das (Bio)Logische am Freudschen Todestrieb...“.

Diese Todestribe sind nun *ein Teil der Sexualtriebe*, stehen *in diesen* den Selbsterhaltungsfunktionen *gegenüber*.

Die Selbsterhaltung steht unter der Funktion der Homöostase und sei – jedenfalls nach der Triebdefinition aus Freuds „*Triebe und Triebchicksale*“ (1915) – nicht im eigentlichen Sinne *triebbestimmt*, nimmt nicht am „psychischen Konflikt“ (Laplanche 1988, S. 186) teil, an ihr ist nichts verdrängt, sie ist durch das Ich vertreten. Eigentliche *Triebqualität* im Laplanchen Schema kommt nur der Sexualität zu.

„Nur die Sexualität ist Gegenstand der Verdrängung, und zwar aus von Freud oft angegebenen Gründen, deren wesentlicher sich im Niveauunterschied zwischen der sexuellen Erwachsenenwelt, die ihre Botschaften dem Kinde zukommen läßt, und den Bindungs- und Symbolisierungsfähigkeiten des kindlichen Ichs zusammenfassen läßt.“ (ebd., S. 187)

Aus diesen frühkindlichen Bedrängungen (nicht unbedingt im buchstäblichen Sinne dazu vonnöten), der „Urverführung“ (ebd., S. 187), entsteht, nach Laplanche, die „Urverdrängung“ (ebd.), das Es. Das unreife Kind könne die „Botschaften, die mit Sinn und Begierde beladen sind“ (ebd.) noch nicht entschlüsseln.

„Die Anstrengung, um das Trauma zu binden, das die Verführung begleitet, führt letztlich zur Verdrängung jener ersten Signifikanten und deren metonymischen [= vielmamigen] Ableitungen. Diese unbewußten Objekte oder unbewußten Sachvorstellungen begründen die Quelle des Triebes.“ (ebd.)

Die (Neu)Verortung des Todestriebes innerhalb der Sexualtriebe meint Laplanche unter Zugrundelegung seines oben geschilderten Todes- und Triebverständnisses fundiert begründen zu können, auch er wiederum in der Pose desjenigen, der meint, ‘Freud habe das alles auch schon so gesehen, aber den anderen nicht laut gesagt’. Er macht sich in dieser Angelegenheit an eine Kurzchronologie des Freudschen Denkens. Bis etwa 1915 sei dieser von einem „Primat der Sexualität“ (ebd., S. 189) ausgegangen, nur sie konnte – oder durfte – sich Trieb nennen, war des Unbewußten einziger Inhalt. Dann folgte, etwa ab 1915 die objektbezogene Sexualität, die Liebe zum Objekt, die Liebe zum Ich:

„Diese Erforschung des Ich als Objekt der Liebe ist absolut neu, wie auch die Idee, daß die äußeren Objekte ein Abglanz des Ich sind, oder mit jener ersten Besetzung des Ich in Verbindung stehen, da wir ja den anderen entweder unserem eigenen Abbild gemäß, oder dank einem Liebespotential lieben, welches zuallererst das Potential ist, das bewirkt, daß wir uns selbst lieben.“ (ebd.)

Über soviel befriedete, untergebrachte, ruhige, *gebundene Sexualität* schien bis etwa 1919 beinahe die *nicht-gebundenen Sexualität*,

„die ihr Objekt wechselt, die Sexualität, die nur ein Ziel hat, nämlich so schnell wie möglich zu ihrer Befriedigung und zur vollständigen Senkung ihrer Lust, das heißt zur vollständigen Realisierung ihrer Lust auf kürzestem Wege zu eilen“ (ebd.),

aus dem theoretischen Blickfeld zu verschwinden. Es entstand um diese Zeit für Freud, sagt Laplanche, die Notwendigkeit, „etwas wiederaufzunehmen, was in der Sexualität wesentlich war und das verloren worden war, ihr dämonischer, dem Primärprozeß und dem Wiederholungszwang unterworfenen Aspekt“ (ebd., S. 189f).

Wenn man Sexualität so umdeutet, so zweiseitig und doch so universell auffaßt, als zum einen objektbezogen, zum andern geradezu anarchisch-ungebunden, kommt dabei – jedenfalls für Laplanche – heraus:

„Davon ausgehend befindet sich die Sexualität (ihr anfänglicher Inhalt) wie auseinandergerissen zwischen diesen beiden Aspekten, die schließlich von Freud unter den Bezeichnungen ‘Lebenstrieb’ oder ‘Eros’ und ‘Todestriebe’ neu gegliedert werden. Wobei Eros nicht die Gesamtheit der Sexualität übernimmt, sondern jene Aspekte, der Sexualität, die danach streben, sowohl das Objekt als auch das Ich als primäres Objekt zu bewahren.“ (ebd., S. 190)

Auch das Lustprinzip stellt sich Laplanche ähnlich „auseinandergerissen“ (ebd., S. 190) vor, was dessen ‘Zielvorstellung’ und Funktionsweise angeht, wie die Sexualität. Je nachdem, ob man sein Funktionieren nach dem „Trägheits- oder Nullprinzip (das spätere Nirwanaprinzip)“ (ebd.) oder dem Konstanzprinzip, das als Homöostase die Selbsterhaltungsbelange des Organismus und seines Vertreters, des Ich, regelt, begreift, läßt sich sein Wirken im ersten Fall dem Todestrieb und im zweiten Fall dem Eros zuordnen.⁹⁰

„Wenn das ‘Lustprinzip’ die absolute Herabsetzung der Spannungen bedeutet, so wird von ihm gesagt, daß es ‘im Dienste des Todestriebes steht’. Wenn die Tendenz zur absoluten Null als ‘Nirwanaprinzip’ bezeichnet wird, so wird das Lustprinzip davon unterschieden und es deckt sich mit dem Konstanzprinzip: Es vertritt hier die Anforderung der Lebenstrieb zur Homöostase und zur Synthese.“ (ebd., S. 190f)

Nun hat Freud sich aber lebenslang geweigert, dem Todestrieb eine sog. ‘Destrudo’, also eine diesem Todestrieb eigene Energiequelle zuzuschreiben, so wie er die Libido als Energiequelle der Sexualtriebe beschrieb. „der Triebdualismus sollte also mit einem energetischen Monismus, jenem der Libido, versöhnt werden“ (ebd., S. 191). Solch eine Beibehaltung einer einzigen ‘Energieversorgung’ des psychischen Triebgeschehens führte aber, nach Laplanche, zu dem folgenden Entscheidungszwang hinsichtlich der Entstehung des Todestriebes:

⁹⁰Die Tendenz zur absoluten Null ist nun mal, finde ich, etwas anderes als die zur Aufrechterhaltung oder Wiedererlangung einer Konstanz, auch wenn für ein paar denkbare Fälle beide für eine gewisse Weg- oder Zeitstrecke scheinbar identisch sind.

„Entweder muß von hier ab eine doppelte biologisierende Fiktion aufrechterhalten werden: das dem Körper gegenüber ‘offene’ Es und der Todestrieb als biologische Tendenz zum Unbelebten. Oder man muß anerkennen, daß die Urverdrängung den Todestrieb zum Entstehen bringt, und ihn im Kern des Es ansiedelt, als Kern des Sexualtriebes.“ (ebd.)

In Vorbereitung zu dieser ‘anstehenden Entscheidung’ widmet sich Laplanche dankbar der, – bei bestimmter Interpretation jedenfalls – auf seiner Linie liegenden Melanie Klein; deren Werk könne „als der grundsätzlichste und grundlegendste klinische Beitrag zur Theorie des Todestriebes betrachtet werden“ (ebd., S. 192). Laplanche hat diesen Beitrag in seine Theorie aufgenommen und weiterentwickelt. Kleins „Schema der Projektion des Sadismus auf die Objekte, gefolgt von der Introjektion dieser Objekte, die zu inneren angreifenden Objekten geworden sind“ (Laplanche 1988, S. 193), setzt voraus, „daß die Zerstörung (und nicht die Selbstzerstörung) an erster Stelle steht, wenn sie sich auch konkret nur ausdrückt, indem sie Objekte in der Außenwelt findet“ (ebd.), gibt Laplanche Klein wieder.

Dabei bleibe Klein „unschlüssig“ (ebd.) darüber, woher denn – bei den Verfechtern eines ‘quasi von vornherein eingebauten Todestriebes’ – der Hang zur Selbstzerstörung gekommen sein soll, und Laplanche spitzt das zu: „Handelt es sich um einen Todestrieb ohne Phantasie, eine stagnierende und blinde Selbstzerstörung, oder ist es bereits ein Angriff durch innere Objekte“ (ebd.)?⁹¹ Laplanche zumindest ist sich sicher:

„Unsere Auffassung wäre, daß der stagnierende Todestrieb, ohne Vorstellung, nur das Relikt einer irrigen biologischen Auffassung ist. Der Todestrieb kann nur der innere Angriff durch Objekte sein, die auf das Ich zugleich anregend und gefährlich wirken. Aber die Bildung dieser Quell-Objekte (innere Angreifer) ist selbst das Ergebnis eines introjektiven Primärprozesses, dessen Ursprung in dem liegt, was wir die Ursituation der Verführung nennen.“ (ebd., S. 193f)

Nun da Laplanche die Todestriebe (er spricht viel im Plural von ihnen) bar jeglicher a-priori-Herkunft, jeder transkosmisch-metaphysischen oder irdisch-biologischen, ja sogar jeder sprachspezifischen Bedingtheit sieht, sondern durch die ‘Urverdrängung’ entstanden, im Kern des Es angesiedelt innerhalb der Theorie des Sexualtriebs, setzt er seine so und nicht anders definierten sexuellen Todestriebe und sexuellen Lebenstribe einander gegenüber „unter dem Gesichtspunkt ihres energetischen Funktionierens, ihrer Ziele, ihrer Beziehungen zum Ich und schließlich ihrer Quell-Objekte“ (ebd., S. 194):

„Die *sexuellen Lebenstribe* funktionieren gemäß dem Prinzip der gebundenen Energie (Konstanzprinzip); ihr Ziel ist die Synthese, die Aufrechterhaltung, oder die Bildung von Einheiten und Zusammenhängen, sie sind dem Ich gemäß; ihr Quell-

⁹¹Vergl. Klein 1948: Zur Theorie von Angst und Schuldgefühl. „Diese Angst drückte aus, daß er sich von seiner eigenen Zerstörungswut (sowie von seinen inneren Verfolgern) bedroht fühlte.“ (S. 130)

Objekt ist ein, 'totales' Objekt. *Die sexuellen Todestribe* funktionieren gemäß dem Prinzip der freien Energie (Prinzip der Nullspannung); ihr Ziel ist die totale Triebabfuhr auf Kosten des (vernichteten) Objekts, sie sind feindlich gegenüber dem Ich, das sie aus dem Gleichgewicht zu bringen suchen; ihr Quell-Objekt ist ein abgespaltener einseitiger Aspekt, ein Objekt-Anzeichen.“ (ebd., S. 194f)

Nun fehlt, nach Laplanche, zwar im Es, Im Unbewußten, nach Freud, jede Vorstellung von Tod, von Negation; trotzdem ist dem Ich soetwas wie „Todesangst“ (ebd., S. 196) durchaus spürbar. Diese Angst, so Laplanche, „ist die Wahrnehmung der Gefahr, die von der inneren Arbeit des Todestriebes herrührt“ (ebd.). Es ist der nicht-gebundene sexuelle Trieb, nach Laplancher Definition eben der sexuelle Todestrieb, der dem Ich mit „Überwältigung“ (ebd.), „Eindringen“ (ebd.), „Gleichmachen“ (ebd.) droht, was dann auf der Ebene des Ich die psychisch verspürte Todesangst ausmacht. Aber auch von einem „Narzißmus des Todes“ (ebd.) läßt sich sprechen. Hier steht das „Vermeiden von Spannungen“ (ebd.) im Vordergrund, „mit dem Ziel, sich nicht nur jegliche Überlastung, sondern auch jeglichen Libido-Erguß zu ersparen: Ablehnung neuer Möglichkeiten beim Zwangsneurotiker oder beim Oknophilen; Asketik, Stoizismus oder Epikureismus“ (ebd.).

Als letzten bisher störrisch sich durch die psychoanalytische Literatur schleppenden Widerspruch nimmt sich Laplanche die einander z.T. ausschließenden Definitionen des 'Nirwanabegriffs' vor. Die Schwierigkeiten mit diesem Terminus hatten bislang darin gelegen, daß zwei eigentlich gegensätzliche Tendenzen in eben diesem Prinzip auf eine Einheit reduziert gedacht werden sollten, nämlich die *Tendenz zur absoluten Null*, „die rasende, schizo-paranoide Wut des Todestriebes, der das Ich angreift“ (ebd.) und auf der anderen Seite die *Tendenz zur Konstanz*, „die imaginäre Auflösung der Lust in der Ataraxie [= Unerschütterlichkeit], der wahrhaften Mimesis [= Nachahmung] des Todes“ (ebd., S. 196f). Beides nennt sich 'Nirwanaprinzip', funktioniert aber unterschiedlich. „Das Nirwanaprinzip des Triebes und das Nirwanaprinzip des Ich sind also nicht identisch, selbst wenn auf einem Teil der Strecke die Prozesse, die zu ihm führen, sich zu überschneiden scheinen“ (ebd., S. 197). Und sogar hier findet Laplanche noch eine beides umgreifende Lösung:

„Der Trieb kennt nur eine Art und Weise, die O-Ebene zu erreichen: die vollständige Abfuhr. Das Ich hat vier oder sechs Mittel, um die Homöostase aufrecht zu erhalten: eine mäßige Abfuhr oder einen mäßigen Spannungszuwachs zu akzeptieren – eine übermäßige Abfuhr oder Spannung zu vermeiden – die Abfuhr und die Spannung, selbst wenn sie gemäßigt sind, zu vermeiden.“ (ebd.)

Besonders die letzten beiden Möglichkeiten sieht Laplanche durchaus in der Nähe eines „buddhistischen Nirwana, welches von der schizophrenen Verheerung ebenso sehr unterschieden ist, wie die Stille des Lamaklosters von jenen Hiroshimas“ (ebd., S. 197f).

Was hat Laplanche gemacht?

Es bleibt festzuhalten, daß auf wenigen Seiten Laplanche elegant Freuds frühe und die spätere Triebtheorie in Einklang miteinander gebracht hat, dem umstrittenen Todestrieb eine voraussetzungsarme, theoretisch nachvollziehbare immer wieder neue Entstehungs(besser Bildungs-)geschichte *zugeschrieben* hat (über die Urverdrängung), neben der – für den, der mag, Freuds metaphernreiche, mit gesamtkosmischen Spekulationen und tiefgründigen Dichterworten durchsetzte Vorstellung ‘seines’ Todestriebes durchaus stehenbleiben kann, weil *es auf sie nicht mehr ankommt*. Ob Laplanche damit aber Freud zur Seite gesprungen ist, ihm bei der Überwindung diverser übriggebliebener Ungereimtheiten seiner Theorie glättend zu helfen, oder ob er mit dieser Art ‘Verständnis’ nicht gerade die Freudschen Intentionen beim Aufstellen und *Beibehalten* der Todestriebhypothese konterkariert hat, die der in die Art und Weise gerade *dieser Freudschen* Todestriebhypothese gelegt hat, wird im ‘urteilenden’ Schlußkapitel meiner Arbeit behandelt.

Aber für Freudsches ‘Unbehagen’, für Schicksalsmächte und ähnlich Gigantisches ist die Psychoanalyse dieser Laplancheschen (Trieb)Ausrichtung/Auffassung nicht mehr zuständig. Und von der gesellschaftlichen Geprägtheit und Verstricktheit der Menschen, in deren Psyche sich doch das von Laplanche so brilliant-scharfsinnig ausdifferenzierte, verschachtelte *Getriebe* abspielt, auch nicht. Eine vornehme, anstoßvermeidende Zurückhaltung. Denksport auf gepflegtem Rasen, brauchbar aber allemal zum Schärfen der Begriffe. Und wie schon bei der Gewichtung des ‘Widmer-Kapitels’ (wo es auch um den Lacanschen Standpunkt zur Freudschen Todestriebhypothese ging), beschleicht mich die Frage, ob all das so beeindruckend in ein in sich schlüssiges Triebmodell – einschließlich eines Todestriebes – Gedachte wohl auch Laplanchescherseits entstanden und zum integralen Bestandteil der Psychoanalyse erklärt worden wäre, wenn Freud es z.B. bei seiner *älteren* Triebtheorie *belassen* hätte. Ob Lacan, Widmer, Laplanche dann, von einem ‘Unbehagen an der sonst unvollkommenen Psychoanalyse’ gepackt, ihr den Todestrieb samt theoretischer Verankerung und Verortung im Sexualtrieb, bzw. in der Sprachhaftigkeit des Menschen, nachgereicht hätten als unübergehbare, essentielle *Triebgröße*? Mit demselben theoretischen Überzeugtheitsgestus vielleicht, wie sie einen Todestrieb heute, wo der Begriff nun mal existiert, steinhart untermauern? Auch dazu mehr im urteilenden Schlußkapitel meiner Arbeit.

Im nächsten Kapitel kommen wieder Menschen vor, sitzende Menschen, die sich einen langen Vortrag lang Elfriede Löchels Lesart des „Jenseits des Lustprinzips“ zu Gemüte führen ließen und sich darüber austauschten. Über beides werde ich berichten.

7. Der vorgetragene Todestrieb – Elfriede Löchel⁹²

Weit vorn in meiner Arbeit, im Kapitel über die Herleitung der Todestriebhypothese hatte ich die Lesart von Elfriede Löchel zu dem schwierigen Freud-Text „Jenseits des Lustprinzips“ als ‘Lesehilfe’ schon eingebracht, während ich den Inhalt der Freudschen Abhandlung zu referieren versuchte als unerläßlichen, unumgänglichen Einstieg in die Problematik der Freudschen Todestriebhypothese. Löchel hatte mit ihrer Lesart deutlich machen wollen, daß Freud in jenem Text „nicht nur im Inhalt seiner Aussagen, sondern zugleich auch in den Akten des Aus-sagens“ (Löchel 1994, S. 15) seinen Gegenstand „verhandelt“ (ebd.):

„Wir haben gesehen, wie die Textbewegungen (Wiederholungen, Rückschritte, Überwindung von Gegenargumenten etc.) selbst Bedeutung erzeugen. Die Rhetorik des Textes überschreitet seine Argumentationsstrategie.“ (ebd.)

Ich habe mir gedacht, selbiges ‘Verhandeln des Gegenstandes’ durch die Art und Weise seiner Darstellung und Darreichung könnte auch zum Zuge kommen, wenn ein Autor/eine Autorin, hier Elfriede Löchel, nun ihrerseits ihre ‘Lesart’ des „Jenseits...“ einem Publikum vorträgt, so geschehen am 5.7.1994 im „Institut für Psychologie und Sozialforschung (IPS)“ an der Universität Bremen. Deshalb habe ich dieses Kapitel ‘Der vorgetragene Todestrieb’ genannt, nicht nur weil Löchel hierin ihre Thesen zum Thema vorlegt, sondern weil ich auch Teile und Art der Reaktionen des Publikums während des Vortrags und der anschließenden Diskussion mit der Referentin wiedergeben wollte, zur Illustration dessen, was aus dem Todestrieb wird, wenn er denn ‘zur Rede’ gestellt/angeboten wird. Im übrigen habe ich mit dem Löcheltext als Lesehilfe meine Arbeit begonnen, und es tut der Arbeit keinen Abbruch, wenn ich sie damit, zumindest was den übermäßig lang ausgefallenen referierenden Teil angeht, auch beschließe, zumal die Bewegung des *Wiederholens*, des *Wieder-Holens* das Thema meiner Arbeit ausmacht.

Nachdem Löchel in ihrer Lesart den Freudtext „Jenseits des Lustprinzips“ vorgestellt hat⁹³, bezieht auch sie Position, unter Berufung auf das, was ‘zwischen den Zeilen steht’; und wie es sich in der Wissenschaft gehört, berichtet sie erst einmal, was denn bei ähnlich gerichteten Versuchen ihrer Vorgänger, einen Standpunkt zur Freudschen Todestriebhypothese zu gewin-

⁹²Der Löchelsche Text ist ein unveröffentlichtes Typoskript. Ich habe mir – nach Rücksprache mit der Autorin – herausgenommen, ein paar Zitatangaben zu verbessern.

⁹³was im „Freud und das Jenseits...“ – Kapitel meiner Arbeit schon genügend zur Vorstellung kam.

nen, herausgekommen ist. Quasi als Beleg par excellence der Ablehnung, die speziell dieses Freudsche Denken erfahren hat, führt sie (wie auch ich selber schon) Rudolf Brun (1953) an.

Der sprach von einer „Schockwirkung“ (Brun 1953, zit. nach Löchel 1994, S. 24), die durch die Freudsche Todestrieb – Einführung in der Psychoanalyse ausgelöst worden sei, fast schien ihm, nachdem „nach zwanzigjähriger mühsamer Arbeit“ (Brun 1953, ebd.) die psychoanalytische Trieblehre „als ein in sich geschlossenes System nach allen Seiten fest begründet“ (Brun 1953, ebd.) dastand,

„als ob der Meister [Freud] plötzlich wieder an seinem Werk, oder vielleicht eher an der Menschheit irre geworden sei, als ob er in seinem faustischen Erkenntnisdrang nun wieder sogar an den Grundlagen seines soeben vollendeten Werkes zweifeln würde, als ob dieser Zweifel ihn veranlaßt hätte, alles wieder umzustürzen.“ (Brun 1953, zit. nach Löchel 1994, S. 24)

Auf der anderen Seite verlautbarte sich z.B. Lacan (1960), „der die Struktur des Triebes nicht aus der Biologie, sondern aus der Schnittstelle von Körper und Sprache her konzipiert“⁹⁴ (Löchel 1994, S. 24), mit: „Wer... den Todestrieb aus (Freuds) ... Lehre wegläßt, verkennet diese total“ (Lacan 1960, zit. nach Löchel 1994, S. 24). Löchel interpretiert diese enormen Polaritäten:

„Das ‘Alles-oder-Nichts’-Prinzip, das sich in diesen beiden Bewertungen zeigt, scheint mir aber charakteristisch für die Auseinandersetzung mit diesem Konzept. Die aggressive Empörung, mit der der Begriff des Todestriebes von vielen Autoren verworfen wird, belegt meines Erachtens, daß es sich um einen nachhaltig irritierenden Begriff handelt. Manche Autoren behandeln ihn wie einen Fremdkörper, von dem man die psychoanalytische Theorie befreien müsse.“ (Löchel 1994, S. 24f)

Sie versucht eine Erklärung:

„Die Erkenntnis, daß mitten im Leben der Tod sei, ist – auch wenn man die Religion einmal beiseite läßt – in der Dichtung seit je her ausgesprochen worden, ohne daß sie bekämpft werden mußte. Die Anstößigkeit desselben Gedankens, sobald er von dem Analytiker Freud ausgesprochen wird, muß etwas damit zu tun haben, daß dies ‘Gesetz’ nun nicht mehr im Gewande der Poesie (oder der Religion), sondern im Namen der Wissenschaft angesprochen wird; noch gravierender ist vermutlich, daß es nicht nur um die Präsenz des Todes im Leben geht, sondern um einen Trieb zu diesem hin. Der Begriff des *Triebes* steht im allgemeinen für eine Lebensfunktion. Wenn diese Vorstellung aufgegeben wird, muß man sich neu fragen, was ein Trieb ist.“ (ebd., S. 25)

Der Entstellung der Freudschen Gedanken, die darin läge, den Begriff des Todestriebes „heuristisch“ (ebd.), d.h. als Hilfsmittel, als vorläufige Annahme gelten zu lassen und im klinischen Alltagsgeschäft zu einem sogenannten bloßen Aggressionstrieb umzuerklären und da-

mit zu verharmlosen, will Löchel sich enthalten, weil das ihrer Ansicht nach wenig zum Verständnis des Freudschen Todestrieb-Konzepts beiträgt und dieses eigentlich auch überflüssig mache.

Darauf, daß der Triebbegriff – nicht nur der des Todestriebes – in der psychoanalytischen Diskussion und Literatur seit Freud (und wohl auch manchmal bei Freud) umstritten ist, weist auch sie hin. Und jenachdem, von welcher Art der zugrundegelegte Triebbegriff ist, erklärt sich ihr auch das entsprechende (Miß)Verständnis des Todestriebes als Phänomen, Phantasie oder eben Trieb. Lichtenstein z.B., so Löchel, vertrete die Auffassung,

„Freud hätte, statt vom Todestrieb von Entropie sprechen und den Begriff des Triebes dem Leben vorbehalten sollen. Lichtenstein wehrt sich somit – und das verbindet ihn mit vielen Autoren (z.B. auch Fenichel 1935 [den habe ich im Fromm – Kapitel schon zu Wort kommen lassen]) – vor allem gegen den Begriff des Triebes im Freudschen Todestrieb. Darin scheint etwas besonders Anstößiges zu liegen. Es hat viele Bemühungen gegeben, den Triebbegriff von der Affizierung mit dem Tode zu befreien.“ (ebd., S. 23)

Nach solcher Lichtensteinscher Definition sei der Trieb zwar konservativ-wiederholend aber nicht regressiv-abbauend, also nicht für das zuständig, was Freud das Bestreben des Todestriebes nannte.

Doch Löchel insistiert darauf, daß Freud eben von der „Urverdrängung als konstitutiv für die Befriedigungssuche des Triebes“ (ebd.) ausging. Was damit gemeint ist, habe ich im Laplanche-Kapitel schon mühsam nachgezeichnet. Setze man diese ‘Urverdrängung’ voraus, „dann wird man im Trieb selbst sowohl die Tendenz nach vorn (Verschiebung, Substitution, Ablenkung, Umwege) als auch durchaus einen Sog zurück, der all das wieder loswerden will, finden können“ (ebd., S. 23f).

Diese – unbequemere – Trieauffassung ist prägnant in Freuds Schrift „Die Verdrängung“ (1915) umrissen, wo es heißt:

„Der verdrängte Trieb gibt es nie auf, nach seiner vollen Befriedigung zu streben, die in der Wiederholung eines primären Befriedigungserlebnisses bestünde; alle Ersatz-, Reaktionsbildungen und Sublimierungen sind ungenügend, um seine anhaltende Spannung aufzuheben, und aus der Differenz zwischen der gefundenen und der geforderten Befriedigungslust ergibt sich das treibende Moment, welches bei keiner der hergestellten Situationen zu verharren trachtet, sondern nach des Dichters Worten ‘ungebändigt immer vorwärts dringt (Mephisto im Faust I ...). Der Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung, ist in der Regel durch die Widerstände, welche die Verdrängungen aufrechterhalten, verlegt, und so bleibt nichts anderes übrig, als in der anderen, noch freien Entwicklungsrichtung fortzuschreiten, allerdings ohne Aus-

⁹⁴Siehe zu solcher Trieauffassung auch mein ‘Widmer-Kapitel’.

sicht, denn Prozeß abschließen und das Ziel erreichen zu können.“ (Freud 1915, zit. nach Löchel 1994, S. 23)

Löchel referiert diesen Standpunkt Freuds, zumindest um die durch Lichtenstein repräsentierte Triebauffassung als inkompatible aber verbreitete Entstellung der Freudschen Gedanken darzustellen.

Für sie ist der Todestrieb – zumindest empirisch – nicht dingfest zu machen, aber dennoch nicht zu ignorieren, denn

„der unter dem Einfluß des Narzißmus nach außen umgelenkte und zum Destruktionstrieb bzw. Sadismus gewordene Todestrieb bleibt, auch wenn es zu einer Reinternalisierung in Form des Über-Ichs [...] kommt, fortan libidinös gebunden (vergl. Freud 1923; 1924) – daher wird er empirisch als solcher unfassbar und ist allenfalls – so Freud – als ‘Rückstand’ hinter dem Eros [...], zu erraten. Diese Unfassbarkeit [des Todestriebes] als Leerstelle offen zu halten, dazu ist der Einführungstext des ‘Jenseits des Lustprinzips’ besser als alle späteren Bearbeitungen geeignet.“ (ebd., S. 25)

Diese ‘Leerstelle’ schließt sich nach Löchel nicht mit sprachlich anzugebendem Inhalt, sondern bleibt ‘offen’ und erfüllt – das bleibt abzuwarten in ihrer Argumentation – vielleicht sogar eine Funktion.

Für Löchel ist klar, daß angesichts der „so gewagten Form“ (ebd.), in der Freud das Todestrieb – Konzept entwickelt, „es gar nicht buchstäblich übernommen werden kann“ (ebd.). Und penibel widmet sie sich den immanenten Herleitungswidersprüchen des Todestriebes allein schon im „Jenseits...“. In den – von mir in einem früheren Abschnitt meiner Arbeit schon referierten Kapiteln 1-5 des „Jenseits...“ habe Freud seine „zentralste“ (ebd.) Begründung der Todestriebhypothese mit der behaupteten konservativ-regressiven Tendenz der Triebe, die sich auch im Wiederholungszwang äußere, geliefert. Aber im 6. Kapitel, in dem schließlich zum ersten Mal der Name ‘Todestrieb’ fällt, tauchten diese Gedanken nur noch flüchtig auf, dienten aber in späteren Werken Freuds wiederum zur maßgeblichen Konkretisierung des Todestriebes. Und, weitere Widersprüche aufspürend:

„sieht Freud aber auch im Lustprinzip eines der ‘stärksten Motive, an die Existenz von Todestrieben zu glauben’ [Freud 1920]. [...] Doch hier dreht er sich im Kreise. Wenn, wie im vorliegenden Text [‘Jenseits des Lustprinzips’], das Lustprinzip zum Diener des Todestriebes gerät, dann fragt man sich, wo dann das mühsam eingekreiste ‘Jenseits’ des Lustprinzips geblieben ist. Dem Eros läßt es sich schwerlich zuordnen.“ (ebd.)

Erst 1924, in „Das ökonomische Problem des Masochismus“ habe Freud mit der „längst fälligen Differenzierung zwischen Lust- und Nirwanaprinzip“ (ebd.) dem Lustprinzip die Kon-

stanterhaltung der Lebensspannung zugeschrieben, womit es dem nach Abbau jeglicher Spannung tendierendem Nirwanaprinzip Einhalt gebiete. Hier erkenne Freud zum ersten Mal an,

„daß auch Spannungssteigerung bis zu einer gewissen Grenze lustvoll erlebt werden kann. In diesem Text formuliert er das Lustprinzip in einer neuen Weise, indem er es vom Nirwanaprinzip unterscheidet. 1920 [im ‘Jenseits des Lustprinzips’] setzt er noch beide Prinzipien gleich.“ (ebd., S. 16)

Auch mit dem von Freud nach dessen eigenem Bekunden wiederhergestellten Triebdualismus, in dieser seiner späteren Triebtheorie nun zwischen Lebens- und Todestrieb(en), hat Löchel Schwierigkeiten, solches so zu akzeptieren. Nach Freud kenne doch, meint sie, das Unbewußte nur den Tod des Anderen, könne sich vom eigenen Tod jedoch keine Vorstellung machen. Nun meine aber der Todestrieb durchaus auch den eigenen Tod. Freuds passende Überbrückung dieser theoretischen Schwierigkeit, daß nämlich der Todestrieb zwar keine psychische Repräsentanz habe und seine Auflösungsarbeit eben lautlos und dem eigenen Empfinden unzugänglich verrichte, „aber wirft ein merkwürdiges Licht auf den von Freud postulierten Trieb – ‘Dualismus’. Wie soll man sich einen Kampf oder Konflikt zwischen zwei Kräften vorstellen, von denen die eine stumm und gar nicht repräsentiert ist“ (ebd., S. 26)? Und, kürzer kann ich es auch nicht zusammenfassen:

„Freud, der mehrfach von der ‘Unbestimmtheit’ dieses Verhältnisses [zwischen Eros und Todestrieb] spricht, gesteht im ‘Abriß der Psychoanalyse’ (1938) zu, daß es sich nicht um zwei parallele Kräfte handeln könne: ‘Für die Energie des Destruktionstriebes fehlt uns ein der Libido analoger Terminus’ [Freud 1938, S. 13]. Dennoch spricht er von dem Verhältnis Eros-Todestrieb so, als wären es zwei Kräfte, die ‘gegeneinander wirken’ oder ‘sich miteinander kombinieren’ können [ebd.]. Er spricht vom ‘Kampf’ bzw. ‘Kompromiß’ [Das Ich und das Es, 1923], wie von physikalischen Kräften, aber auch von ‘Mischung’ und ‘Legierung’ [ebd., S. 308], was eher auf chemische Verbindungsmodelle verweist. All dies deutet auf die Notwendigkeit, aber auch die Schwierigkeit hin, ein Anderes der Libido denkbar zu machen.“ (Löchel 1994, S. 26)

In dieser fehlenden Symmetrie zwischen Eros und Todestrieb sehen, so Löchel, viele Autoren eine „Schwäche“ (ebd.) der Freudschen Konstruktion. Weil Löchel ihn anführt und er selber es auch mündlich mal ähnlich erklärt hat, sei hier – zunächst durch sie – der Standpunkt von Rolf Vogt erwähnt, der aus seiner – klinischen – Sicht der von Freud angeblich (im Vogtschen Verständnis) dennoch angestrebten Parallelisierung von Eros und Todestrieb widerspricht. Nur die Sexualtriebe ließen, so Vogt, durch klinische Erfahrung belegt, die Annahme einer konservativ-regressiven Tendenz zu.

„Frühere Erlebnisse könnten durch unbewußte Erinnerungsspuren psychisch präsent bleiben und der Libido den Weg bahnen. Für die konservativ-regressive Ausrichtung eines Todestriebes hingegen, der lebendige Einheiten auflösen und in die ‘anorganische Ruhe des Todes’ überführen wolle, gebe es kein entsprechendes psychologisches Korrelat wie für die Libido. ‘Im anorganischen Bereich gibt es keine Erinnerungsspuren’ [Vogt 1986, S. 169, FN 7]. So sei also die Konzeption der Libido eine psychologische, die des Todestriebes aber nicht.“ (Löchel 1994, S. 27)

Ich möchte diesen Löchelseitig referierten Vogtschen Standpunkt an dieser Stelle durch eigene Textfunde noch vertieft darstellen. In seiner späteren Arbeit „Zur ‘archaischen Matrix des Ödipuskomplexes’“ (1990) führt er dazu weiter aus und fundiert damit stellvertretend für eine ganze – klinisch orientierte – Richtung der Psychoanalyse eine Ablehnung der Todestriebhypothese:

„Worauf ich an anderer Stelle (Vogt, 1986) hingewiesen habe, ist Freuds Lokalisierung der Libido und des Todestriebes auf derselben theoretischen Ebene (1920) [im ‘Jenseits des Lustprinzips’] nicht zutreffend. Die Definition des Triebes als konservative Tendenz des Organismus, einen früheren Zustand wieder einzunehmen, was für die Libido eine Regression auf frühere Befriedigungsmodi und für den Todestrieb eine Rückkehr in die ‘anorganische Ruhe des Todes’ bedeutet, beruft sich bei näherem Hinsehen auf völlig unterschiedliche theoretische Bezugssysteme. Der Libidobegriff beruht auf einer überwältigenden Fülle klinischer Erfahrungen. Die regressive Bewegung der Libido wird zielgerichtet gesteuert durch Erinnerungsspuren aus den infantilen Entwicklungsstadien, während es im anorganischen Bereich keine Erinnerungsspuren gibt, die den ‘regressiven’ Prozeß dahin in Bewegung setzen könnten. Diese Überlegung zeigt, daß die Libido ein psychologischer Begriff ist, während der Todestrieb den Bedingungen eines psychologischen Begriffs in keiner Weise entspricht, sondern eine naturphilosophische Spekulation darstellt.“ (Vogt 1990, S. 917)

Rolf Vogt zitiert in einer tiefsinnigen Auseinandersetzung mit dem von Janine Chasseguet-Smirgel konzipierten Begriff der „archaischen Matrix des Ödipuskomplexes“ u.a. den Dichter Sophokles mit Versen aus dessen Drama „Ödipus auf Kolonos“: „Nicht geboren zu sein, das geht/ über alles, doch wenn du lebst/ ist das zweite, so schnell du kannst/ hinzugelangen, woher du kamest“ (Sophokles [o.J.], zit. nach Vogt 1990, S. 935).

Nicht bestreiten will ich, daß man das auch im Vogtschen Sinne als Regressionstendenz ‘heim in den Bauch der Mutter’ verstehen kann, aber warum nicht noch einen Schritt weiter zurück, nämlich ‘heim in die Ruhe des Anorganischen’?

Vogt sagt zwar, jedenfalls im Hinblick auf das Ödipusdrama: „Die äußere Realität ist feindlich, der beste Zustand ist die Situation im Uterus, der zweitbeste die schnellstmögliche Rückkehr dorthin“ (ebd., S. 935). Die allerbeste und radikalste Rückkehr wäre aber vielleicht die, – und so kann man m.E. Sophokles, der schließlich kein Psychoanalytiker war, auch ver-

stehen –, die der Todestrieb anstrebt. Doch der, siehe oben, findet vor Vogt keine Gnade als psychisches Regulativ.

Löchel stimmt zwar der (auch) Vogtschen Einschätzung zu, der Todestrieb sei im engeren (verengten?) klinischen Sinne kein psychologischer Begriff, weil er schon Freud zufolge weder dem bewußten noch dem unbewußten Seelenleben zugänglich sei, keine psychische Repräsentanz habe, noch solche sei, doch listig wendet sie gegen Vogt ein:

„Selbst im unbewußten Seelenleben gibt es keine Vorstellung des eigenen Todes. Das heißt: Der Todestrieb hat prinzipiell keine psychische Repräsentanz. Aber, so möchte ich fragen, ist nicht auch das Stumme durchaus wirklich? Und: Kann man auf einen Begriff für das Stumme verzichten, wenn man über das ‘Getöse’ (Freud) der Sexual- und Lebenstriebe nachdenken will? Die – wie auch ich finde – fehlende Symmetrie zwischen Libido und Todestrieb ist kein Beweis für eine Fehlkonzepktion, sondern verweist auf ein anderes, verwickelteres Verhältnis zueinander.“ (Löchel 1994, S. 27)

Somit ist m.E. die Frage, ‘ob sich etwas auch auf der Couch’ darstellt, nicht mehr das Nadelöhr, durch das alle psychoanalytischen Begriffe hindurchmüßten, um sich von ‘Spekulation’ zu unterscheiden.

Löchel wirft die Frage auf, in welchem Verhältnis der Todestrieb zur psychischen Repräsentanz steht, „wenn ihm selbst keine solche zukommt“ (ebd.). Für sie verfehlt der Todestrieb die Freudsche Triebdefinition von z.B. 1915 in „Triebe und Triebchicksale“ nicht, wonach ein Trieb durch das Vorhandensein von Trieb-Drang, -Quelle, -Objekt, -Ziel gekennzeichnet ist, zudem psychische Repräsentanz *hat*, oder psychische Repräsentanz *ist* (In dieser Frage wechselt Freud bisweilen die Position).

„Er [der Todestrieb] ist vielmehr mit jeglicher Repräsentanz aufs engste verknüpft. So wie der Schrei mit der Stille, die Schrift mit dem weißen Blatt und den von ihr ausgestanzten Zwischenräumen.“ (Löchel 1994, S. 27)

Es wird klar, daß auch Löchel denen zuzurechnen ist, die – auf welche eigene Art auch immer –, den Todestriebgedanken Freuds schon in dessen früheren Werken (vor 1920) angelegt sehen, oder zumindest nicht mit Freuds frühen Schriften in Widerspruch stehend interpretieren. Es kommt eben auf die entsprechende Lesart an. Zu überlegen bleibt mir darüber hinaus die Frage, ob das, was Freuds Texte enthalten, was sich in oder zwischen den Zeilen darin darstellt, stumm inszeniert oder niederschlägt, auch schon so in den ihm bewußten Gedanken und in seinen Intentionen vorhanden gewesen sein muß. War er, *übertrieben* formuliert, das (ahnungslose, *unbewußte*, befangene, begrenzte) Medium (s)einer Botschaft oder der kalkulierende Autor, der wußte, das *nur so* das eigentlich Unsagbare, das Stumme des Todestriebes

mitgeteilt werden konnte? Schon Fromm hatte in dem diesem gewidmeten Kapitel meiner Arbeit den Gedanken aufgebracht, daß ein Autor, auch ein wissenschaftlicher, aufgrund seiner eigenen unbewußten Denkdogmen und -verbote nicht der beste oder kundigste Interpret seiner eigenen Texte sein kann, hatte dieses aber dahingehend umgemünzt, die Todestriebhypothese aus der Psychoanalyse hinauszurelativieren.

Zurück zu Löchel. Der Todestrieb ist für sie „der Preis, den wir bezahlen, dafür, daß es psychische Repräsentanz gibt. Somit ist er nicht nur eine Denknötwendigkeit“ (ebd.). Wenn man aber, so geht das Löchelsche Denken weiter, den Todestrieb „als eine von den Sexualtrieben stillschweigend vorausgesetzte und mit produzierte Dynamik“ (ebd., S. 28) versteht, dann läßt sich das, was Eros und Todestrieb verbindet oder trennt, auch entsprechend fassen,

„dann ist ihr Verhältnis zueinander nicht länger als Kampf von Gegensätzen oder als Widerspruch zu bestimmen. Der Eros (als Trieb) hat in dem Todestrieb keinen Gegenspieler, eher einen Mitspieler. Das wirft vielleicht auch ein neues Licht auf Freuds beharrliches Eintreten für die ‘innere Notwendigkeit’ des Todestriebes, seine Gleichursprünglichkeit mit den Lebens- und Sexualtrieben.“ (ebd., S. 28)

Ob Freud diese Sichtweise gefallen hätte? Weicht sie doch, nun von Löchelscher Seite, den von ihm so geschätzten antijungischen Triebdualismus auf. Nicht mehr ‘Kampf von Gegensätzen’, ‘Widerspruch’ bestimmt das Verhältnis von Eros und Todestrieb zueinander, sondern beide ‘spielen’ (s.o.) jetzt eher *miteinander* denn *gegeneinander*, in scheinbarer Komplizenschaft.

Der Gedanke der ‘inneren Notwendigkeit’ des Todestriebes findet sich, nach Löchel, u.a. in der Argumentation von Eissler (1980) wieder, der da meine:

„Das lebendige Wesen müsse von der Stunde der Geburt an, um die Gefahr des Todes abzuwehren, d.h. hinauszuschieben, Strukturen zur Bindung und Verarbeitung äußerer und innerer Reize bilden. Strukturbildung sei gleichbedeutend mit der Umwandlung lebender in tote Substanz [...]...je älter das Lebewesen, desto festgelegter und rigider werde es auch, sein ‘Assimilationsgradient’ werde immer niedriger.“ (Löchel 1994, S. 28)

Hiermit tut sich mir nachträglich eine Parallele zum Freudschen ‘Bläschenmodell’ auf aus dem „Jenseits...“. Das ‘Bläschen’ bildete dort aus den abgestorbene Anteilen seiner selbst eine es schützende, sein Überleben ermöglichende Rindenschicht.

Die zunehmenden festen Strukturen füllten, Löchel Eissler wiedergebend, den verletzlichen Vitalraum nach und nach aus; dessen Fähigkeit, sich durch Aufnahme von Neuem selber zu verändern, würde mit zunehmendem Lebensalter immer geringer, das Lebewesen würde un-

ausweichlich mit zunehmender Zeit immer festgelegter und rigider; diese Abläufe gälten für den psychologischen genauso wie für den biologischen Lebenslauf.

„Die maximale Strukturierung, in anderen Worten die ‘totale’ Umwandlung von freier in gebundene Energie, sei der Tod des Lebewesens. Daraus ergibt sich für Eissler das Paradox: Leben verwirklicht sich, indem es sich mit Tod füllt, Leben hat den Tod ‘in sich’ und nicht ‘gegen sich’.“ (Eissler 1980, zit. nach Löchel 1994, S. 28f)

Löchel referiert diesen Eisslerschen Standpunkt, ohne ihn gänzlich zu teilen, für sie muß „das Verhältnis zwischen Leben und Tod [...] – zumindest im Fall menschlicher Triebwesen – komplizierter denn als ‘Assimilationsgradient’ gedacht werden“ (Löchel 1994, S. 29). Was Eissler da macht, käme ihrer Meinung nach auch ohne einen explizit *triebhaften* Charakter im Freudschen Todestriebbegriff aus. Als hätte Freud den Todestrieb eben nicht umsonst und beiläufig einen ‘*Trieb*’ nennen wollen.

Die Berechtigung des Freudschen Todestriebkonzeptes liegt für Löchel eher in der *Folge der Spracheinwirkung* auf das menschliche Leben. Ziehe man „den Übergang vom biologischen zum sprachlichen Wesen ins Denken“ (ebd.) mit ein, so folge,

„daß wir nicht nur mit dem Tod am Ende des Lebens zu rechnen haben, den das Leben nach biologischen Gesetzen in sich trägt, sondern auch mit einem Tod im Leben, der das psychische Leben erst in Gang setzt – und dadurch das Sterben psychisch motiviert. Eine Folge der Spracheinwirkung sind auch die nicht-assimilierbaren, nicht-einbindbaren, unübersetzbaren und doch bedeutungstragenden Reste, von denen der Wiederholungszwang in seiner stummen Beredtheit kündet.“ (ebd.)

Näheres dazu habe ich im Widmer gewidmeten Kapitel meiner Arbeit aufzuzeigen versucht, der diese Lacanschen Gedanken verarbeitet bei seiner Verarbeitung der Freudschen Todestriebhypothese. Lacan hatte die Metapher geprägt: „Der Tod, den das Leben trägt, und der Tod, der das Leben trägt“ (Lacan 1960, zit. nach Löchel 1994, S. 29).

Löchel postuliert „innige Zusammenhänge“ (Löchel 1994, S. 29) zwischen der „*conditio humana* [= Grundbedingung der menschlichen Existenz] der Sprache“ (ebd.) und der „lautlosen Dynamik“ (ebd.), des Freudschen Todestriebes. Dem Menschen sei als „*animal symbolicum* der Umweg der Sprache“ (ebd., S. 30) auferlegt, was den „regressiven Drang hervorrufe, diese Errungenschaft rückgängig zu machen und ins Nirwana der Sprachlosigkeit einzutauchen“ (ebd.). Das ist für Löchel Inhalt und Ziel des Todestriebes, und sie schließt ihre Erörterung mit den schönen Sätzen:

„Der Halt, den uns die sprachliche Ordnung gibt, in deren Bahnen wir uns und das durch sie von uns Abgetrennte wiederholend suchen müssen, legt zugleich die Bahnen fest, auf die unser Leben hinausläuft. So ziehen uns die Bindungen, durch die wir

am Leben hängen, in den Tod hinein. ‘Was ist der Tod?’ – fragt Holofernes in Hebel’s Judith – ‘Das Ding, um dessentwillen wir das Leben lieben!’“ (ebd.)

7.1. Exkurs: Der Todestrieb am IPS am 5.7.1994

Es ist von mir nicht anekdotisch gemeint, wenn ich die Löchelsche Lesart ergänze um die Löchelsche ‘Vorlesart’, um die sprachhafte und sprachlose ‘Diskussion’, die nach dem Vortrag ihres Textes am 5.7.1994 im „Institut für Psychologie und Sozialforschung (IPS)“, angesiedelt im Studiengang Psychologie der Universität Bremen, sich ergab. Nach 80 Minuten konzentrierten Vorlesens seitens der Referentin und versuchsweise ebensolchem Zuhören auf Seiten des geladenen Publikums blieb zunächst einmal alles stumm, die Referentin bot eine Pause an, aber auch das nützte nicht viel; als ob der ‘vorgetragene Todestrieb’ sich umgetan, inszeniert hätte, wie es nach Auffassung der Referentin seine Art ist. Die von mir so empfundene Atmosphäre schien mir der ähnlich zu sein, gegen die ich mich seit Einpendeln auf mein zu bearbeitendes Thema seit Monaten zu behaupten hatte in meinem Vorsatz, ihr zum Trotz die Arbeit über den Todestrieb eben doch zuende zu bringen.

Die Runde der der Psychoanalyse beruflich oder privat verbundenen (Fach-)Leute und Zuhörer, darunter ein paar (angehende?) Analytiker, Analytikerinnen, Dozenten, wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen des Instituts hatte eingestandenermaßen Schwierigkeiten mit diesem unpopulären Aspekt der Psychoanalyse. Eine Analytikerin berichtete, sie habe es bislang nicht geschafft, das „Jenseits des Lustprinzips“ je ganz durchzulesen, habe es „immer wieder entnervt in die Ecke geschmissen“, sich geärgert über die inszenierte Unverständlichkeit, über die Inszenierung dessen, worum (woherum?) es darin geht.

In der Selbsterkundung und Selbstbeobachtung durch die ‘gleichmäßig schwebende Aufmerksamkeit’ durchaus (theoretisch?) geübt, vermeldete ein beträchtlicher Teil der Zuhörer, Angesprochenen, eine Art Lähmung, aggressive Empörung oder einen eher depressiven Sog angesichts der provokanten Todestriebthesen Freuds empfunden zu haben. Insbesondere das nachhaltige Insistieren Freuds auf der *Triebhaftigkeit* des Todestriebes machte der Runde (gedanklich) zu schaffen, obwohl letzterer in der Löchelschen Lesart des „Jenseits des Lustprinzips“ gar nicht im Themenmittelpunkt gestanden hatte. Aber das Freudsche Spiel mit den Begriffen ‘Tod’ und ‘Trieb’ war das gewesen, was die Aufmerksamkeit an sich gezogen zu haben schien.

Im Verständnis der anwesenden Alltagspraktiker und Theoretiker der Psychoanalyse hatte sich scheinbar ein Triebbegriff durchgesetzt (festgesetzt?), der den Trieb stets nur im Dienste

der Lebensfunktionen sah. Den Tod als Lebenstatsache anzuerkennen, bereitete angeblich nicht die allergrößten Schwierigkeiten, aber diesem – wie auch immer von Freud aufgefaßten Tod – nun einen *gleichnamigen Triebcharakter* zu unterstellen, verstörte doch reichlich. Manch einer der Anwesenden lehnte diesen Triebbegriff, der soetwas umgreifen sollte, rundweg für sich ab und bediente sich diesbezüglich anderwärts in der früh-/nach-/nichtfreudschen psychoanalytischen Literatur, machte somit einen Bogen um den späten Freud. Wie man dann aber Freudsche oder sich auf Freud berufende Psychoanalyse wissenschaftlich betreiben oder als Analytiker in der Klinik anwenden konnte, blieb (mir) offen.

Und auch in dieser Runde unterblieb es nicht, Freuds Triebwechsel, bzw. seine Postulierung der Todestriebhypothese mit dessen vielleicht außerhalb der Psychoanalyse liegenden Intentionen und Befangenheiten in der ‘Not des (seines) Lebens’ zu relativieren. Ein Teilnehmer hielt in bekannter Anlehnung an das Erscheinungsjahr 1920 Freuds Todestriebhypotheseinführung für ein Plädoyer für den ‘Tod als persönliches Sterben’ gegenüber dem massenhaft im 1. Weltkrieg stattgefundenen ‘Tod durch Vernichtung’, als wolle der ‘Jenseits-Text’ das Sterben als etwas Menschliches verteidigen gegen das pauschale Umkommen im Kampf der Institutionen, Staaten, Apparate.⁹⁵

Die Diskussion verlief äußerst schleppend, wie schon dann und wann während des Vortrages entschuldigte sich die Referentin beinahe, ihren Zuhörern „soetwas“ zugemutet zu haben, das Wort von der „persönlich empfundenen Lähmung und Ratlosigkeit“ machte die Runde.

Wie sollte man aber auch, so fragte sich man sich, über einen ‘stummen’ Trieb reden, denken, schreiben, der keine psychische Repräsentanz hat, der sich klinisch nicht in Symptomen und Erinnerungen in Reinform äußert, der sich nicht nachweisen läßt (manche meinen, das geht doch) – aber nach Freud nicht zu ignorieren ist – und der nur legiert mit Eros nach außen tritt, und behalf sich mit der These, daß man den Todestrieb sich nur inszenieren lassen kann, wolle man etwas von ihm vermitteln, aber nicht über ihn sprechen könne. Rede man über ihn, sei wie in der angestrebten Diskussion, Verstummen seine Sprache.

Todestrieb wie Tod seien das ‘Nahe Andere’, dessen man bedürfe, um von jenem aus die Begriffe ‘Lust’, ‘Trieb’ etc. denken zu können; es gäbe eben ohne das Beredte das Stumme nicht und umgekehrt.

⁹⁵Ein kluger Gedanke, dachte ich, und auch noch ein schöner, gar ehrenwerter, konnte mich aber der Sicherheit nicht erwehren, daß auch der sich der Hoffnung verdankte, damit den Todestrieb aus der tagesroutinierten Psychoanalyse hinaus-‘komplimentiert’ zu haben, wonach man auch das „Jenseits...“ nicht mehr lesen mußte.

Somit seien, wie auch schon mehrfach in meiner Arbeit erwähnt, Todestrieb und Tod die Voraussetzung des Lebens (auch des Denkens), nicht sein Gegenpol, und trotzdem auch sein Ende.

Eine Analytikerin⁹⁶ faßte das in die raunend-schönen Worte:

„Der Todestrieb ist der Spiegel, in den niemand reinguckt.“

Vielleicht war der Abend manchem zu tiefsinnig als noch psychologisch, ...

... und es (Es) ist jetzt an der Zeit, innezuhalten und über das Gedachte, Geschriebene, ungesagt Gebliebene zum Todestrieb nachzusinnieren und sich dann an den Versuch zu wagen, ein begründetes Urteil über das alles zu formulieren, bevor auch über mich noch das Verstummende des Todestriebes hereinbricht.

⁹⁶Die mit dem „Jenseits...“ warf.

IV: Versuch zu einem begründeten Urteil

Mir scheint, ich habe wenigstens einen Ausschnitt aus dem weiten Horizont aufbereitet, in dem die Freudsche Todestriebhypothese betrachtet werden kann. Ich hätte noch weitere Autoren präsentieren können, halte das aber in *diesem* Rahmen nicht für sinnvoll.

Ich habe diese Arbeit nicht aus dem Reservoir meines fertigen Wissens geschrieben, sondern aus einer Frage heraus, wie naiv und falsch gestellt die auch immer schon gewesen sein mag. Die Arbeit ist alles andere geworden als eine abgerundete Sache, die endlich eine zentrale oder randständige Frage aus der Wissenschaft beantwortet. Mehr ist das Protokoll eines Bemühens dabei entstanden. Nach all dem Lesen, Denken und Formulieren bin ich zwar nicht 'so klug als wie zuvor', bilde mir schon ein, wenigstens etwas mehr zu wissen als vorher, aber ein endgültiges Urteil über meinen Gegenstand maße ich mir nicht an. Ich habe eben *meinen* Weg durch das Thema be-(ge)schrieben. Zwischen Ausgangspunkt und jetzigem Wissensort liegt, für meine Verhältnisse jedenfalls, eine reichliche Spanne Fortschritt.

Vielleicht hätte ich mir etwas Harmloseres aussuchen sollen, etwas wobei auf Anhieb sich das Bescheidwissen vermehrt, anstatt daß wie bei meinem Bemühen sich zeitweise nur das Verschwommene inflationär ausbreitete. Da gab es einiges auszuhalten, besonders für ein Gemüt, das die Dinge gern an ihrem Platz sieht. Erst beim Schreiben entstanden die Kriterien, die eigentlich schon vom Anfang an auf die Problemstellung hätten angewendet werden können oder sollen, aber da wußte ich noch zuwenig; und es im Nachhinein glatter zu machen, als wie es im geistigen Produktionsprozeß eben, aus gutem oder zu deutendem Grund, sich sperrig erwiesen hatte und so und zunächst nicht anders zu Papier brachte, würde die Sache verharmlosen und etwas Unbelebtes, Altkluges übrig lassen. Ein ausbalanciertes Werk, dem vor lauter nachträglich hineingeglätteter lauer Form die Arbeit nicht mehr anzumerken ist, der es sich verdankt und die es im Autor geleistet hat, wollte ich nicht abliefern, verstehe mich mehr als einen durch diese Arbeit *Ver-rückten*, der nicht verbergen will, daß er anders angekommen ist als wie er aufgebrochen war⁹⁷, und der davon diszipliniert berichten will.

Was ist denn nun nach all dem ausgebreiteten Material und mal wieder anlaufnehmenden Geplauder aus meiner Eingangsfragestellung geworden, die ich hier noch einmal in Erinnerung bringe, ahnend, daß sie dem Schreiber wie vielleicht auch dem Leser hinter den vielen Seiten (des Papiers und des Problems) abhanden gekommen sein mag:

„Was sagt die Psychoanalyse zur Frage eines möglichen Todestriebes als psychisches Regulativ? Wie, warum und wann formuliert Freud eine Todestriebhypothese, wie wurde sie von wem aufgenommen oder warum gerade nicht, und ‘was kann man – egal wie man zu ihrer Herleitung steht – damit anfangen’?“

Leichten Herzens kann man das Unternehmen für gescheitert erklären, denn es gibt immer noch keine Antwort. Weil es *die* Psychoanalyse genausowenig gibt, wie es *den* DIN-gerecht zu definierenden Todestrieb gäbe, würde man ihn denn überhaupt theoretisch anerkennen oder aus zurechtinterpretierten Phänomenen ableiten wollen. Die Eingangsfrage gibt sich zurück als schon falsch gestellte, und das war’s dann...; doch mit der eher beiläufig ins Vage hingeworfenen Neugier, ‘was kann man – egal wie man zu ihrer Herleitung steht – damit anfangen’, läßt sich etwas anfangen, darunter läßt sich das Geleistete fassen und „*Zum Schicksal des Todestriebes in der Psychoanalyse*“ das Eine oder Andere sagen. Es gibt also doch einiges als Ergebnis festzuhalten und zu kommentieren, was in dem schwierigen Versuch geschehen soll, Prägnantes der einzelnen Kapitel einander kontrastreich beleuchten zu lassen und mit eigenem Urteil zu verbinden.

Als Kurzzusammenfassung diene vorerst dies:

- 1) Die Möglichkeit eines Todestriebes als *auch oder nur* psychisches Regulativ wird bejaht von einer Reihe der sich der Psychoanalyse zurechnenden Autoren; von einer ebenfalls repräsentativen Anzahl von Praktikern wie Theoretikern der Psychoanalyse wird ein psychologischer Todestriebbegriff abgelehnt; von vielen Anwendern wird diese umstrittene Freudsche Konstruktion schlicht ignoriert.
- 2) Die Auffassungen und Entwürfe zum Thema Todestrieb divergieren erheblich, der kleinste gemeinsame, aber verwirrende Nenner liegt in der Verwendung des Wortes „Todestrieb“. Die Freudsche Herleitung der Todestriebhypothese wird nicht durchgängig zur Grundlage eigener Todestriebentwürfe gemacht, vielmehr bedient man sich bisweilen nur mit dessen eindrucksvoller Bezeichnung und einem Verweis auf ‘den Meister’. In dem Bemühen, oder wenigstens mit dem Effekt, vermeintlich sonst offene Brüche in der psychoanalytischen Theoriebildung und -geschichte zuzukitten, wird dabei am todestriebebegründenden „Jenseits des Lustprinzips“ und den todestriebeinschlägigen Nachfolgetexten Freuds mitunter rigoros herumgedeutet(l)t.

⁹⁷ Angeblich soll sogar Goethe so etwas gemeint haben, als er verlautbarte: „Man weilt nicht ungestraft unter Palmen.“

3) Bei solch loser Anbindung der eigenen Gedanken zum Todestrieb an die Freudschen Erwägungen läßt sich tatsächlich 'egal wie man zu ihrer Herleitung steht' eine Menge mit der Freudschen Todestriebhypothese 'anfangen', bis hin zu gänzlich eigenen Entwürfen im Schlepptau Freudscher Bedeutsamkeit.

4) Das „Schicksal des Todestriebes in der Psychoanalyse“ ist davon bestimmt, welchen theoretischen Hintergrund, welche natur- oder berufsbedingten Prämissen, welches Psychoanalyseverständnis und welche lebensphilosophische Ausrichtung oder Geschichte der/die sich seiner Erörterung Widmenden haben. Den einen ist er ein – schwierig zu fassender – Trieb eben, dessen *Triebsschicksal* theoretisch wie analysepraktisch noch bis in die kleinste Lebensäußerung wie bis in die Grundfesten der menschlichen Kulturentwicklung nachzuspüren ist; den anderen eine fruchtlose, der Psychoanalyse als Institution wie Theorie schädliche, überflüssige metaphysische Entgleisung Freuds, die (altersbedingte) naturphilosophische Spekulation eines kränkelnden, täglich todesbewußten vermeintlichen Welt(en)deuters, der davon seine – durchaus auch nur irdisch fundierbare – Psychoanalyse als Wissenschaft leider nicht freihielt.

5) Als Freuds stachelig hinterlassene Provokation aber erfüllt der Todestrieb – als Metapher oder Trieb – seine von Freud behauptete – oder gewünschte – Funktion auch dort, wo er bestritten wird.

Begründung

Diese Begründung ist *nicht* in einem Stil abgefaßt, wonach Autor A vielleicht dies sagte, worauf mit Autor B zu entgegnen wäre, woraufhin ich meine, daß... etc., sondern ich frage nach Trennendem und Gemeinsamem der referierten, kritisierten und schon durch meine (nicht zu vermeidende) zurichtende Aufbereitung kommentierten Standpunkte und was sie im Gesamthorizont meiner Eingangsfrage bedeuten mögen. Die verbliebene Vielschichtigkeit der angerissenen Probleme soll nicht hinter allzu schematischer Auswertungslogistik verschwinden, wie andererseits aber auch nicht der Gedankenflug im allzu kometenhaft Abschweifenden davondriften.

Dabei wird der Unterschied zwischen der Frommschen und der Eisslerschen Todestriebauslegung (-ausweitung?) und -verarbeitung Gegenstand dieses Kapitels sein, ebenso die Frage,

welche Psychoanalyse-Auffassung diese beiden Autoren repräsentieren, ferner was es bedeutet, die Todestriebhypothese auf die 'französische' Art (Lacan durch Widmer, Laplanche, z.T. Löchel) aufzufassen, und es wird untersucht werden, was bei all dem aus Freuds kulturkritischen Intentionen, die – bei ihm zumindest – von der Todestriebhypothese nicht zu trennen sind, wird.

Abzuwägen wird sein, ob es ein Gewinn ist, die Todestriebherleitung auf imposante, 'logischere', nachvollziehbarere Fundamente gestellt zu sehen (Lacan, Laplanche, Sulloway), als es bei Freud – nimmt man dessen todestriebbezügliche Texte wortwörtlich – der Fall war, – aber um den Preis, daß z.B. bei den von mir vorgeführten 'Franzosen' vom realen Menschen, seiner Verstricktheit in den Kulturprozeß oder bloß noch in sein eigenes Leben außerhalb seiner Psyche, nichts mehr zu lesen ist.

Und auch Freud wird kritisiert. Die Versuchung wäre wohl groß, ihn, weil ich ihm und seinem Werk nun soviel Zeit gewidmet (geopfert?) habe, 'ungeschoren' zu lassen, das wird aber nicht geschehen.⁹⁸

Mir scheint, in der Differenz Fromm-Eissler spiegelt sich der seit Etablierung der Psychoanalyse ihr innewohnende Konflikt wieder zwischen der Suche nach gesellschaftlicher Anerkennung durch ihr Selbstverständnis als anpassendes, kulturangepaßtes (hauptsächlich ärztlich ausgeübtes) optimistisches Heilverfahren einerseits, und der anderen Selbstauffassung als gesellschaftsunbequeme, kulturkritische, aufklärerische Disziplin andererseits. Letztere läßt ihre mitunter pessimistischen, kulturunkonformen Analysen hoffnungsarm und ohne Aussicht auf Erlösung stehen, dem Einzelnen – und da helfen keine Ärzte mehr – sein 'Unbehagen in der Kultur' oder schon in seinem eigen Leben als letztlich unabwendbares Los bestenfalls zu erkennen gebend, dabei ein Versprechen, es zu beseitigen, bewußt schuldig bleibend. Auch das 'nur' noch *gemeine* Elend hinter dem vielleicht auflösbaren *neurotischen* mag bis zum Überdruß schmerzen. Solch Zwiespalt über ihre Position in der Welt prägt auch 'Das Schicksal des Todestriebes' in der Psychoanalyse. Der mehr an der Befindlichkeits-, Arbeits- und Liebesfähigkeitsverbesserung seiner Patienten interessierte Analytiker mit einem eher ärztlichen, heilenden denn aufklärenden Selbstverständnis mag ein narzißisches Problem damit haben, eine Theorie seiner Broterwerbsarbeit zugrundegelegt zu wissen, die nach den späten Schriften ihres Begründers Freud von der Allgegenwart eines sog. 'Todestriebes' durchdrungen ist, an dem letztlich alles Leben und Glück und alle Heilungsanstrengung relativ scheitern

⁹⁸So, wie die Treue zu überlebten, widerlegten Weltbildern, kriegerisch niedergekämpften Ideologien, sich dem Unwillen verdanken mag, daß man nicht jahrelang 'auf der falschen Seite' gestanden haben will.

werden. Nicht mehr hier und da schiefgelaufene persönliche Entwicklung steht hinter den Malaisen der Patienten, die mit Hilfe des Arztes eben noch zu Bewußtsein und Durcharbeitung zu bringen wäre, sondern ein prinzipieller, mächtigerer Gegenspieler begrenzt allzu deutlich das Behandlungsziel. Da wird die Versuchung nachvollziehbar, diese 'dunkle' Seite der Psychoanalyse zu umschiffen, zu ignorieren, wegzuerklären und mit dem verbleibenden Theorietorso im gesellschaftsverträglichen, einträglichen Strom ('mainstream') voranzukommen. Und die Patienten dürfen weiter aufs Ganzglück hoffen; daß hinter dem (vielleicht behebbaren) neurotischen Elend noch das allgemeine wartet, bleibt verschwiegen.

War die Psychoanalyse in ihren 'heroischen', die kulturkritischen Intentionen Freuds noch nicht ausblendenden Anfängen noch voller Phantasie, politischer Radikalität (siehe das „Unbehagen...“) und zeigte Mut zu 'riskanter' Theoriebildung (z.B. Todestrieb), zielt sie in der von mir referierten Brun- und spätfrommischen Richtung mehr auf die Beförderung der Heil- und Erlösungswünsche des Einzelnen, vermeidet zumindest jeden Hinweis auf deren fundierte Unangebrachtheit. Freuds sinngemäße Aussage im „Unbehagen...“, 'daß das Glück in der Schöpfung nicht vorgesehen sei', ist nicht leicht zu schlucken. Da hat es dann auch ein sog. 'Todestrieb' allein schon in seiner Gestalt als Arbeitshypothese zur Erklärung der Unfreundlichkeit und Katastrophenhaltigkeit der zivilisierten Welt schwer, dem 'Meister' als ernstzunehmende Erwägung abgenommen zu werden.

Die besondere Art und Weise, wie aufgrund mitgebrachter Weltbilder oder Interessen vielfach die Behandlungstechnik der Psychoanalyse gerettet, die sie begründende Triebtheorie aber 'todestriebfrei' zurechtargumentiert wurde, in ein simples Gegeneinander von Aggression und Libido verdreht wurde, habe ich in meinen Abschnitten über Brun und Fromm hoffentlich aufgezeigt.

Auf der anderen Seite ist die Gefahr nicht zu unterschätzen, daß gerade die Freudsche Todestriebhypothese bei aus psychobiographischen Gründen oder aus einer fundierten Geschichtsauffassung heraus eher allgemeinen und persönlichen Katastrophenerwartungen und destruktiven (Macht)Phantasien nicht abgeneigten Autoren wie Zeitgenossen eine wissenschaftlich nicht zu rechtfertigende geradezu identifizierende Akzeptanz erfährt. Denen schleicht der Todestrieb nachts mephistohaft ('Denn alles was entsteht, ist wert, daß es zugrundegeht...') um die Häuser, wohlwissend, daß nichts und niemand ihm entkommt, und er dient zur Untermauerung rabenschwarzer Endzeittheorien, wie soziologisch, historisch oder biologisch (z.B. im Ehrenbergschen Sinne) die auch immer abgesichert werden könnten; Eissler z.B. hat seine vorausgesagten allgemeinen Weltkatastrophen nicht erlebt.

Doch auch, wo die Todestriebhypothese nicht verworfen wird, bleibt ihr Verständnis, ihre Auslegung und Verarbeitung vielfältig. Bei den 'Franzosen' (Lacan/durch Widmer, Laplanche, z.T. auch Löchel), die ich in ihrer Todestriebhypothesendiskussion referiert habe, entfällt – jedenfalls in den von mir bearbeiteten Texten – jede Bezugnahme zu Alltagsmensch und Kulturentwicklung. Als würde der Todestrieb seiner Zuständigkeit beraubt.

In akribisch – kompliziert – scharfsinniger Argumentation verwandeln sie den – wenn auch aus der vielleicht falschen, naiven oder falsch zu verstehenden Freudschen Anschaulichkeit seiner todestriebherleitenden Texte mir entstandenen – Todestrieb von einem 'Giganten' (als Gegenspieler des Eros) zu einer schlichten '(Denk)Notwendigkeit'; oder in der Psyche jedes Einzelnen über die Urverdrängung unvermeidlich sich 'von innen' her konstituierend. Äußere Natur, Kultur, Welt, Kosmos und Ähnliches für Freud noch Interessantes bleiben dabei außen vor. Auch das mag trotz all des dahineingelegten Scharfsinns eine Entschärfung der Todestriebhypothese Freuds bedeuten; und es bleibt sowieso Frage, ob das, was Lacan (durch Widmer) und Laplanche als Todestrieb benennen, diskutieren, kritisieren oder entwerfen, noch das ist oder auch nur aus dem hervorgegangen ist, was Freud einst damit angesprochen hat oder vielleicht ansprechen wollte.

Bei 'Widmer/Lacan' und Laplanche beschleicht mich die zum Verdacht nuancierte Frage, ob/daß das Freudsche Formulieren einer Todestriebhypothese nicht erst der Anlaß war, daß diese Autoren sich mit einem 'Todestrieb' (was für einer auch immer) überhaupt auseinandergesetzt haben, geschweige denn sie ohne die Freudsche Vorarbeit in dieser Sache an seiner statt, und damit vielleicht auch gegen ihn soetwas entwickelt hätten.

Wenn ich mich mal dem Gedankenspiel überlasse, Freud mir als früh (*vor 1920*) verstorben oder ab dann plötzlich theorieuninteressiert zu denken, so fiel es mir schwer anzunehmen, daß z.B. Laplanche seine in sich so schlüssigen Argumentationen hinsichtlich *seines* Todestriebbegriffes angestellt hätte. Ich kann mir nicht denken, daß wenn nicht Freud aus theoretischen, analysepraktischen, (lebens-)philosophischen, vielleicht auch biologischen Gründen einst seine Todestriebhypothese aufgestellt hätte, von Seiten der Laplanches, Widmers, Lacans etc. etwas Ähnliches inzwischen – auch noch ähnlich Benanntes – in die psychoanalytische Welt und Theorie als Notwendigkeit⁹⁹ eingepflanzt worden wäre; vielleicht sogar *gegen* einen gedachten 'triebtraditionell' gebliebenen Freud, der im Sinne oder Stile eines Brun, Fromm etc. mit soetwas wie Todestrieben nichts hätte theoretisch zu tun haben oder anfangen wollen. Insofern empfinde ich die Laplancheschen, Widmer/lacanschen Todestriebinterpretationen eher als intelligente Abwehr(schlachten), denn als vordergründige Bereicherung oder

Klärung des psychoanalytischen Triebmodells durch diese Autoren.¹⁰⁰ Widmers Beitrag heißt nicht umsonst ‘Zum *Problem* des Todestriebes’ (Hervorhebung von mir).

Aber das war nur ein Gedankenspiel... Freud trat eben spät von der psychoanalytischen Bühne ab, verdarb damit – anders als der früher die (Leinwand)Welt verlassende James Dean – die glatte Verwertung eines ausschließlichen Frühwerks.

Wenn das, was Laplanche, Lacan/Widmer an Gedanken der Psychoanalyse (hin)zugefügt haben nur deshalb Todestrieb benannt wird, weil Freud einen solchen Begriff einst *geprägt* hat, ansonsten sie aber ihre speziellen Theoriebearbeitungen vielleicht anders begrifflich verankert *und* bezeichnet hätten, wäre das von ihnen in meiner Arbeit Aufbereitete nie in diese hineingekommen. Es ist nicht alles Freudscher Todestrieb, was sich auf einen von beiden – Freud oder Todestrieb – beruft. Aber ich mußte diesen Fährten erstmal folgen, um im besserwissenden Nachhinein sie als *Umschreibungen* des Todestriebes – wenn man das Freudsche ‘Original’ zugrunde legt – ausmachen zu können.

Mag ja sein, daß das, was Freud aus seinen klinischen Erfahrungen, seinem Denken und seiner Weltbetrachtung letztlich als Todestrieb postulierte, und wovon er bis zu *seinem* Tode nicht abließ, im Nachhinein mit einer anderen Herleitung auf ganz andere, weniger spekulative, dafür aber überzeugendere, verlässlichere Fundamente gestellt werden konnte oder könnte – aber um den Preis einer allgemeinen Verharmlosung, der Freudschen wie der des Denkmodells ‘Todestrieb’. Der Todestrieb, dann akademisch zu einer zwar denkbaren-/denknotwendigen aber kulturbelanglosen innerpsychischen Rechengröße entstört, funkt so in einer optimistisch-versöhnten (z.B. französischen) Lesart einer sich um ihre radikalen Positionen und Ursprünge selbst verkürzende Psychoanalyse nicht mehr dazwischen.¹⁰¹ Der fachliche Blick zum Himmel (oder in die Hölle, oder zum Nachbarn), zu den Begrenzungen menschlicher Glücksmöglichkeiten allgemein, entfällt mangels psychoanalytischer Zuständigkeit.

Mir hingegen bleibt aufgrund des aufbereiteten Materials neben der (auch) biologischen Stützung oder Umdeutung der Todestriebhypothese deren Herleitung unbestritten gültig aus Freuds (auch) kulturhistorischen Erfahrungen zu Beginn dieses Jahrhunderts, die zumindest in

⁹⁹Lacan 1960: „Wer.. den Todestrieb aus (Freuds).. Lehre wegläßt, verkennt diese total.“ (Lacan 1960, S. 177, zit. nach Löchel 1994, S. 24)

¹⁰⁰Etwa nach dem (diplomatischen) Motto, daß, was oder wen man nicht besiegen kann, man sich zum Freu(n)d machen soll.

¹⁰¹Ich fände es gar nicht abseitig, einmal nach einem Zusammenhang von landsmannschaftlicher Lebensart und Theoriebildung zu suchen.

ihm den Eindruck hinterlassen zu haben scheinen, daß die Menschengattung als ganze der schicksalhaften Gewalt eines noch zu definierenden, aber auch psychologisch definierbaren Todestriebes ausgeliefert sein könnte; wobei die genauere Verortung und Begründung des Todestriebes zunächst offen bleiben kann. Das irritiert zwar die Psychoanalyse als Theorie und Institution, dafür stehen z.B. Brun, Fromm und 'die Franzosen' (letztere gekennzeichnet durch ihre Umdeutung und 'Umsiedlung' des Todestriebes ins harmlos Theoretische), wurde aber nicht gerade zu ihrer zentralen triebpsychologischen Perspektive. Stattdessen ist Psychoanalyse dieser Ausrichtung z.T. zu einer harmlos-optimistischen Vision vom Menschen und seiner Zukunft degeneriert, ihr bleibt bei vielen ihrer Vertreter der Todestrieb außen vor, ausgesperrt, ausgespart, ignorierbar.

Doch schon Freud hatte, denke ich, an soetwas wie eine möglicherweise tödlich ausgehende 'Dialektik der Aufklärung'¹⁰² gedacht, als er im „Unbehagen...“ zumindest die zeitweilige Nutzlosigkeit und langfristige Schädlichkeit menschlichen Erfindertums beschrieb. Im scheinbaren Fortschritt immer neuer Entwicklungen und Erfindungen mag sich (auch) das 'stumme Wirken' des Todestriebes vollziehen, zumal dann, wenn die eine Erfindung nur dazu dienen muß, die Folgen der vorherigen (meist unvollkommen) zu kompensieren.¹⁰³

In einem amputiertem Denken, das solcherart Dialektik ausspart, bleibt kein Platz mehr für die Erwägung, daß vielleicht ein kollektiver Selbstvernichtungstrieb die vernünftige Kulturentwicklung der Menschheit sabotiert. Erst ein Bewußtmachen der in der Kultur wie in der Psyche wirksamen Destruktionstendenzen gäbe die Chance, diese zu mildern, wenn schon nicht zu brechen. Frommfreundliche Lebens- und Überlebensillusionen, die den 'Todestrieb-Ballast' als Altersmarotte eines kranken Mannes abtun, bahnen dem Ausgesperrten nur den Weg, finde ich. Die harmlose Variante der Psychoanalyse tabuiert im Gegensatz zur unverkürzten Freudschen Psychoanalyse gesellschaftliche Konfliktzonen, unterscheidet sich nur graduell von einer tödlichen Harmlosigkeit des Alltagsbewußtseins.

Kulturkritisches kommt, wie bereits erwähnt, bei den von mir vorgestellten 'Franzosen' (Lacan durch Widmer, Laplanche) nicht vor. Ich finde, deren Todestriebauslegungsart sabotiert die Fragen gesellschaftlicher Relevanz der Freudschen Konstruktion auf raffinierte Weise.

¹⁰²Vergl. Adorno, Th. W. und Horkheimer, M. (1947): Die Dialektik der Aufklärung.

¹⁰³„Gäbe es keine Eisenbahn, die die Entfernungen überwindet, so hätte das Kind die Vaterstadt nie verlassen, man brauchte kein Telefon, um seine Stimme zu hören. Wäre nicht die Schifffahrt über den Ozean eingerichtet, so hätte der Freund nicht die Seereise unternommen, ich brauchte den Telegraphen nicht, um meine Sorge um ihn zu beschwichtigen. [...] Und was soll uns endlich ein langes Leben, wenn es beschwerlich, arm an Freuden [arm an Freuds] und so leidvoll ist, daß wir den Tod nur als Erlöser bewillkommen können?“ (Freud 1930, S. 477)

Der von Freud geprägte Begriff wird wohl aufgenommen (weggenommen), zumindest als schlichtes Wort, aber in seiner Herleitung jeweils auf solch 'andere Füße' gestellt, daß er als arbeitshypothetisches Erklärungsmuster einer (überhaupt wahrgenommenen?) allgemeinen Destruktionstendenz nicht mehr taugt und scheinbar im Elfenbeinturm scharfsinniger aber unsinnlicher (sinnloser) Begriffsartistik sich zahnlos auflöst. Für Freud war der Todestrieb noch eine Arbeitshypothese dafür, sich einen vorläufigen Reim auf die 'Schlechtigkeit der Welt, ihre Brutalität', ihre *Unbehaglichkeit* zu machen, die 'Franzosen' enteignen ihm diese Hypothese, besetzen unter Beibehaltung des äußeren Wortes („Todestrieb“) deren Inhalt neu. Das war schon (in) „1984“¹⁰⁴ so. Der Todestrieb wird bei Widmer/Lacan und Laplanche über den Tellerrand der innerpsychischen Instanzen Ich, Über-Ich, Es hinaus nicht weiter verfolgt. Es wird dafür (stattdessen?) der Frage nachgegangen, ob vielleicht fernab philosophischer (Vor)Annahmen, äußerer Einflüsse, in der Seele des Einzelnen *sich etwas bildet*, daß ebenfalls (oder *statt* der Freudschen Begrifflichkeit) als Todestrieb benannt werden und dem Einzelnen als Destruktion zu schaffen machen könnte. Auch das ist eine interessante Frage, ich bin ihr unter Anstrengung aber fasziniert von solchem Ansatz nachgegangen, aber es wird problematisch, wenn damit – unnötigerweise – der Freudsche Ansatz, der nicht nur psychoanalytische Seelen- sondern auch Kultur- und Weltbetrachtung umgreift, der Raum genommen wird.

Für Freud entstand der Todestrieb nicht jedesmal neu in der Seelenentwicklung des Einzelindividuums, sondern stellte sich in – auch – dieser dar, wie in allem, was da vorübergehend in den Zustand geraten war, den er Leben nennt, und der Todestrieb war und blieb als zugegebenermaßen etwas spekulativ geschautes geradezu 'transkosmisches' naturphilosophisches Prinzip in ewigem Kampf mit dem 'Gegenspielergiganten' Eros verstrickt, der ebenfalls nicht auf das Vorhandensein menschlichen Trieblebens angewiesen war, sondern, wenn letzteres vorhanden war, sich (auch) in diesem manifestierte. Das war zwar alles nicht auf Antrieb im Labor nachzustellen oder gar dort nachzuweisen, wäre überhaupt kaum beweisbar, aber Freud hat es als Todestrieb*theorie*, als Arbeitshypothese solange beibehalten wollen, bis etwas Besseres den Zustand und Ablauf des Welt- und Seelengeschehens angemessener fassen könnte. *Das Problem aus (auch) der Psychoanalyse ausklammern, ist nichts Besseres.*

Bei Freud war es dem Einzelnen aufgegeben, mit dem in ihm von Lebensanfang (oder Zeugung?) an vorhandenen Anteil von Destruktion umzugehen, bis hin zu der Alternative, entwe-

¹⁰⁴vergl. George Orwell „1984“, insbesondere darin die Beschreibung der Aufgaben des 'Wahrheitsministeriums'. Wer die Begriffe *besetzt* (auch das ein durchaus soldatischer Ausdruck), besitzt auch Macht über deren Inhalte.

der sich selbst oder Andere(s) zu zerstören. Bei 'Lacan/durch Widmer' ist das 'Entstehen von Todestrieb' an das Vorhandensein von Sprache gebunden. Das sprachlos seinem Erdendasein ausgesetzte Kleinstkind, wie denn auch tierisches und pflanzliches Leben ist demnach todes- triebunfähig, von 'Auflösungstendenzen', die in jedem Atom sich darstellen, im wahrsten Wortsinn bei diesen Autoren 'keine Rede'. Stirbt dann der Rest der organischen Welt aus an- deren Gründen als die (todes)triebfähigen Menschen, „jene sprechenden Wesen, die wir sind“ (Löchel 1994, S. 12)? Lebt Dummes, Stummes deshalb länger oder friedlicher, weil nichts in ihm sich durch die Sprache vom Anderen getrennt fühlen läßt? Das scheint mir denn doch eine unzulässige Enteignung und Entschärfung des ursprünglichen Freudschen Todestriebbeg- riffs zu sein, mit dem bloßen Gewinn oder Ziel, einen sonst oder bislang störenden Begriff des 'Meisters' endlich elegant 'gemeistert' und dessen Lehre für die Tagesbelange geglättet zu haben. Bin ich zu boshaft, wenn ich vermute, daß die durchaus klugen Widmerschen Ge- danken zu seinem speziellen Sprachthema (Herleitung eines *allein* sprachbedingten 'Todes- triebes') sich auf alle Fälle etwas grandioser anhören, wenn er sie in Begrifflichkeiten der Psychoanalyse („Todestrieb“) kleidet, wofür eigentlich m.E. gar keine Notwendigkeit be- steht?

Und was Sulloway da machte, treibt m.E., jedenfalls im Effekt, den Teufel mit Beelzebub aus. Um die angebliche innertheoretische Stringenz und Homogenität der Freudschen (Todes- trieb)Theoriebildung zu retten oder zu behaupten – so versessen auf das zeitgleiche glatte Aufgehen seiner Begrifflichkeiten miteinander und mit der klinischen Behandlungserfahrung war Freud gar nicht –, unterstellt er Freud ein leicht obskures vererbungsbiologisches (la- marckistisches) Weltbild, stellt Freud, der wohl von solchen Positionen Kenntnis hatte und sich davon *anregen* ließ – z.B. von Ferenczi hinsichtlich der 'Phylognese in der Ontoge- nese' – ein für allemal als *ausschließlichen* Biologen, gar 'Kryptobiologen' hin, was der nicht war.

Sollte nun aber der Eindruck entstanden sein, ich hätte Freud 'quasi identifikatorisch' referiert und bloß die 'Abweichler', 'Verwässerer', 'Umdeuter', 'Umschreiber', 'Verharmloser', kriti- siert und bekrittelt, so wäre das ein falscher. Die Problematik, das Problematische der Herlei- tung der Freudschen Todestriebhypothese ist mir durchaus (-in Ausschnitten wenigstens-) aufgegangen. Und manche Ungereimtheiten stehen nach wie vor unvereinbar nebeneinander im Freudschen Theoriegebäude, 'gehen nicht auf'. Hält man sich z.B. streng an *die* Triebdefi- nition von 1915¹⁰⁵, wonach an ihm Quelle, Drang, Ziel und Objekt zu unterscheiden sind, und

¹⁰⁵Freud (1915) „Triebe und Tribschicksale“

worin die Quelle ein somatischer Vorgang ist, dessen Reiz im Seelenleben durch den Trieb repräsentiert ist, der Drang das Maß an Arbeitsanforderung, das sich dadurch für die Psyche ergibt, Ziel des Ganzen die Aufhebung des Reizzustandes an der Triebquelle ist, und Objekt das ist, woran oder wodurch der Trieb seine Befriedigung erreichen kann, komme ich nach wie vor bzgl. des Todestriebes in Schwierigkeiten. Denn der Todestrieb macht doch keineswegs die somatischen Veränderungen seiner Quelle rückgängig, sondern soll doch für weitere Abbauprozesse verantwortlich sein.¹⁰⁶

Natürlich ist auch hier allmählich die Frage erlaubt, wie denn der einst von Freud 'am Bläschen' hergeleitete und am solchen vorgestellte Todestrieb schlüssig für den heutigen Zustand von Kultur und Psychoanalyse verantwortlich zu machen ist, aber, soviel habe ich bei dieser Arbeit gemerkt und auszuhalten gelernt, dieser Begriff faßt viele Inhalte, deren Herleitungen sich dann und wann überschneiden, manchmal sich explizit auf Freud beziehen oder gar berufen, aber auch 'ganz neuen Wein in alten (Begriffs)Schläuchen' anbieten. Damit, Eros und Todestrieb als organisierende bzw. desorganisierende Prinzipien zu betrachten, mit ihnen zu philosophieren, zu spekulieren auf der Suche nach einem vorläufig orientierenden Welterklärungsmodell, käme ich noch zurecht, aber sie *bruchlos* mit dem ursprünglichen Triebcharakter, der ihnen Ziele und somatische Quellen unterstellte, zu identifizieren, fällt mir schwer, egal welche der verschiedenen Freudschen Triebbegriffsversionen ich auch auf die Todestriebhypothese anwende¹⁰⁷.

Ich kann nachvollziehen, daß je nach bestimmtem Wissenschaftsverständnis und vorausgesetzten psychoanalytischen Grundannahmen der Todestrieb u.a. wegen seiner empirischen Unnachweisbarkeit in der Couchsituation als metaphysische Konstruktion denunziert wird, als spekulative, wissenschaftlicher Erkenntnis widersprechende Teleologisierung der menschlichen Natur Ablehnung erfährt. Die Reduktion der menschlichen Natur auf zwei, eng an das ursprünglich veröffentlichte Triebverständnis angelehnte *Grundtriebe*, Eros und Thanatos (Todestrieb), stellt die Psychoanalyse tatsächlich in den Verdacht, Wissenschaft auf der Basis unreflektierter Vorannahmen zu praktizieren.

¹⁰⁶Siehe hierzu auch die ähnliche Kritik Fenichels (1935 und 1953), die im Fromm-Kapitel mitaufgenommen ist.

¹⁰⁷Z.B. „Wir fassen den Trieb als den Grenzbegriff des Somatischen gegen das Seelische, sehen in ihm den psychischen Repräsentanten organischer Mächte.“ (Freud 1911), dann wiederum faßt er den Trieb als „...die psychische Repräsentanz einer kontinuierlich fließenden, innersomatischen Reizquelle... Trieb ist so einer der Begriffe der Abgrenzung des Seelischen vom Körperlichen“ (Freud 1905). Später dann (zusätzlich) differenziert er zwischen Trieb und dessen psychischer Repräsentanz: „Ein Trieb kann nie Objekt des Bewußtseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert“ (1915, *Das Unbewußte*). Mit Recht heißt es im „Jenseits des Lustprinzips“ (1920, S. 35), daß die Triebe „das wichtigste wie das dunkelste Element der psychologischen Forschung“ sind...

Mit der Herleitung des Todestriebes aus *dem* Wiederholungszwang habe ich Probleme. Nirgendwo – jedenfalls bis jetzt – habe ich z.B. eine Freudsche Lösung für mein schon am Anfang meiner Arbeit formuliertes Verständnisproblem gefunden, was denn nun der eigentliche Charakter des ‘Wiederholens’ sei. Soll etwas Verlassenes, Verlorenes wiedergeholt werden, was etwas Einmaliges wäre, oder soll etwas immer wieder aufs Neue wiederholt werden? ¹⁰⁸

Und auf u.a. solcher Läßlichkeit im Umgang mit dem Begriff soll der Todestrieb fußen? Das schmerzt, aber nur, wenn man das (die allgemeinen Wiederholungsphänomene), was vielleicht nur assoziativ zu einer (Todestrieb)Idee führte, für deren wissenschaftliche Absicherung in den Dienst nehmen wollte als Beleg, Beweis, Argument.

Ich weiß nicht, ob das Folgende zu albern ist, aber ist es wirklich *Todestrieb*, wenn z.B. ein Lämmchen Gräser frißt, ist das ‘nach außen gewendete Aggression’, destruktives Zermalmern, erwachsen aus auswegloser Alternative, sonst an innen verbliebener Destruktivität zugrunde zu gehen, und nicht nur am Hunger? Und das Gras selber in meinem Beispiel, streitet sich da Halm mit Halm bis aufs Messer? Oder muß man sich da einen ganz anderen, lautloseren Aggressionsbegriff denken, um auch den Pflanzen, die ja wohl auch zur Freudschen Welt gehören, all das noch unterstellen zu können, was in *ihrem* Stoffwechsel und Austausch mit der Umwelt Brutales an Titanenkampf von Eros und Todestrieb sich vollzieht? Oder gilt das Freudsche Todestriebdenken (der Todestrieb wirkt ‘im Stillen’) tatsächlich nur auf der innerzellularen Bühne, in jeder einzelnen Zelle eines Organismus, uneinsehbar (*uneinsehbar*), wird aber, wie zu Illustrationszwecken von Freud an ganzen, vielzellig zusammengesetzten Organismen und deren z.B. menschlichem Seelenleben, sowie an Kulturgesamtheiten und weiter hinauf bis in die allerhöchste Etage von ‘Urkräften’ ungelungen veranschaulicht? Die Übertragung von fragwürdigen biologischen Annahmen und Theorien auf menschliches Verhalten (*tierisches und pflanzliches auch? Wo ist da die Freudsche Grenze?*) scheint mir Freudscherseits nicht gelungen – wenn man denn die Freudschen Argumentationsstränge in dieser Hinsicht *wörtlich* nähme.¹⁰⁹ Die Freudschen naturwissenschaftlichen, naturphilosophischen

¹⁰⁸Jones sieht das ebenfalls als Problem und kritisiert Freud in seinem Vorgehen (Versehen?) so: „Dieser Schritt besteht darin, daß er den Drang zur Wiederholung mit dem Drang zur Wiederherstellung eines *früheren* Zustandes gleichsetzt, was indes keineswegs evident ist. Nicht nur sind die beiden Dinge [...] gar nicht identisch, sondern im Gegenteil sogar ihrem Wesen nach diametral entgegengesetzt. Der Wiederholungszwang bewirkt, daß sich nichts ändert; immer wieder geschieht dasselbe. Die Wiederherstellung eines ‘früheren’ Zustandes ist jedoch eine Bewegung, und zwar regressiver Art, die den gegenwärtigen Zustand in einen solchen aus einer früheren Zeit umändert.“ (Jones 1962, Bd. III, S. 322f)

¹⁰⁹Vielleicht läßt sich die Spanne vom ganz Kleinen der Zelle zum Größeren des Menschen mit Schleichs Hilfe schließen, der auf seine Art auch Raum für eine *seelisch* motivierte Auflösungstendenz läßt: „Nun unterscheiden sich aber die Vielzeller, aus Trilliarden von Einzellern zusammengefaßte Wesen, also zellige Organsozietäten, die insgesamt wieder ein höheres Individuum bilden, von den primitiven Lebewesen nur dadurch, daß eine Unzahl von solchen Einzelwesen durch eine organisatorische Idee zu individueller Einheit miteinander verkettet

Grundannahmen, Prämissen sind wohl recht diskutierwürdig, aber auch diskussionsbedürftig, heute, zwei bis drei Forschergenerationen der Physik, Physiologie, Biologie, Chemie später.

Und sein Kulturbegriff ist mir zu eng, zu starr. Obwohl auch im Eros-Todestrieb-Konzept gewisse Einsichten hinsichtlich der Sozialität der Triebe enthalten sind, läßt sich m.E. Soziologisches nicht allumfassend auf entweder Psychologie oder 'kosmische Naturgewalten' zurückführen. Der Kampf zwischen Todestrieb und Eros kann nicht das einzige Erklärungsmuster der menschlichen Kulturentwicklung, ihrer historisch konkreten Praxis sein. Freud führt jedoch den Kulturprozeß auf den ewigen 'Streit der Giganten' Eros und Todestrieb zurück, preßt damit die Dialektik von Trieb und Kultur letztlich in einen naturalistischen Erklärungsrahmen. Die Tendenzen von Wachstum und Zerfall werden dabei zu übergreifenden Grundstrukturen erklärt, die das psychische und kulturelle Geschehen insgesamt bestimmen sollen. Da ist es dann nicht mehr weit bis zu Ying und Yang und ähnlich orientierenden Einfachheiten. Das reicht nicht, das sah schon der von mir bissig behandelte Erich Fromm, der sich mit seiner materialistisch aufgefaßten Psychoanalyse und analytischen Sozialpsychologie (jedenfalls noch als 'früher Fromm') mit der Soziologie des historischen Materialismus traf. Beiden Betrachtungsweisen menschlichen Daseins, Fühlens und Tuns sind sog. 'Ideen'¹¹⁰ als Gründe menschlichen Handelns (auch psychischer Vorgänge) fremd. Fromm meinte wohl, die historisch-materialistische Gesellschaftsauffassung mit der psychoanalytischen Triebtheorie zu einer analytischen Sozialpsychologie weiterentwickeln zu können, sah darin aber für einen 'Todestrieb' nie einen Platz.

Mit der Herleitung, Absicherung oder Widerlegung der Freudschen psychoanalytischen Begriffe in oder durch Naturwissenschaften habe ich überhaupt meine Schwierigkeiten. Sulloway z.B., der das Freudsche Denkgebäude (einschließlich des Todestriebes) zwingend, schlüssig und stringent aus lediglich Freuds naturwissenschaftlichen Prämissen (bio)logisch ableitbar und abgeleitet sieht, sowie Freud selbst, wo er im „Entwurf einer Psychologie“ (1895) und besonders im „Jenseits...“ (1920) in den Naturwissenschaften Voraussetzungen, Anleihen, Parallelen, gar Fundamente für seine Begriffsbildung zu suchen *behauptet*, schreiben damit Disziplinen Zuständigkeit zu über Bereiche, wo die *allein* nicht mehr hinreichen, und wo es

sind. Würde eine seelische, plastisch-konstruktive Einheit den Leib eines höheren Lebewesens nicht bis zum Tode in strengem Verband und Arbeitsgemeinschaft zusammenhalten, so müßte auch der Menschenkörper nichts sein, als das, zu dem er nach dem Tode zerfällt; ein kribbelnder Ameisenhaufen von mikroskopischen Einzellern. Der Tod ist eben die Auflösung der diktatorisch durch die Seele zusammengehaltenen Zellgemeinschaft, er löst einen Zellstaatenverband zu einer postmortalen Anarchie auf“ (Schleich 1921, S. 16). Damit ist aber der Freudsche Weg zur gänzlich anorganischen Ruhe noch nicht zurückgelegt. (Schleich wettert vehement gegen die Feuerbestattung, die zerstört auch endgültig die von ihm als *unsterblich* gedachten Einzeller und Keimzellen.)

¹¹⁰Also auch Todestriebhypothesen und Ähnliches.

nicht verwundert, wenn diese Richtungen die Freudschen Begriffsbildungen allein schon dort ad absurdum führen zu können glauben, wo Freud, weil er ihrer Anregung nicht mehr bedurfte, ihren Erkenntnis- und Argumentations- wie Methodenhorizont wieder verließ.

Man kann sich in diesem Zusammenhang fragen, ob z.B. Sulloways Vorgehen, oder wenigstens dessen Effekt, nämlich ein glättendes Freud- (Miß)Verstehen, ein Dienst an der Psychoanalyse ist, ob die einseitige Verbiologisierung ihres Entwicklers (Freud gar als Kryptobiologe) mehr eine verstümmelnde Vereinnahmung der Psychoanalyse durch die Biologie und andere Wissenschaften als ihre Stützung durch diese bedeutet. Diese Art der 'niederhaltenden Hilfestellung' von seiten der Naturwissenschaften wie die (mitunter hämische) Widerlegung der psychoanalytischen Modelle, speziell auch ihres metaphernreichen metapsychologischen Denkmodells 'Todestrieb' durch naturwissenschaftliche Methoden erschwert die Anwendung und das Verständnis solcher Denkmodelle als *auch* begrifflich-gedankliche *Hilfskonstruktionen*.

Freuds hingegen ideengeschichtliche Verschränkung und Verflechtung von spekulierender (*Natur*)*Philosophie* und exakter *Naturforschung* (zu Freuds Forschertätigkeit siehe das Fromm-Kapitel meiner Arbeit) läßt sich gerade am „Jenseits des Lustprinzips“ gut aufzeigen. *Darin und danach ist Freuds Todestrieb weder rein physikalisch noch rein philosophisch begründet oder begründbar, damit aber auch nicht nur 'einseitig' widerlegbar.* Im „Jenseits des Lustprinzips“ kommen hinsichtlich des Todestriebes beide Erkenntnis-, Erklärungs- und Verstehensstränge zusammen und fortan nicht mehr voneinander los.

So hat – zugespitzt gesagt – den Todestrieb nicht widerlegt und damit verüberflüssigt, wer bloß die Brüche und Unhaltbarkeiten dessen veröffentlichter Freudscher Herleitung meint aufgezeigt zu haben, zumal die Art und Weise der Freudschen Rückgriffe auf die Wissenschaften seiner Zeit durchaus Zweifel daran schüren, ob ihm tatsächlich an der Absicherung seiner Todestriebhypothese durch notwendig diese gelegen war, oder ob die nur die zeit- und gesellschaftsgemäße (eigentlich austauschbare) Kulisse abgaben, in der er seine Erweiterung der Triebtheorie vorführte, mithin er heute *vielleicht* zu andern Gleichnissen, Analogien greifen würde.

Also scheint mir das „*Schicksal des Todestriebes in der Psychoanalyse*“ nicht dadurch schon besiegelt, weil der sich vielleicht nicht – methodenabhängig – im Labor destillieren läßt oder hinter der Couch einer gleichgültig mäßigen Aufmerksamkeit des Analytikers entgeht. Es ist unerheblich, ob er in der moderneren neurophysiologischen Erkenntnis eine Entsprechung findet, ob ihm von dieser Richtung als „psychischem Regulativ“ Anerkennung zuteil wird

oder nicht. Selbst wo er nur als ‘(natur)wissenschaftliche Mystifikation’ Freuds verstanden oder denunziert wird, bewahrt er die Psychoanalyse davor, ihren Gegenstand als bloße – meßbare – Natur zu begreifen und dabei zu vernachlässigen, daß Triebhaftes und Unbewußtes stets auch gesellschaftlich und historisch vermittelt sind und nicht nur mit den engeren Triebbegriffen aus Freuds früher Triebtheorie zu greifen sind. Insbesondere Freuds Todestrieb entzieht sich zwar einer auf Operationalität und Handhabbarkeit der Begriffe abzielenden Wissenschaft, erweist sich aber gerade in seiner – auch mich quälenden Widersprüchlichkeit – als ein nützlich zu verwendendes Denkmodell bei der Betrachtung und Bewältigung des nur scheinbar festgefügt Bestehenden.

Die ‘Franzosen’ in meiner Arbeit ‘entnebeln’ den Todestrieb zwar reichlich, hebeln ihn aber damit in seiner oben geschilderten Funktion aus, finde ich. Den ehemals Freudschen Todestrieb entweder ganz in der Biologie oder selbstgenügsam brillant ganz in der Sprach- oder Triebphilosophie – im Sinne Lacans, Widmers, z.T. Löchels, etc. zu verankern, mag zwar dessen sperrige Widersprüchlichkeit verschlanken, macht ihn aber langweilig. Dort aber, wo seine Denkfigur philosophierendes Welt-Befragen und wissenschaftliches Bemühen um Erklärung oder Verständnis zusammenzwingt, hat der Todestrieb eine dem Leben dienende Funktion, indem er es in den Zusammenhang ‘des ganz Anderen’ bringt. *Das wäre in etwa meine Lesart des Todestriebes.*

Ich hänge, hiermit zurück zu Freud, der These an, daß man auch auf falschem Weg, von unzutreffenden Voraussetzungen ausgehend, zu zutreffenden, zumindest nützlichen Ergebnissen, Hypothesen, Modellen, Orientierungen kommen kann, auch wenn sich in der gewählten Herleitung Brüche auftun, und sich das Gefundene erst später und dann vielleicht ganz anders fundieren läßt, oder auch nicht.¹¹¹

‘Was ist’, (wenn denn überhaupt ‘was ist’), mag je nach erkenntnistheoretischer – lebensphilosophischer Ausrichtung nicht zu ergründen sein oder doch, aber die Brauchbarkeit von Hypothesen kann sich mehr oder weniger erweisen. Und ein Welterklärungs- (und Trieb)Modell ist schon dann tauglich, wenn es eine Menge Lebens- und Welterscheinungen widerspruchsarm so verstehbar macht, daß Weltbewältigung und Weiterdenken damit möglich wird.

¹¹¹Bei meinen Mathematiklehrer galt noch, trotz manchmal ‘richtiger Zahl am Schluß’ die Aufgabe als ‘nicht gelöst’, wenn die sich zweier sich zufällig aufhebender Fehler verdankte. Davon, daß manchmal die Idee sich fern und vor ihrer Absicherung einstellt, damit aber durchaus zu ernster Prüfung einlädt und sogar zur Erklärung und Bewältigung wissenschaftlicher oder sonstiger Probleme schon taugen mag, wollte der noch nichts wissen.

Dabei scheint z.B. der von Freud im „Jenseits des Lustprinzips“ wie auch in anderen Texten verwandte Begriff der ‘psychischen Energie’ mir offensichtlich ungereimt, widersprüchlich, einfach viel zu ‘hydraulisch’, zuwenig homöostatisch und dem Gegenstand der Psychoanalyse so unangemessen, daß die Frage interessant scheint, warum dieses Konzept so lange zur erklärenden Grundlage genommen wurde. Brun, Fromm und andere haben sich dazu in meiner Arbeit geäußert. Ist aber dann eine solcherart problematisch untermauerte Triebtheorie bloß eine ‘Heilige Kuh’, die als wiedergekäutes nichtgegläubtes Ritual nicht aufgegeben werden darf, weil (nur?) sie die Institution Psychoanalyse zusammenhält als kleinster verkündbarer gemeinsamer Nenner? Es ist der Standpunkt nicht von der Hand zu weisen, daß Freuds ‘physikalistischen’ psychoanalytischen Grundannahen (aber von irgendwas muß man doch ausgehen!) keine wissenschaftlichen Begriffe sind, sondern daß er eher mit gleichnishaften Bildern, die ihre Formulierungen und Vorstellungen aus verschiedensten naturwissenschaftlichen Fächern – z.T. unvereinbar miteinander – entlehnten, seine aus klinischen Erfahrungen entstandene Triebtheorie nachträglich abzusichern versuchte; d.h. klinische Brauchbarkeit und persönlich-philosophische Weltsicht und -erfahrung wurden erst nachträglich versuchsweise unter diese oder jene naturwissenschaftlichen, zu seiner Zeit populären Gesetzmäßigkeiten subsumiert, oder diese Wissenschaften, wie z.B. die derzeitige Biologie wurden für unzuständig für die Untermauerung oder Widerlegung der Psychoanalyse und ihres Erklärungshorizontes überhaupt erklärt.

Es kommt m.E. nicht darauf an, ob Freud in den Wissenschaften und Wissenslücken seiner Zeit oder in deren Irrtümern gefangen war, als er – nachträglich wie mir scheint – und der Reputation der Psychoanalyse als ernstzunehmende Wissenschaft zuliebe – seine Triebtheorie (einschließlich Todestrieb) *auch*, wie nachvollziehbar auch immer, auf naturwissenschaftliche ‘korrekte’ Grundlagen zu stellen versuchte. Das Denkmodell zumindest des Todestriebes, der nicht nur Laplanche zufolge für Freud zu einer Art ‘Denkzwang’ wurde, bedarf keiner empirisch exakt festzumachender Manifestation desselben, er verkommt damit aber noch nicht zur bedeutungslosen ‘reinen Glaubenssache’. Denn auch noch die ‘Umdeuter’ der Freudschen Todestriebhypothese lassen zumindest den Stachel ahnen, den es bedeutet, menschliches Leben und auch menschliches Denken, denn letzteres sitzt menschlichem Leben auf, immer schon von der Begrenztheit und Geprägtheit von dem ‘Nahen Anderen’ durchdrungen zu sehen, schon bevor später mal der tatsächliche, öffentliche Tod eintritt.

Ob der Freudsche Todestrieb nun in jeder Hinsicht triebtechnisch bis ins Detail seiner unterstellten (Mit)Wirkungen am Symptom empirisch nachzuweisen oder auch nur logisch nach-

vollziehbar wäre, weiß ich nicht, doch sehe ich in der Todestriebhinterlassenschaft Freuds gerade das Moment, das verhindert, daß Psychoanalyse zu einer abgeschlossenen (fertigen, hermetischen wie homogenen), kulturkonformen, schöngeistig abgesicherten Medizin für das Bestehende oder zu einer aufsagbaren Philosophiesparte verkommt. Nicht die, vielleicht je nach Lesart nie oder gerade nachvollziehbare Aufstellung der Todestriebhypothese, vielmehr noch *ihre Beibehaltung* bewahrt der Psychoanalyse einen Teil ihres fruchtbaren Außenseitertums; das sperrige „Jenseits des Lustprinzips“ schützt sie vor allzu reibungsloser Vereinnahmung im oder ins ‘Diesseits’. Eine Theorie, die ihre eigene Unausgegorenheit mit sich herumträgt, *in sich austrägt*, ist der Widersprüchlichkeit und Unfertigkeit der Welt angemessener und erkenntnismäßig näher als eine, die tagesaktuell genau als Deckel auf dem (Ein)Topf positivistisch verwertbarer Pragmatismen klappert. In der Geschichte behaupten sich als Erinerte und Wegweiser die Käuze, nicht die Konformisten.

Freud hat die Psychoanalyse aus der Position eines einer Minderheit Angehörigen entwickelt, verfügte über den geschärften Blick des Außenseiters und spürte folglich wenig Interesse, mit seiner Psychoanalyse das ihn drangsalierende Bestehende auch noch zu befestigen. Ob die bürgerlich-versöhnten Fortschreiber oder Anwender seiner Theorie oder Behandlungstechnik aber stets über solche unabhängige Position und Stärke verfügen würden, war nicht abzu-sehen. Da tat ein hinterlassener ‘unverdaulicher Stachel’ im Theoriegebäude vielleicht ganz gut, die Psychoanalyse vor allzuviel Beifall, Akzeptanz und zähmender Vereinnahmung durch die Kräfte zu schützen, die ihren subversiven, die Grundlagen der Kultur durchaus in Frage stellenden, pessimistischen Anteil lieber heute als morgen Freud in sein Grab nachgereicht hätten, auf daß mit dem verbleibenden, zur Ganzheit zurechtgebogenen Theorietorso Glück und Einkommen keiner triebtheoretisch fundierten Grenze mehr unterlägen. Die Todestriebprovokation war so geschickt ‘dosiert’, oder erwies sich wenigstens so, daß es die Psychoanalyse als pragmatische Heilmethode oder als mutiges Aufklärungsmittel über die Gewordenheit seiner selbst nicht unmöglich machte im ärztlich-therapeutischen Milieu, wo es mehr darauf ankommt, daß ein Mittel, ein Verfahren anschlägt, als daß seine theoretische Eingebundenheit in umfassendere Prinzipien täglich, wenn denn überhaupt zur Debatte stände.

Nur indem Freud etwas Unrundes, Unvereinnahmbares hinterließ, etwas, das auch heute noch ‘nicht aufgeht’, konnte er über seinen Tod hinaus der Psychoanalyse Beweglichkeit und die Distanz zum Bestehenden erhalten, die auch schon an ihrem Anfang die Voraussetzung für die ersten tastenden Schritte war.

Nach meinem Studium der von mir in meiner Arbeit ausgewählten und aufbereiteten Autoren fällt auf, daß der Todestrieb einen steten Begründungswandel mitmacht. Das hat mich wohl anfänglich verwirrt, geärgert geradezu, zu manch bissiger Färbung meiner Sprache beigetragen, wird aber jetzt anders betrachtet. Jeder der Autoren, die den Todestrieb nicht rundweg ablehnen, macht sein Eigenes daraus, schlägt sich mit ihm herum, läßt sich von ihm oder gegen ihn anregen, Standpunkte zu entwickeln, die die Psychoanalyse weiter ausdifferenzieren, ob man nun speziell dem Todestriebgedanken dabei folgt oder nicht. Das brachte mich auf die hier ausformulierte Idee, daß Freud das, was er nach Laplanches Vermutung wie „aus einer Art zweiten Zustand“ (Laplanche 1985, S. 161) heraus schuf und neben seinen anderen, damit mehr oder weniger in Widerspruch stehenden theoretischen Äußerungen stehen ließ, letztlich doch nicht zuletzt aus dem Grunde bis zu seinem Tode als Bestandteil des psychoanalytischen Theoriegebäudes beibehielt, weil es sich aus anderen Gründen als denen, die vordergründig zur Herleitung der berüchtigten Kompliziertheiten bzgl. des Todestriebes etc. führten, als nützlich erwies; trotz des Gezeters aus der pragmatischen Anwenderfraktion der Psychoanalyse mit ihrer Sucht nach einer fertig abgerundeten Theorie und einem handlichem Weltbild, welche beide dem begrenzten Horizont des ärztlichen Wartezimmers doch noch die ungeteilten höheren Weihen einer ebenso beschränkten wie beschnittenen, aber darauf genau passenden psychoanalytischen Theorie verleihen sollten. Auf diese stachelige Freudsche Art widersprüchlich belassen, blieb die Psychoanalyse ‘in Bewegung’.

Und Löchel? Auch sie entwirft (sich) einen eigenen Todestriebbegriff, belegt ihn aber originell und nachvollziehbar durch ihre Lesart des „Jenseits...“. Das ‘Stumme, dessen das Beredte bedarf’ ist für sie Inhalt des Todestriebes, was diesen zwar eher in die Nähe einer trieblosen *Totenstille* rückt, als daß er noch ein zu irgendetwas an- oder hintreibender *Todestrieb* wäre, gleichwohl wird er nicht nur den knotwendiger mitspielender Gegenspieler zu dem ‘Getöse des Lebendigen’, der Freudschen Sexualtriebe, sondern ist sogar deren Voraussetzung.¹¹² Auch Löchel läßt sich auf Freuds ‘wörtliche’ Begründung des Todestriebes aus der Biologie, aus den Phänomenen des Wiederholungszwanges etc. nicht ein, für sie hat Freud den Todestrieb (ihres Verständnisses) eher begründet und verlautbart (eben *laut* werden lassen) durch und über die Art, wie er ihn im „Jenseits des Lustprinzips“ undechiffrierbar für ein sprachlich zupackendes Diesseits nicht zu Wort, aber zur Aufführung kommen läßt, womit dem musikalischen Leser vielleicht wenigstens etwas von der von Freud gemeinten Andersartigkeit des Todestriebes aufgehen mag. So wie auch das Morsealphabet Aussagen in den Pausen unter-

bringt, wie auch in der Musik die Pausen mehr sind als bloß der Ort, wo das Geräusch nicht weitergeht.

Solche Auffassung und Sichtweise finde ich bereichernder, als wie mich die Auslassung der kulturspezifischen Todestriebmanifestationen auch bei Löchel stört. Ihrem Beitrag kann ich noch am ehesten entnehmen, was die sichtbaren, erosgetränkten Tagesbetriebsamkeiten um ihre Voraussetzungen ergänzt, das 'Nahe Andere', dessen man – wenn auch sprachlos – eingedenk sein kann. Darüber gibt es noch viel Nachdenken...

Vorerst gilt (mir) Freuds Todestrieb als der 'produktive Störenfried', dem in der psychoanalytischen Theorie wie in der psychoanalytisch fundierten (Lebens)Praxis nicht mit schnellen Argumenten beizukommen ist, der einem als Mensch das Leben stets im 'Unselbstverständlichen' hält, ohne es einem aber gleich theoretisch wie praktisch zu vergällen. Er stellt damit nicht die schlechteste Aufforderung dar, es *beizeiten* kundig wahrzunehmen.

So sei denn die Arbeit endlich geschlossen – in vollem Wissen darüber, daß nichts je fertig, wenigstens nicht problematisch, und alles weiterhin zu diskutieren bleibt, wie ohnehin schon das Leben (auch ohne Todestrieb) voller abendfüllender Themen ist. Die liebe Seele hat endlich Ruh', und als Bremer halte ich mich für ein paar Tage an die *Lebensweisheit* meiner 'Stadt-musikanten', die da märchenhaft meinten:

„Etwas Besseres als den Tod finden wir überall...“¹¹³

¹¹² „Nach meinem Verständnis hat der Todestrieb etwas mit den Voraussetzungen und Folgen psychischer Repräsentanz zu tun [...], er ist der Preis, den wir bezahlen dafür, daß es psychische Repräsentanz gibt. Somit ist er nicht nur eine Denknöwendigkeit.“ (Löchel 1994, S. 27f)

¹¹³ Mündliche Überlieferung meiner Großmutter des Märchens „Die Bremer Stadtmusikanten“, vergl. auch: „Grimms Märchen“, verschiedene Ausgaben.

Literaturverzeichnis

Hier sind in alphabetischer Reihenfolge sämtliche Buchtitel und Veröffentlichungen aufgeführt, aus denen ich zitiert oder auf die ich Bezug genommen habe. Die bibliographische Korrektheit ist die meiner Vorlagen. Manche Angaben habe ich ergänzt.

Adorno, Th. W. und Horkheimer, M.: Die Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Amsterdam 1947

Adorno, Th. W.: Minima Moralia. In: Gesammelte Schriften. 20 Bände. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt/M. 1970-86

Adorno, Th. W. (Brief vom 2.6.1941 an Max Horkheimer): siehe: Horkheimer, Max: Briefwechsel...

Alexander, F.: Metapsychologische Betrachtungen. I. *Psa* 7, 1921, S. 270

Alexander, F.: Strafbedürfnis und Todestrieb. I. *Z. Psa* 15, 1929, S. 231

Balint, M. und Czillag, P.: Zur Kritik der Libidometrie nach Bernfeld und Feitelberg. *Imago* 17/3, 1931, S. 411

Becker, Ernest: *The Denial of Death*. New York: Free Press 1973

Bernfeld, S. und Feitelberg, S.: Der Entropiesatz und der Todestrieb. *Imago* 16/2, 1930, S.187

Brenner, C. (1971): The Psychoanalytic Concept of Aggression. In: *Int. J. Psycho-Anal.*, 52: 137-144

Brockhaus Enzyklopädie in 20 Bb., Wiesbaden 1970

Brun, Rudolf: Über Freuds Hypothese vom Todestrieb. In: *Psyche*, 7. Jg., H. 2, 1953, S. 81 – 111

Cannon, W. B. (1963): *Wisdom of the Body*. Rev. Ausg. New York: Norton

Caruso, Igor A.: Bemerkungen über den sog „Todestrieb“. Schweiz. Arch. Neur. u. Psych. 70/2. 1952, S. 245

Coriat, Isadore: Instinctual Mechanisms in the Neuroses. Int. Journ. of Psychoanalysis 11/1, 1929.

Derrida, Jaques: Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 2. Lieferung. Berlin 1987

Dubos, R. (1962): The Torch of Life. Credo Series. Hrsg. R. N. Anshen. New York. Simon & Schuster

Ehrenberg, K. [*möglicherweise identisch mit Ehrenberg, R.*]: Psychoanalyse und Biologie. In: Krisis der Psychoanalyse I, Leipzig 1928, S. 247

Ehrenberg, R. (1923) [*möglicherweise identisch mit Ehrenberg, K.*]: Theoretische Biologie. Vom Standpunkt der Irreversibilität des elementaren Lebensvorgangs. Berlin: Julius Springer

Eissler, K. R. (1963/64): Die Ermordung von wievielen seiner Kinder muß ein Mensch ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben? In: Psyche, 17, 241-291

Eissler, K. R.: Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus. In: ders.: Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus. Frankfurt/M. 1980, S. 7-63

Eissler, K. R.: Zur Notlage unsere Zeit. In: Psyche H. 22., 42. Jg., 1968

Fechner, G. Th. (1873): Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen. Leipzig: Breitkopf und Härtel

Federn, P.: Die Wirklichkeit des Todestriebes. Hippokrates 3/7, 1930 und Almanach d. Psa 1931

Fenichel, Otto (1953): A Critic of the Death Instinct. In: Collected Papers. New York: Norton

Fenichel, Otto (1939): Trophy and Triumph. The Collected Papers of Otto Fenichel, Second Series. New York: Norton, 1954, S. 141-162

Fenichel, Otto: Zur Kritik des Todestriebes. In: Imago, XXI, 1935, S. 458-466

Ferenczi, Sandor (1913): Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Int. Z. f. (ärztliche) Psychoanalyse. 1:124-38

Ferenczi, Sandor: Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb. I. Psa 15, 1929, S. 149

Fließ, Robert (1956): Erogeny and Libido: Addenda to the Theory of the Psychosexual Development of the Human. Psychoanalytic Series, Bd. 1. New York: International Universities Press

Freud, Sigmund: Studienausgabe in 10 Bd. und Ergänzungsbd. Frankfurt/M. 1982

Freud, Sigmund (1882): Sketches for the 'Preliminary' Communication of 1893. Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud. 23. Bd., ed. James Strachey. London 1886-1939

Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. S. Fischer. Frankfurt/M. 1940ff

- Entwurf zu einer Psychologie (1895)
- Die Traumdeutung (1900)
- Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905) [mit einem Vorwort von 1914/15]
- Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides) (1911)
- Zur Einführung des Narzißmus (1914)
- Das Unbewußte (1915)
- Die Verdrängung (1915)
- Zeitgemäßes über Krieg und Tod (1915)
- Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1916-17)
- Jenseits des Lustprinzips (1920)
- Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921)
- Das Ich und das Es (1923)
- Das ökonomische Problem des Masochismus (1924)
- Selbstdarstellung (1925)
- Zur Frage der Laienanalyse (1926)
- Das Unbehagen in der Kultur (1930)
- Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1933)
- Warum Krieg? (1933)
- Die endliche und die unendliche Analyse (1937)

- Abriß der Psychoanalyse (1938, veröffentlicht 1940)

Fromm, Erich: Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie: Bemerkungen über Psychoanalyse und historischen Materialismus (1932)'. In: ders.: Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M. 1982

Fromm, Erich (1956): Die Kunst des Liebens. Frankfurt/M. 1971

Fromm, Erich (1941): Escape from Freedom. New York. (dt.: Die Furcht vor der Freiheit, Frankfurt/M. 1966)

Fromm, Erich: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Stuttgart 1974

Gay, Peter: Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt/M. 1989

Goethe, Johann Wolfgang [von?] (1790): Faust. Berlin, Weimar 1990. Aufbau Verlag

Goethe, Johann Wolfgang von (1795/96): Lieder des Harfners. In: Wilhelm Meister. Verschiedene Ausgaben

Grubrich-Simitis, Ilse: Zurück zu Freuds Texten. Stumme Dokumente sprechen machen. Frankfurt/M. 1993

Hartmann, H., Kris, E. & Loewenstein, R. M. (1949): Notes on the Theory of Aggression. In: This Annual, 3/4: 9-36

Hebbel, Friedrich (1841): Judith, IV. Akt. Verschiedene Ausgaben

Heidegger, Martin (1927): Sein und Zeit. Tübingen: Neomarius Verlag

Heine, Heinrich: Gedanken und Einfälle. Abschnitt I. Verschiedene Ausgaben

Heine, Heinrich: „Ach das Ende ist so trübe...“ (im Gedicht 'Emma', letzte Strophe) In: Werke in 15 Teilen. Teil 2 'Neue Gedichte-Romanzero'. Hrsg. Hermann, H. und Pissin, R., Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart (o.J.) S. 43ff

Holt, R. R. (1965): A Review of Some of Freud's Biological Assumptions and their Influence on His Theories. In: Psychoanalysis and Current Biological Thought, Hrsg. N. S. Greenfield und W. C. Lewis. Madison: Univ. of Wisconsin Press

Horkheimer, Max – Adorno, Theodor W.: Briefwechsel 1927-1969. Max Horkheimer Archiv (VI 1 – VI 5), Frankfurt/M.

Jekels, Ludwig und Bergler, Eduard: Triebdualismus im Traum. *Imago* 20/4, 1934, S. 393

Jones, Ernest: Das Leben und Werk von Sigmund Freud. Bd. I-III. Bern und Stuttgart 1962

Kapp, R. O.: Comments on Bernfeld and Feitelbergs „The Principles of Entropie and the Death Instinct“. *Int. Journ. Psa* 12/1. Referat Fenichel in *Imago* 17/3, 1931, S. 425

Klein, Melanie (1948): Zur Theorie von Angst und Schuldgefühl. In: *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse*. Hamburg 1972

Kurzweil, Edith (1989): Für Kurt Eissler. *Psyche* 12, 1989

Lacan, Jaques: Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewußten (1960). In: *Schriften II*. 1975, S. 165-204

Lampl de Groot, Jeanne: Masochismus und Narzißmus. I. Z. *Psa* 23, 1937, S. 479

Laplanche, J. und Pontalis, J.-B: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1972

Laplanche, Jean: Warum Todestrieb? In: *Leben und Tod in der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1985

Laplanche, Jean: Der Todestrieb in der Theorie des Sexualtriebes. In: *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen 1988

Lichtenstein, Heinz (1935): Zur Phänomologie des Wiederholungszwanges und des Todestriebes. In: *Imago* XXI, 1935, S. 466-480

Löchel, Elfriede (1994): „Jenseits des Lustprinzips“: Lesen und Wiederlesen. Unveröffentlichtes Typoskript, Universität Bremen 1994. [siehe auch: *PSYCHE*, Jg. 50, H. 8, S. 681-714, (J.E., inzwischen)]

Marcuse, Herbert: *Eros und Zivilisation*. Stuttgart 1957

Marcuse, Herbert: *Der eindimensionale Mensch*. Neuwied und Berlin 1967

Mc Dougall, William: *Psycho-Analysis and Social Psychology*. London: Methuen & Co 1936

Nunberg, H.: Allgemeinen Neurosenlehre auf psychoanalytischer Grundlage. Bern/Berlin 1932

Orwell, George: '1984'. Verschiedene Ausgaben

Penrose, L. S.: Freuds Theory of Instincts and other Psycho-Biological Theories. Int. Journ. Psa 12/1 Referat Fenichel in: Imago 17/3, 1931, S. 426

Pfister, Oskar: Schockdenken und Schockphantasien bei höchster Todesgefahr. I. Z. Psa 16, 1930, S. 430

Ramzy, Ishak: „From Aristotle to Freud. A Few Notes on the Roots of Psychoanalysis.“ Bulletin of the Menninger-Clinic. 1956

Rapaport, David (1960) The Structure of Psychoanalytic Theory: A Systematizing Attempt. Psychological Issues, 2, Nr. 2 (Monographie 6)

Reich, Wilhelm: Strafbedürfnis und neurotischer Prozeß. Kritische Bemerkungen zu neueren Auffassungen des Neurosenproblems. Diskussion mit Franz Alexander. I. Z. Psa 13, 1927, S. 36

Reik, Theodor: Aus Leiden Freuden. Imago Publ. Co. London 1940

Sass, Louis A.: Das Selbst und seine Schicksale. Eine 'archäologische' Untersuchung der psychoanalytischen Avantgarde (II). In: Psyche, H. 7, 46. Jg., Stuttgart 1992

Schilder, Paul: Entwurf einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage. Leipzig/Wien/Zürich 1925 (Int. Psa Verlag) S. 12 und 130

Schleich, Carl Ludwig: Das Problem des Todes. Berlin 1921

Semon, R.: Der Reizbegriff. Biol. Centralbibl. 30/5, 1910, S. 181

Simonsen, Emil: Schleichs Psychophysik und Freuds Metapsychologie. I. Psa 9, 1923, S. 57

Sophokles: Ödipus auf Kolonos. In: Tragödien und Fragmente, griechisch u. deutsch. Hg u. übers. von Wilhelm Willige, überarb. von K. Bayer, 624-751. München (Heimeran) 1966

Sperling, O.: Referat über Reich, „Charakteranalyse“. I. Z. Psa 20, 1934, S. 403

Spitz, R. (1946): Hospitalism: A Follow-up Report. In: This Annual, 2: 113-117

Spitz, R. (1945): Hospitalism: An Inquiry into the Genesis of Psychiatric Conditions in Early Childhood. In: This Annual, 1. 53-74

Strachey, J.: Editorische Vorbemerkung. In: Studienausgabe-Sigmund-Freud, Bd. III, IX, Frankfurt/M. 1982

Strachey, J.: Editorische Bemerkungen. In: The Complete Psychological Works of Sigmund Freud. Standard Edition. London, 1953-1966

Suloway, Frank S.: Freud. Biologie der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende. Köln-Löwenich 1982

Symons, N.J.: Does Masochism Necessarily Imply the Existence of a Death Instinct? I. Journ. Psa 8/1, 1928. Referat Fenichel. I. Z. Psa 14/1, 1928, S. 152

Vogt, Rolf: Zur 'archaischen Matrix des Ödipuskomplexes' In: Psyche, 44. Jg. H. 10, 1990, S. 915-952

Vogt, Rolf: Psychoanalyse zwischen Mythos und Aufklärung oder das Rätsel der Sphinx. Frankfurt, New York (Qumran) 1986

Weis(s)mann, August (1892): Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung. Jena: Gustav Fischer

Weiss, Edoardo: Todestrieb und Masochismus. Imago 21/4, 1935, S. 393

Westermann Holstijn, A. J.: Tendenzen des Toten, Todestribe und Triebe zum Töten. Imago 16/2 1930, S. 207

Widmer, Peter: Zum Problem des Todestribs. In: Psyche, 38. Jg. H. 2, 1984

Wiggershaus, Rolf: Die Frankfurter Schule. München, Wien 1988

© Copyright verbleibt ausschließlich beim Autor.

Rückmeldung willkommen, Veröffentlichung, auch teilweise, nur nach Absprache.

Email: jehlers@uni-bremen.de